Eur. 1006 X (4

Pethion.

Die Geſchichte
unſerer Zeit,

bearbeitet

von

Carl Strahlheim,

ehemaligem Officiere der kaiſerlich=franzöſiſchen Armee.

d. i. Johann Conrad Friedrich

Vierter Band. Ammon.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

A 168/16a

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Unſere Zeit,

oder

geſchichtliche Ueberſicht

der

merkwürdigſten Ereigniſſe
von 1789—1830.

Nach den

vorzüglichſten franzöſiſchen und
engliſchen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officier der kaiſerlich-franzöſiſchen Armee.

Dreizehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Die franzöſiſche
Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geſchichte
der
geſetzgebenden oder zweiten
National-Verſammlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fortſetzung der Gräuelſcenen zu St. Domingo.

In derſelben Nacht brach zufolge der unter den Böſewichtern getroffenen Verabredung der Aufruhr noch in einer andern Gegend aus, und zwar vorzüglich auf den drei Plantagen Galiſey. Auf einer derſelben kamen die Neger mitten in der Nacht bewaffnet in das Schlafzimmer des Raffineurs, um ihn zu ermorden. Er erhielt nur einige leichte Wunden, und entfloh unter Begünſtigung der Finſterniß. Er kam nach der Hauptwohnung, und machte Lärm. Die daſelbſt wohnenden Weißen verſammelten ſich um ihn zu ſeiner Vertheidigung. Odelucg eilte ſogleich nach Cap, und kündigte einen Aufſtand der Schwarzen an. Er erhielt daſelbſt ein Detaſchement Soldaten zu ſeiner Begleitung, und mit Hülfe derſelben bemächtigte er ſich bei ſeiner Zurückkunft einiger Anführer der Aufrührer, welche er nach Cap brachte. Bald darauf kehrte er in Begleitung derſelben Soldaten noch einmal zurück, um auch die Uebrigen zu fangen. Allein dieſe waren indeſſen zu einer großen Anzahl angewachſen.

Sie rückten in geſchloſſenen Reihen gegen ihn an, und trugen ſtatt des Panners ein weißes Kind auf eine Lanze geſteckt. Die Neger fielen ihn an. Da erkannte er unter ihnen ſeinen eigenen ſchwarzen Kutſcher. „Böſewicht!“ rief er ihm zu, „ich habe dir von jeher nur Gutes gethan; warum willſt du mich denn umbringen?“ — „Daß Sie mir viel Gutes gethan haben, iſt wahr,“ erwiederte der Schwarze, „allein ich habe verſprochen, Sie zu ermorden.“ In demſelben Augenblicke fielen die Neger über ihn ſowohl, als über das Detaſchement, welches er anführte, her, und metzelten Alle ohne Mitleiden oder Schonung nieder.

Zu derſelben Zeit ſtanden auch alle Sclaven der Plantage Flaville auf, eben die Sclaven, welche noch wenige Tage vorher ihrem Herrn Treue und Gehorſam geſchworen hatten. Der Neger Paul, eben der, für welchen ſein Herr gutgeſprochen hatte, ermordete fünf weiße, zu der Familie ſeines Herrn gehörige Perſonen. Die Gemahlin des Gouverneurs fiel vor ihm auf die Kniee und flehte um das Leben ihres Mannes. Allein die Neger waren unerbittlich. Sie ermordeten den Gouverneur, und ſchleppten die Gemahlinn deſſelben nebſt ſeinen drei Töchtern mit ſich fort. Den Letztern ſagten ſie, daß ſie ſie zu ihrem Vergnügen beſtimmt hätten.

Robert, den Zimmermann der Plantage, banden ſie zwiſchen zwei Bretter, und ſägten ihn mit ſeiner eigenen Säge mitten von einander.

Von dieſer Plantage rettete ſich nur ein einziger ſechszehnjähriger Weißer. Er hat dieſe Gräuel, bei denen er Augenzeuge war, erzählt.

Nachdem die Weißen auf der Plantage ermordet waren, wurden die Zuckerfelder in Brand geſteckt, und nachher die Gebäude. Dies war das unter den Negern verabredete Signal. Sobald die Flamme emporſtieg, waren mit der Schnelligkeit des Blitzes alle benachbarten Plantagen in Aufruhr. Alle Weißen, die nicht noch ſchnell nach der Stadt Cap ſich retten konnten, wurden ermordet. Männer, Weiber, Greiſe und Kinder wurden ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechts umgebracht.

Einen wegen der Leutſeligkeit gegen ſeine Neger allgemein verehrten und geſchätzten Kreolen brachten die Sclaven um, warfen ſeine Gemahlinn auf ſeinen noch zuckenden Leichnam, nothzüchtigten dieſelbe, und ſtießen ihr nachher einen Dolch in das Herz.

So zog der Haufe dieſer ſchwarzen Ungeheuer in der großen Ebene umher, mordend, plündernd, raubend und brennend. Tod und Verderben gingen vor ihnen her, und hinter ihnen war die grauſe Stille der Einöde, durch die Flammen der im Feuer ſtehenden Wohnungen erhellt. Wo dieſer verheerende Zug durchging, da hörte man nichts als Heulen und Wehklagen, Jammern und Wimmern der mit dem Tode Rin-

genden; da ſah man nichts als himmelanſteigende Flammen, welche reiche Zuckerernten, gefüllte Magazine und prächtige Palläſte verzehrten. Bei der finſtern Nacht war der Himmel durch dieſe Flammen wie von einem Nordlichte geröthet.

Am 23. Auguſt bei Anbruch des Tages waren die Aufrührer bereits über 3000 Mann ſtark. Mehr als 600 unter ihnen hatten Schießgewehre; auch führten ſie zwei kleine Kanonen mit ſich. Die Letztern konnten ſie jedoch aus Mangel an Munition nicht brauchen. In der Stadt Cap verbreitete ſich ſehr früh des Morgens durch die vom Lande geflüchteten Menſchen ein allgemeiner Schrecken. Viele derſelben kamen ganz nackend an, und Alle beweinten das ſchreckliche Schickſal der Ihrigen. Erſt jetzt erfuhr man mit Entſetzen die genauern Umſtände dieſes gräßlichen Aufſtandes. Die ganze Familie eines Kreolen hatten die Neger in eine Hütte eingeſperrt, nachher dieſelbe angeſteckt und verbrannt. Einen zehnjährigen Knaben hatten ſie einem großen, aufgehetzten engliſchen Bullenbeißer vorgeworfen und zerfleiſchen laſſen, wobei ſie lachend zuſahen. Junge Frauenzimmer von Stande hatten ſie auf die ſchändlichſte und unmenſchlichſte Weiſe gemißhandelt. Andere Frauenzimmer wurden, nachdem ſie geſchändet waren, hinter die Wagen gebunden, fortgeſchleppt und zu neuen Martern aufbewahrt.

Bei dieſen ſchrecklichen Nachrichten verſammelten ſich ſogleich die Einwohner der Stadt

Cap. Es befand ſich damals in der Stadt nur ein einziges Regiment der Linientruppen, hingegen über 800 Negerſclaven, die ſehr verdächtig waren, und ungefähr 15,000 Mulatten. Den Letztern konnte man auch nicht trauen, denn theils hatten ſie Freunde und Verwandte unter den aufrühreriſchen Schwarzen, theils wurden dieſe Mulatten von den Freunden der Schwarzen in Europa vorzüglich gebraucht, um die Neger aufzuwiegeln, und Grundſätze einer übelverſtandenen Freiheit unter denſelben zu verbreiten. Der Gouverneur der Inſel, de Blanchelande, beſchloß daher, vor allen Dingeu für die Sicherheit der Stadt zu ſorgen. Er befahl den Grenadieren, ſich nebſt den Jägern in die Citadelle zu begeben. Die ausſtehenden Detaſchements erhielten Befehl, ſich in die Stadt zurückzuziehen. Einige Compagnien Freiwillige, oie zum Theil aus freien Mulatten beſtanden, wurden auf die Anhöhen poſtirt. Dieſe Freiwilligen ließ Blanchelande durch einen Poſten von 150 Mann Infanterie unterſtützen, welche ſich eine Stunde vor der Stadt in der Gegend feſtſetzten, woher man die Aufrührer erwartete. So war die Stadt ſicher.

Ein anderer Theil Freiwilliger, von Jufanterie unterſtützt, zog den Aufrührern entgegen. Jene thaten einige Schüſſe unter den Haufen, und es gelang ihnen, denſelben auf einige Augenblicke zu zerſtreuen. Da ſie aber bemerkten, daß der Haufe auf eine fürchterliche Weiſe zunahm,

und daß ſie in Gefahr ſeyen, von demſelben überwältigt zu werden, ſo zogen ſie ſich zurück, und erwarteten Verſtärkung. Dieſe langte erſt in der Nacht an, und Touzard übernahm das Commando dieſer kleinen Armee.

Die Armee zog nun einem Haufen der Aufrührer entgegen, welcher ſich auf drei- oder viertauſend Schwarze belaufen mochte. Die Kanonen wurden gerichtet, und Herr Touzard war eben im Begriffe, dieſelben abfeuern zu laſſen, als die Rebellen ſich ſtellten, als ob ſie ſich ergeben wollten. Touzard ging ihnen entgegen. Sie rieſen ihm zu, daß ſie ihr Unternehmen bereuten, und daß ſie bereit wären, an ihre Arbeit zu gehen. Touzard traute ihnen. Da er nun aus Menſchlichkeit nicht gern unnöthiger Weiſe Blut vergießen wollte, auch überlegte, daß die Sclaven eine zu theure Waare wären, um ſie ohne Urſache todtzuſchießen, ſo zog er ſeine Truppen zurück. Die Neger gingen auseinader; ſie zerſtreuten ſich, aber um auf allen benachbarten Plantagen die daſelbſt befindlichen Neger zu ihrer Rebellenarmee anzuwerben. Touzard hatte ſich mit ſeinen Leuten in die Stadt zurückgezogen, und dieſes Zeitpunktes bedienten ſich die Neger, um die Gräuel auf den höchſten Grad zu treiben. — Hier nur einige Züge aus dem gräßlichen Gemälde ihrer Frevelthaten:

Pottier, ein Einwohner zu Port Margot, hatte einem ſeiner Neger die Freiheit gegeben,

ihn ſchreiben und leſen gelehrt, und ihm 10,000 Livres geſchenkt. Auch der Mutter dieſes Negers hatte er ein Stück Landes geſchenkt, auf welchem ſie Caffee baute. Eben dieſer Neger wiegelte alle Sclaven ſeines Herrn auf, und verbrannte an der Spitze derſelben die Wohnungen und Pflanzungen ſeines Herrn und deſſen nächſter Anverwandten. Wegen dieſer Handlung ernannten ihn die Aufrührer zu ihrem General.

Zu La Grande Riviere hatte Hr. Cardineau zweien ſeiner mit einer Negerin erzeugten natürlichen Kinder die Freiheit geſchenkt, nachdem er vorher auf ihre Erziehung die größte Sorfalt gewandt hatte. Dieſe beiden Söhne kamen nun zu ihm, ſetzten ihm die Piſtole auf die Bruſt, fragten ihn wo ſein Geld verſteckt wäre? und brachten ihn um, nachdem ſie ſich deſſelben bemächtigt hatten.

Zu Acul wurde Hr. Chauvet Dübreuil, ein Mitglied der allgemeinen Verſammlung, von ſeinem ſechszehnjährigen natürlichen Sohne, einem Mulatten, umgebracht.

Herr und Madame Baillon, ihr Tochtermann und ihre Tochter blieben auf ihrer Wohnung, weil ihnen ihre Neger verſicherten, daß ſie nichts zu beſorgen hätten, und verſprachen, ſie zu vertheidigen, falls ſie angegriffen werden ſollten. Da ſie aber ſahen, daß ihre eigenen Sclaven ſich entfernten und in Geſellſchaft der übrigen raubten und mordeten, ſo hielten ſie dafür, daß es

Zeit wäre, zu fliehen. Die Amme der jüngern Madame Baillon, eine Negerin, geſtand ſelbſt ihrer Gebieterin, daß nunmehr keine Zeit mehr zu verlieren wäre, und bot ſich an, ſie zu begleiten. Ein alter Sclave verſprach zum Wegweiſer zu dienen, handelte aber treulos. Nach großen ausgeſtandenen Gefahren langten ſie endlich durch viele Umwege zu Cap an.

In der ganzen Colonie war die Bemerkung allgemein, daß gerade diejenigen Sclaven, welche von ihren Herren am beſten waren behandelt worden, an dem Aufruhre den thätigſten Antheil nahmen. Rohe, ungebildete und niederträchtige Gemüther ſind allemal undankbar, es gehört ſchon eine gewiſſe Größe der Seele dazu, den Werth der erhaltenen Wohlthaten einzuſehen, und die ehrenvolle Schuld der Dankbarkeit abzutragen.

Die am meiſten begünſtigten Neger waren es vorzüglich, die ihre Herren verriethen, die dieſelben den Dolchen der Mörder überlieferten, die die Plantagen derſelben aufwiegelten, und die diejenigen Schwarzen ermordeten, welche ſich weigerten, an dem Aufruhr Theil zu nehmen.

Hundert tauſend Neger waren jetzt im Aufruhr begriffen; alle Häuſer, Magazine, Wohnungen und Plantagen ſtanden in dem größten Theile der nördlichen Provinz in Flammen. Die ſchöne, fruchtbare, reitzende und vortrefflich angebaute Ebene bei der Stadt Cap, jene paradieſiſche Land=

ſchaft, die halb Europa mit Zucker und Caffee verſorgte, war jetzt mit Blut getränkt und mit Aſchenhaufen bedeckt. Die erſchrockenen Kreolen wußten nicht wohin ſie ſich flüchten ſollten. Einer floh nach den Wäldern, wurde verrathen und ermordet, ein Anderer traute den Verſprechungen ſeiner Sclaven, blieb in ſeiner Wohnung, und fiel als ein Schlachtopfer ſeines Zutrauens. Schrecken und Entſetzen bemächtigten ſich der Gemüther aller weißen Kreolen, alle ſahen die Nothwendigkeit ein, für ihre Sicherheit zu ſorgen, allein keiner vermochte einzuſehen, wie dieſes geſchehen ſollte. Sie vereinigten ſich truppweiſe, wehrten ſich und verkauften ihr Leben ſo theuer ſie konnten.

Blanchelande hielt es für unmöglich, mit einer ſo kleinen Anzahl von Soldaten als die waren, die unter ſeinen Befehlen ſtanden, einem ſo auſſerordentlichen Aufruhr Einhalt zu thun. Er ſchrieb daher am 24. Auguſt an die Herren Numez und Pepin, die Befehlshaber des ſpaniſchen Theils der Inſel St. Domingo, und bat um Hülfe. Er verlangte, daß ſie die unter ihren Befehlen ſtehenden Truppen nach der Gränze marſchiren laſſen, und denſelben Befehl geben möchten, ſich mit den franzöſiſchen Truppen zu vereinigen, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Zugleich ſchrieb auch de Blanchelande an den Gouverneur der engliſchen Inſel Jamaika und an den Präſidenten der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten.

Der Aufruhr griff indeſſen mehr und mehr um ſich. Die Armee der Rebellen wuchs mehr und mehr, wie ein ſchwellender Strom; und in eben dem Verhältniſſe, wie ſich ihre Anzahl vermehrte, nahm auch ihre Kühnheit, ihre Ausgelaſſenheit und ihre blutdürſtige Grauſamkeit zu. Unruhe und Beſorgniß wurden in der Stadt Cap über alle Beſchreibung groß, denn man erhielt die Nachricht, daß die Rebellen im Begriffe ſeyen, während der Nacht die Stadt anzugreifen. Blanchelande ſtellte zu mehrerer Sicherheit noch einen Poſten von 200 Mann zu Petit Anſe aus, welcher von der See her durch zwei Fregatten unterſtützt werden konnte. Auch legte er Beſchlag auf alle damals im Hafen zu Cap befindlichen Schiffe, damit dieſelben im Falle der Noth den Weibern und Kindern zum Zufluchtsorte dienen könnten. Alle Zugänge der Stadt wurden beſetzt, die Einwohner blieben die ganze Nacht über auf, die meiſten Häuſer waren erleuchtet, die Männer waren bewaffnet und die Sclaven wurden bewacht.

Auf dieſe Weiſe war nun zwar die Stadt geſichert, aber während dieſer Zeit nahm die Empörung auf dem Lande mit ſchnellen Schritten überhand, weil es an Entſchloſſenheit fehlte. Einige kleine Haufen der Rebellen, die ſich gegen Abend der Stadt näherten, wurden mit großem Verluſte zurückgetrieben. Sie gaben nunmehr den Plan auf, den ſie zur Belagerung der Stadt

gemacht

gemacht hatten, und verbreiteten ſich wieder über die Ebene. Mehrere Tage lang durchſtreiften ſie ungeſtört die ganze Gegend, fielen in die Dörfer und Pflanzungen ein, verheerten, verbrannten und zerſtörten alles, plünderten Wohnhäuſer und Magazine, ermordeten die wehrloſen Einwohner unter grauſamen Qualen, und zwangen alle Neger, ſich mit ihnen zu vereinigen.

Die erſte Hülfe, welche die Inſel St. Domingo erhielt, war aus Nordamerica. Von dorther kamen ſchon am erſten September 150 Freiwillige, mit Waffen und Munition verſehen, auf der Rhede des Cap zum Beiſtande der Weißen an. Bald nachher kam von den benachbarten Inſeln einige Hülfe, und Lord Effingham, der Gouverneur der Inſel Jamaika, überſandte mehrere Schiffe und kleinere Fahrzeuge mit 6000 Flinten und Kriegsgeräthſchaften aller Art. Die in den Häfen von Cap und Port-au-Prince liegenden engliſchen Schiffe ſteckten ihre Flaggen auf, um den Rebellen Furcht einzujagen. Allein dieſe Drohungen, die durch keine ernſthaften Anſtalten unterſtützt wurden, waren nicht vermögend, die Aufrührer zu ſchrecken, welche damals eine Armee von mehr als 60,000 Mann ausmachten. Sie nahmen den Weißen mehrere von dieſen aufgeſchlagene Lager weg, und tödteten die Soldaten, welche ſie in denſelben antrafen. — Die Spanier betrugen ſich auf eine nichts weniger als freundſchaftliche Weiſe. Statt ihren Freun-

den und Bundesverwandten, mit denen ſie die Inſel gemeinſchaftlich beſaßen, Hülfe und Beiſtand zu leiſten, verweigerten ſie denjenigen Weißen, die ſich nach dem ſpaniſchen Theil der Inſel flüchteten, ſogar einen Zufluchtsort und jagten dieſelben zurück, ſo daß dieſe Unglücklichen den empörten Negern in die Hände fielen und ermordet wurden. Man hat ſogar behauptet, die Spanier hätten den aufrühreriſchen Negern Feuergewehre, Säbel und Kriegsmunition, ja ſogar Kanonen, für das geplünderte Geld verkauft. Soviel iſt gewiß, daß die Armee der Schwarzen in wenigen Tagen nicht nur mit allen Bedürfniſſen reichlich verſehen, ſondern auch ſehr gut eingerichtet war. Sie hatten ihre Ober- und Unter-Befehlshaber, ſie hielten ſtrenge Mannszucht, und tödteten alle Neger, welche ausreißen oder ſich unter die Befehle der Befehlshaber nicht fügen wollten. Die Neger hatten einige Weiße an ihrer Spitze, welche ihnen die nöthigen Einrichtungen machten, und die Armee in Stand ſetzten, ſowohl ſich zu vertheidigen, als auch anzugreifen.

Nachdem die oben angeführte Hülfe aus Amerika und von der Inſel Jamaika angelangt war, wurde ein beträchtliches Corps unter Anführung des de Rouvray gegen die Rebellen abgeſchickt. Dieſes Corps griff nacheinander mehrere Lager der Rebellen an, und eroberte dieſelben. In allen fand man viele weiße Kreolinnen, welche die-

Neger aufbehalten, und zur Befriedigung ihrer Lüſte mit ſich fortgeſchleppt hatten.

Die gefangen genommenen Sclaven verſicherten, daß unter den Befehlshabern der Aufrührer die größte Uneinigkeit herrſchte, daß eine jede Horde derſelben eine eigene Parthei ausmache, die mit den übrigen Partheien, und auch unter ſich ſelbſt in beſtändigem Streite lebte, daß die Befehlshaber ganz deſpotiſch regierten, daß ſie ihre Untergebenen mit unglaublicher Strenge behandelten, daß ſie das kleinſte Verſehen mit dem Tode beſtraften, und daß auf dieſe Weiſe mehr Neger umkämen, als in den Gefechten mit den Weißen. Fanden die Aufrührer auf den Plantagen einige Neger, die ſich mitzugehen weigerten und ihren Herren getreu bleiben wollten, ſo ſchleppten ſie dieſelben mit Gewalt fort, und ſtellten ſie im Gefechte nebſt Weibern und Kindern in der erſten Reihe dem Feuer der Weißen entgegen. Die Verwundeten brachten ſie nach dem Gefechte in eine Hütte, die ſie nachher anſteckten und verbrannten. Mit ſolcher wüthenden Grauſamkeit verfuhren die Neger ſelbſt gegen ihre eigenen Landsleute.

Die unglückliche Colonie hatte nunmehr mit einem zweiten Feinde zu kämpfen, der nicht weniger gefährlich war als der erſte — mit der Hungersnoth, mit dem Mangel an allen nothwendigen Bedürfniſſen zum Unterhalte des Lebens. Am meiſten

litt hieran die Stadt Cap. Dieſe Stadt war nicht verproviantirt; durch den Aufſtand der Neger und die Ermordung der Weißen hörte von dem Lande her alle Zufuhr gänzlich auf, und rings um die Stadt her war alles verwüſtet, verbrannt und aufgezehrt. Die freien Mulatten in der Stadt, welche das gegen ſie obwaltende, nicht ungegründete Mistrauen der Weißen bemerkten, entſchloſſen ſich endlich, die Vertheididigung des Vaterlandes gemeinſchaftlich mit den Weißen zu übernehmen. Sie baten ſich Waffen und Kriegsmunition aus, und boten dagegen ihre Weiber und Kinder zu Geiſſeln an. Das Anerbieten wurde angenommen, und die Mulatten ſiegten, in Verbindung mit den Linientruppen, mehr als einmal über die Aufrührer.

Blanchelande ſchlug der allgemeinen Verſammlung vor, die Aufrührer durch eine an dieſelben zu erlaſſende Proclamation aufzufordern, daß ſie zur Ordnung zürückkehren möchten. Die Mitglieder der allgemeinen Verſammlung (Kreolen, welche den Character der Sklaven beſſer kannten als der Gouverneur) ſtellten die Gefahr vor, die mit einer ſolchen Proclamation verbunden ſeyn würde, und verweigerten ihre Einwilligung. Acht Tage nachher that Blancheland noch einmal denſelben Vorſchlag; die Verſammlung machte abermals Vorſtellungen dagegen. Er beſtand darauf und ſchrieb eine Proclamation in ſeinem eigenen Namen aus, durch welche er hoffte, die Neger zum

Gehorſam zurückzubringen. Er überſandte die in einer ſanften Sprache abgefaßte Proclamation durch zwölf Dragoner. Der Erfolg war ſo, wie die allgemeine Verſammlung denſelben erwartet hatte. Sieben Dragoner wurden von den Aufrührern ſogleich ermordet, und die fünf übrigen retteten ſich nur mit der größten Lebensgefahr.

Der ſpaniſche Gouverneur von Sanct Domingo, von welchem de Blanchelande Beiſtand gegen die Aufrührer verlangt hatte, gab zur Antwort:

„Ihr verlangt Beiſtand im Namen eures Königs? und dieſer König iſt ein Gefangener, den ihr vom Throne verſtoßen habt. Ihr verlangt Beiſtand im Namen der Religion? und ihr habt dieſelbe vernichtet, die Diener derſelben verbannt! .... Im Namen des Familienvertrages? Dieſer iſt nicht mehr gültig, denn eure Nation hat die Verträge nicht gehalten.“

Bald nachher ſetzte der ſpaniſche Gouverneur hinzu: „Ich werde meine Truppen verſammeln, um zu verhindern, daß weder ihr noch eure Neger in die Staaten des Königs, meines Herrn, eindringen werdet.“

Eine große Schwierigkeit, die Aufrührer zu bändigen, machten die einige Zeit vorher nach den Inſeln geſandten Detaſchements der Regimenter Normandie und Artois. Ordnung und Mannszucht waren in dieſen Regimentern noch

nicht wieder hergeſtellt, und de Blanchelande konnte ſich daher gar nicht auf dieſelben verlaſſen.

Die Anzahl der Aufrührer nahm täglich mehr zu und täglich breiteten ſie ſich weiter aus. Gegen die Mitte des Septembers hatten ſie ſchon die Gebirge erreicht, welche ihnen bequeme Schlupfwinkel und unüberwindliche Verſchanzungen verſchafften, in denen ſie nicht angegriffen werden konnten. Außerdem geſellten ſich nunmehr die wilden Neger zu ihnen, welche, ihren Herren entlaufen, ſchon ſeit langer Zeit in dieſen unzugänglichen Gebirgen einen Zufluchtsort gefunden hatten. Durch den Beitritt dieſer Wilden, die nicht beſſer als reiſſende Thiere waren, wurden die Aufrührer noch gewaltthätiger, unmenſchlicher und grauſamer, als ſie vorher ſchon geweſen waren. Den härteſten Menſchen müßte eine Schilderung der von ihnen begangenen Grauſamkeiten empören. Glücklich waren diejenigen Weißen, die ſogleich todt geſchlagen wurden, ſobald ſie ihnen in die Hände fielen. Einen Kreolen, Namens Pirot, hiengen ſie an den Beinen auf, zündeten unter ihm eine Theertonne an, und ließen ihn langſam braten. Greiſe und Kinder verbrannten ſie lebendig. Weiber und Mädchen ſchändeten ſie und ſättigten an ihnen ihre viehiſchen Triebe. Madame Bayon, eine ſchöne neunzehnjährige Kreolin, ſtieß ſich einen Dolch in's Herz, ſobald ſie in die Hände dieſer Wütheriche fiel. Den unmündigen Kindern zerſchmetter-

ten ſie an den Wänden die Hirnſchale. Schwangern Weibern ſchnitten ſie lebendig den Bauch auf, und löſten ihnen die Brüſte ab. Einige Männer warfen ſie in glühenden Zucker, andere verſtümmelten ſie auf die ſchändlichſte Weiſe.

Im Gefechte waren ſie feigherzig und furchtſam. Zu Galifet ſchlug ein Corps Weißer die ganze Armee der Schwarzen in die Flucht, und nahm ihnen ſieben Kanonen ab, die ſie bei ſich führten. Gleich bei den erſten Schüſſen gerieth die ganze ſchwarze Armee in Unordnung, und verhinderte dadurch, daß ihre Kanonen gehörig geſtellt und bedient werden konnten. Sie liefen Alle durcheinander, Einer war dem Andern im Wege, ſie wurden auf einander böſe, und brachten einander ſelbſt um. Ueberhaupt ſchonten ſie ihre eigenen Landsleute eben ſo wenig, als ihre weißen Feinde. Zu Grand-Ancre fand man einundſechzig von den Negern ſelbſt an den Bäumen aufgehangene Neger und Mulatten.

Da ſich die Mulatten zu Cap der gemeinen Sache ſo eifrig annahmen, und ſo viel beitrugen, die Armee der Aufrührer zu zerſtreuen, ſo hielten es die weißen Kreolen der Politik ſowohl als der Dankbarkeit gemäß, den freien Mulatten in der ganzen Colonie das Bürgerrecht zu bewilligen. Der Vergleich, welcher hierüber zwiſchen den Weißen und den Mulatten aufgeſetzt wurde, iſt ein merkwürdiges Actenſtück, und verdient, in der Geſchichte aufbewahrt zu werden. Es iſt

vielleicht das erſte Beiſpiel, daß eine Kaſte von Menſchen die Rechte der Geburt freiwillig aufgegeben, der Philoſophie gehuldigt, und eine andere Kaſte, welche zufolge eines angenommenen Vorurtheils weit unter ihr ſtand, ſich ſelbſt gleichgemacht hat. Das Concordat lautete folgendermaßen:

„Im Jahre 1791 am 11. September, zwiſchen den bevollmächtigten Commiſſarien der Weißen auf der einen, und der Mulatten auf der andern Seite.“

„Da die beiderſeitigen Commiſſarien auf dem Waffenplatze des Fleckens Croix des Bouquets verſammelt waren, um ſich über die Mittel zu berathſchlagen, die am dienlichſten ſeyn möchten, eine Vereinigung der Staatsbürger aller Klaſſen zu bewirken, und einem Aufruhr Einhalt zu thun, welcher allen Theilen der Colonie droht, ſo hat ſich die Verſammlung in die Pfarrkirche des genannten Fleckens begeben, um der Hitze der Sonne auszuweichen. Es iſt ſogleich ein Präſident nebſt einem Secretär gewählt worden. Hierauf haben die Mulatten vorgeſtellt:

„Daß das im Jahre 1685 zu ihren Gunſten gegebene Geſetz durch den Mißbrauch der Privilegien ſowohl, als auch durch den Deſpotismus der Miniſter der vormaligen Regierung, hintangeſetzt und verletzt worden ſey; daß ſie die Wohlthaten jenes Geſetzes niemals anders als höchſt unvollkommen genoſſen haben; daß ſie, ſobald die Stellvertreter der Nation ſich verſammelt, vor-

geſtellt haben, daß die Grundſätze, auf welche die Conſtitution des Staates ſich gründe, nothwendiger Weiſe eine Anerkennung ihrer Rechte bewirken müßten, weil dieſelben, obgleich lange verkanut, dennoch nichts deſto weniger heilig ſeyen; daß dieſe Anerkennung durch die am 8. und 28. März 1790 gefaßten Beſchlüſſe und Inſtructionen, ſo wie durch verſchiedene andere ſeither geſaßte Beſchlüſſe bereits gaſchehen ſey, daß ſie aber mit dem größten Kummer haben ſehen müſſen, wie die weißen Einwohner der Colonien ihnen die Vollziehung dieſer Beſchlüſſe, in ſo fern dieſelben ſie angehen, hartnäckig verweigert und ſie auf eine ungerechte Weiſe ausgelegt haben; daß, auſſer der Beraubung der Wohlthat der genannten Beſchlüſſe, man ſie, als ſie ſich auf dieſelben beriefen, einem Vorurtheile aufgeopfert, und einen unglaublichen Mißbrauch der Geſetze und der Gewalt der Regierung gegen ſie ausgeübt habe, indem man ſie ſogar genöthigt, ihre Wohnungen zu verlaſſen; daß ſie eine ſo unglückliche Exiſtenz endlich nicht länger auszuhalten vermögen; daß ſie, entſchloſſen, ſich allen Gefahren auszuſetzen, um die Ausübung ihrer natürlichen, und ſowohl durch civile als politiſche Geſetze anerkannten Rechte zu erwerben, ſich auf dem Berge de la Charbonnière verſammelt, und am 31. Auguſt die Waffen ergriffen haben, um ſich in einen gerechten Vertheidigungsſtand zu ſetzen; daß der Wunſch, eine Vereinigung aller Bürger des Staats zu bewirken, ſie vermocht habe, die Herrn Com-

miſſarien der Weißen aufzunehmen; daß ſie mit einem kaum auszudrückenden Vergnügen die Rückkehr der Weißen zu den wahren Grundſätzen der Vernunft, der Gerechtigkeit und der wahren Politik ſehen; daß ſie alle Urſache haben, dieſe Rückkehr für aufrichtig zu halten; daß ſie ſich daher von ganzem Herzen in Meinungen und Geſinnungen mit den weißen Staatsbürgern vereinigen, vorausgeſetzt, daß die koſtbare und heilige Gleichheit die Grundlage aller Verhandlungen ausmache; daß ſie wünſchen, es möge zwiſchen ihnen und den weißen Straatsbürgern kein anderer Unterſchied Statt finden, als der des Verdienſtes und der Tugend, und daß Aufrichtigkeit und Bruderliebe auf immer die Bande feſt knüpfe, durch welche ſie künftig unter einander verbunden ſeyn werden; daß ſie demzufolge die Vollziehung folgender Artikel verlangen:

„Art. 1. Die Weißen ſollen mit den Mulatten gemeinſchaftliche Sache machen, und aus allen ihren Kräften und mit allen ihren Mitteln dazu beitragen, daß die von der Nationalverſammlung gefaßten und von dem Könige genehmigten Beſchlüſſe in allen Punkten wörtlich vollzogen werden, und dies ohne alle Einſchränkung, ohne ſich irgend eine Auslegung zu erlauben, ſo wie es von der Nationalverſammlung vorgeſchrieben iſt, welche verbietet, ihre Beſchlüſſe zu erklären.“ — Bewilligt.

„Art. 2. Die weißen Staatsbürger verſprechen und machen ſich verbindlich, ſich niemals, weder mittelbarer noch unmittelbarer Weiſe, der Vollziehung des Beſchluſſes vom verfloſſenen 15 Mai zu widerſetzen, welcher, wie es heißt, noch nicht auf eine officielle Weiſe nach dieſer Colonie gekommen iſt; ja ſie verſprechen ſogar, gegen alle Beſchwerden, die den in jenem Beſchluſſe enthaltenen Verordnungen zuwider ſeyen, ſo wie auch gegen eine jede Zuſchrift an die Nationalverſammlung, an den König, an die dreiundachtzig Abtheilungen oder an die verſchiedenen Handelsgerichte in Frankreich, deren Endzweck ſey, die Wiederrufung jenes wohlthätigen Beſchluſſes zu verlangen, zu proteſtiren.“ — Bewilligt.

„Art, 3. Es fordern die Mulatten die baldige Zuſammenberufung und die Eröffnung der Ur- und Colonialverſammlungen für alle thätigen Bürger, zufolge des 4. Artikels der Inſtructionen der Nationalverſammlung vom 28. März 1790.“— Bewilligt.

„Art. 4. Sie verlangen ferner, auch für ſich Mitglieder zu der allgemeinen Colonialverſammlung ernennen zu können, welche Mitglieder unter den Mulatten ausgewählt ſeyn, und ſo gut als die weißen Staatsbürger ihre berathſchlagende und entſcheidende Stimme haben ſollen.“ — Bewilligt.

„Art. 5. Es erklären alle Staatsbürger, weiße ſowohl als Mulatten, daß ſie gegen einen

jeden Bürgerrath, es ſey derſelbe vorläufig oder nicht, ſo wie auch gegen eine jede Provinzial- oder Colonialverſammlung, welche nicht nach den Beſchlüſſen und Inſtructionen vom 8. und 28. März 1790 eingerichtet iſt, proteſtiren." — Bewilligt.

"Art. 6. Es fordern die Mulatten, daß die weißen Staatsbürger anerkennen ſollen, daß die gegenwärtige Einrichtung der Mulatten, die neulichen Unternehmungen derſelben ſowohl, als ihre Waffenergreifung, keinen andern Zweck gehabt haben, als Sicherheit ihrer Perſonen und die Vollziehung der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu bewirken, den Beſchwerden über ihre verkannten und verletzten Rechte Nachdruck zu verſchaffen und dadurch die öffentliche Ruhe wiederherzuſtellen; daß demzufolge das Vorgefallene denſelben nicht zur Laſt gelegt werden könne," u. ſ. w. — Bewilligt.

"Art. 7. Es fordern die Mulatten, daß, zufolge des Geſetzes vom 11. Februar, und um über die Aufrichtigkeit der zu bewirkenden Vereinigung keinen Zweifel übrig zu laſſen, alle Proſcription von dieſem Augenblick an aufhöre und zurückgenommen werde." — Bewilligt.

"Art. 8. Wie auch, daß das Geheimniß der Briefe und Correſpondenzen heilig und unverletzbar ſeyn ſolle." — Angenommen.

„Art. 9. Daß die Preſſe frei ſeyn ſolle, mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit in den durch das Geſetz beſtimmten Fällen.“ — Angenommen.

Der 10. und 11. Artikel enthalten einige Verfügungen, die ſich auf den damaligen Zuſtand der Colonie beziehen.

Außerdem ſchenkten die weißen Kreolen auch einigen hundert freigelaſſenen Negern, welche für die Weißen gegen den gemeinſchaftlichen Feind gefochten hatten, die Freiheit, und verſtärkten dadurch ihre Armee beträchtlich. Die vereinigten americaniſchen Staaten verſahen die Colonie mit den nöthigen Lebensmitteln, ſo, daß bald nachher die Städte Cap und Port-au-Prince Ueberfluß daran hatten, während die Aufrührer anfingen, Mangel zu leiden. Ein großer Theil derſelben verließ die Armee der Rebellen und floh zu den Spaniern, Andere kehrten zu ihren Herren nach den verlaſſenen Werkſtätten zurück.

Die allgemeine Colonialverſammlung zu Cap ſandte ſechs von ihren Mitgliedern nach Europa, um der Nationalverſammlung die Noth der Colonie zu klagen, und den Mutterſtaat um ſchleunige Hülfe zu bitten.

Der zwiſchen den Weißen und den Mulatten geſchloſſene Vergleich gab ſehr bald Gelegenheit zu mancherlei Streitigkeiten unter dieſen beiden Kaſten. Der größte Theil der Weißen war mit dieſem Concordat höchſt unzufrieden, und weigerte

ſich laut, die Bedingungen deſſelben zu erfüllen. Hingegen beſtanden die Mulatten darauf, daß dieſe Bedingungen erfüllt werden müßten. Endlich wurden von beiden Seiten Commiſſarien ernannt, um die Artikel eines neuen Vergleiches aufzuſetzen.

Die Provinzialverſammlung der nördlichen Abtheilung von St. Domingo caſſirte das Concordat, ſobald daſſelbe ihr bekannt wurde. Dieſes ſahen die Mulatten als eine Kriegserklärung und als den Anfang der Feindſeligkeiten gegen ſie an. Sie verſammelten ſich zu Croix des Bouquets, drei bis viertauſend an der Zahl, und vereinigten mit ſich einige hundert auserleſene ſchwarze Sclaven, welche ſich bewaffneten. Sobald ihre Armee eingerichtet war, machten ſie bekannt, daß ſie geſonnen ſeyen, die Stadt Port-au-Prince anzugreifen. Die Einwohner der Stadt ſahen ein, daß ſie der Armee der Mulatten nicht würden widerſtehen können. Sie machten daher einen Verſuch, mit den Mulatten zu capituliren. Die vierzehn Kirchſpiele ernannten Commiſſarien; eben das thaten auch die Mulatten. Die Commiſſarien ſetzten gemeinſchaftlich einige Friedensartikel auf, die von beiden Partheien angenommen wurden, und bei denen das Concordat zum Grunde gelegt ward. Nach dieſem geſchloſſenen Frieden ſandten die Mulatten tauſend Mann nach der Stadt Port-au-Prince, welche daſelbſt, gemeinſchaftlich mit den patriotiſchen Truppen, die Wache übernahmen.

Ueberhaupt waren die weißen Kreolen, an eine üppige Lebensart und an die Süßigkeit des Nichtsthuns gewöhnt, ganz außer Stande, lange das Feld zu behaupten. Niemals hätten ſie dem Aufruhr ein Ende machen können, wofern ihnen nicht die Mulatten beigeſtanden wären. Sie ſahen ſich daher genöthigt, die Forderungen der Letztern zu bewilligen, weil ſie die Dienſte derſelben ſchlechterdings nicht entbehren konnten. Schändlich war es aber, daß ſie ihr gegebenes Wort wieder zurücknahmen, ſobald es ſchien, als ob die Gefahr vorüber ſey. Alles Zutrauen mußte endlich bei den Mulatten verſchwinden, und die Wuth derſelben mußte, durch eine wiederholte Treuloſigkeit gereizt, auf den höchſten Grad ſteigen.

So ſtanden die Dinge auf der Inſel St. Domingo, als der Beſchluß vom 24. September, vermöge welches der am 15. Mai zu Gunſten der Mulatten gefaßte Beſchluß wieder aufgehoben wurde, daſelbſt ankam. Nun ſprachen die Weißen in einem ganz andern Tone. Sie beriefen ſich auf dieſen Beſchluß der Nationalverſammlung, und weigerten ſich abermals, den mit den Mulatten geſchloſſenen Vergleich zu halten. Auch die allgemeine Colonialverſammlung faßte einen Beſchluß, welcher dem Intereſſe der Mulatten ganz entgegen war.

Die Mulatten ließen hierauf einige Detaſchements von Menſchen ihrer Farbe in die Stadt

Port=au=Prince einrücken. Sie warteten nur auf eine Gelegenheit, um das ihnen angethane Unrecht zu rächen. Dieſe Gelegenheit fand ſich bald. Am 21. November hatten ſich die Einwohner in Urverſammlungen verſammelt, um, zufolge der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, ihren Magiſtrat zu wählen. Während ſie ſich nach dieſer Verſammlung begaben, fiel ein Negerſclave, der den Mulatten als Trommelſchläger diente, über einen Bürger der Stadt her, und riß demſelben ſeinen Degen von der Seite. Der Neger wurde feſtgehalten, in das Gefängniß geführt und verurtheilt, auf der Stelle aufgehängt zu werden. Die Mulatten nahmen ſich des Negers an; ſie behaupteten, derſelbe ſey frei, und verlangten, daß die Vollziehung des Urtheils aufgeſchoben werden ſollte. Um keine Urſache von Streitigkeiten zu geben, willigte der Bürgerrath darein, daß die Sache erſt genauer unterſucht würde. Allein die Gährung unter der Bürgerſchaft nahm außerordentlich zu, der Neger wurde mit Gewalt aus dem Gefängniſſe geholt, und ſogleich aufgehängt.

Den Tod dieſes Negers rächten die Mulatten einige Stunden nachher durch den Tod eines Bürgers, den ſie in der Stadt vom Pferde ſchoſſen. Nun vermochte nichts mehr die Einwohner zurückzuhalten. Sie verſammelten ſich; es wurde Sturm geläutet und Lärm geſchlagen; die Bürger ſtellten ſich in Reihen und Glieder und ſetzten ſich in Marſch. Der Bürgerrath, der vorherſah,

welche

welche traurigen Folgen dieſer Streit haben könnte, hatte einige Commiſſarien zu den Mulatten geſandt, und von denſelben die Auslieferung der Mörder verlangen laſſen. Die Anführer der Mulatten gaben zur Antwort: die Mörder ſeyen ihnen unbekannt, ſie könnten daher dieſelben nicht ausliefern; auch thue es ihnen leid, daß ſo etwas vorgefallen ſey. Dieſe Antwort, weit entfernt, die Weißen zu beſänftigen, vermehrte noch ihre Wuth. Sie ließen ſich weder durch das Zureden des Bürgerraths, noch einiger anderer vernünftiger Männer zurückhalten, ſondern zogen gegen die Mulatten, um dieſelben zu zerſtreuen und aus der Stadt zu jagen.

Die Mulatten, welche hievon Nachricht erhielten, verſchanzten ſich in der Citadelle. Sie waren mit grobem Geſchütz hinlänglich verſehen, und man ſah voraus, daß ſie hartnäckigen Widerſtand thun würden. Da nun der Bürgerrath außer Stande war, die Bürger zurückzuhalten, ſo hielt er es für ſeine Pflicht, dieſelben zu unterſtützen. Er befahl den Linientruppen, ſich mit den Bürgern zu vereinigen. Gemeinſchaftlich marſchirten beide gegen die Mulatten, und es gelang ihnen bald, dieſelben ganz zu verjagen. Die meiſten flüchteten ſich durch heimliche Auswege aus der Stadt; ein Theil von ihnen blieb noch in der Stadt verſteckt.

Die Verzweiflung der Mulatten ging nun-

mehr in Wuth gegen die Weißen über, welche auf eine ſo treuloſe Weiſe ſie behandelt, ſo viele Vergleiche mit ihnen geſchloſſen, und dieſelben alle wieder gebrochen hatten. Sie ſteckten die Stadt an, und ſchoßen aus ihrem Hinterhalte auf alle Diejenigen, welche zum Löſchen herbeikamen. Es erhob ſich ein ſtarker Wind, das Feuer griff um ſich; in Zeit von vier und zwanzig Stunden war die ſchöne und reiche Stadt Port-au-Prince in einen Aſchenhaufen, und ihre übrigen Einwohner in Bettler verwandelt.

Während des Brandes ſandte der Bürgerrath abermals eine Geſandtſchaft an die Mulatten, welche ſich außerhalb der Stadt, zu Croix des Beuquets, verſammelt hatten, um mit denſelben Frieden zu machen, und einen neuen Vergleich zu ſchließen. Die Mulatten machten vier vorläufige Bedingungen, ehe ſie ſich in irgend einen Vergleich einlaſſen wollten. Die Bedingungen wurden zugeſtanden und ſogleich vollzogen. Die Mulatten waren in dieſem Theile der Inſel bei weitem die Stärkern. Auch ſprachen ſie jetzt mit den Weißen in einem hohen und befehlenden Tone.

Am 28. November kamen die von dem Könige abgeſandten Commiſſarien auf der Fregatte Galathea zu Cap an. Sogleich ließ der Gouverneur, de Blanchelande, folgende Proclamation ergehen:

„Die Nation, das Geſetz und der König.“

„Im Namen des Königs: Philibert Franz Bouſſel de Blanchelande, Feldmarſchall der Armeen des Königs, Statthalter der franzöſiſch-antilliſchen Inſeln, Generalinſpector der Truppen, der Artillerie und der Feſtungswerke der genannten Inſeln.“

„Die ſchrecklichſte Anarchie herrſchte auf St. Domingo ſchon vor meiner Ankunft. Zu dieſer Plage, welche eine jede Geſellſchaft zerſtört, hat ſich noch eine andere, nicht weniger ſchreckliche, geſellt; nämlich der Aufruhr der Sclaven und die Verheerung des Eigenthums. Ich war tief bekümmert darüber, daß ich mich außer Stande ſah, dieſen Aufruhr zu dämpfen, und die Quelle deſſelben zu verſtopfen. Auf ſo qualvolle Tage werden nun beſſere und glücklichere folgen. Die Civilcommiſſarien, von der Nation abgeſandt, gewählt und ernannt von dem König, ſo lange erwartet und gewünſcht, ſind am 28ſten des laufenden Monats in unſerem Hafen auf der Fregatte Galathea eingelaufen, die am 28. October von Breſt abgeſegelt iſt. Die Herren Mirbeck, Brouſſe und St. Legre haben mir den Auftrag mitgetheilt, welchen ſie mitbringen. Zufolge der ausdrücklichen Befehle, welche ich von Sr. Majeſtät erhalten habe, ſind alle verwaltende Körperſchaften und Gerichtshöfe gehalten, dieſelben

in ihre Bücher einzuſchreiben. Eben ſo ſind ſie, wie alle militäriſchen, bürgerlichen und verwaltenden Beamten und alle andere Perſonen ohne Ausnahme, gehalten, die Herren Mirbeck, Brouſſe und St. Legre in ihrer Eigenſchaft als von Sr. Maj. zu der Vollziehung des Geſetzes vom 11. Februar ernannte Commiſſarien anzuerkennen."

"Cap, am 29. November 1791."

Die Mulatten, vereinigt mit einer großen Anzahl von Weißen ohne Eigenthum, verheerten die ſchöne Inſel St. Domingo mehr und mehr. In dem nördlichen Theile der Inſel blieben nur noch die Städte Cap und Fort Dauphin übrig; alle andern waren verbrannt und zerſtört. Und auch dieſe beiden Städte erwarteten daſſelbe Schickſal, weil ſie von aller Hülfe entblößt waren; denn die Jacobiner hatten die Abfahrt der auf Befehl des Köngs zur Hülfe der unglücklichen Inſel ausgerüſteten Schiffe verzögert, wie unten erzählt werden wird. Die Kreolen ſchrieben die dringendſten Briefe ſowohl an die Nationalverſammlung, als an den König; dennoch aber erhielten ſie weder Truppen noch Kriegsbedürfniſſe.

Die Grauſamkeiten, welche die Mulatten an den weißen Einwohnern begingen, übertrafen alle Vorſtellung. Sie trugen die abgeſchnittenen Ohren der Weißen ſtatt Cocarden an ihren Hüten; ſie ſchnitten ſchwangern Weibern den Leib auf, und warfen die noch ungeborne Frucht den Schwei-

nen vor; ſie zwangen einen Mann, das Fleiſch ſeines eignen Kindes zu verzehren. . . . . . Dabei ſagten ſie ganz laut: der Streit müſſe ſo lange fortdauern, bis eine der beiden Kaſten (entweder die ihrige oder die weiße) ganz vernichtet und aufgerieben ſey.

In dem Monate Februar 1792 betrug die Anzahl der aufrühreriſchen Neger und Mulatten auf der Inſel St. Domingo gegen 180,000 Mann. Die beiden oben genannten Städte ausgenommen, waren ſie Herren des ganzen franzöſiſchen Antheils dieſer reichen Colonie.

Alle Felder waren verheert; die entfeſſelten Neger zeichneten ſich durch die ſchrecklichſten und ſinnreichſten Erfindungen neuer Martern aus, zu denen ſie ihr heißes afrikaniſches Blut trieb, und die ſie jauchzend anwandten. Die Nachricht von dieſen Gräueln erfüllte die Londoner Speculanten mit Freude, und — wer ſollte es glauben? — viele der ſpaniſchen Coloniſten lieferten ihre franzöſiſchen Brüder für drei Portugaleſer der Rache der Neger aus, welche dieſe Summe mit den geraubten Geldern bezahlten.

Briſſot ſchrieb alles Unglück der Colonie der erſten Verſammlung zu, welche ſich geweigert habe, die gerechten Forderungen der farbigen Menſchen (Mulatten) zu bewilligen, die vollkommen gleiche Rechte mit den Weißen genießen ſoll-

ten, Claude Fauchet klagte den Miniſter de Leſſart als den Urheber der Mordſcenen zu Avignon an, weil er vorſetzlich und in abſcheulicher Abſicht die Vollziehung des Decrets, welches dieſe Stadt mit Frankreich vereinigen ſollte, aufgehoben habe. Alles dort vergoſſene Blut legte er ihm zur Laſt, und rief deßhalb, indem er einen Bericht erſtattete, welcher die Verſammlung ſchaudern machte, aus: „Nicht den Tod wünſche ich dieſem Miniſter; der Tod iſt nur ein augenblickliches Leiden! — nein, er lebe, aber er werde verurtheilt, den Geruch der in die Eisgrube geworfenen Leichen einzuathmen. — Claude Fauchet war ein Prieſter! —

Sobald der König zuverläßige Nachricht von dem ſchrecklichen Zuſtande ſeiner Colonie St. Domingo erhielt, befahl er den Miniſtern, auf das Schleunigſte dafür zu ſorgen, daß die Ruhe daſelbſt wieder hergeſtellt würde. Demzufolge ſtellte der Seeminiſter am 8. November der Verſammlung vor, daß eine Summe von 10,370,912 Livres zum Beiſtande der Colonie erfordert werde, und legte zugleich derſelben die Depeſchen vor, welche der König von daher erhalten hatte, und in welchen er um Hülfe dringend angefleht wurde.

Lerembourе ſtand auf, und nachdem er die Unruhen in den Colonien den Grundſätzen einer falſch verſtandenen Menſchlichkeit zugeſchrieben hatte, vermöge welcher man alle Sclaven

habe frei und ihren Herren gleich machen wollen, trug er darauf an, daß dem Miniſter zuerſt fünf Millionen möchten bewilligt werden, und daß er den Reſt der verlangten Summe erſt dann erhalten ſollte, wenn Nachrichten von der allgemeinen Verſammlung der Colonie würden angekommen ſeyn.

Die Verſammlung beſchloß, daß über den Brief des Miniſters keine Berathſchlagung ſtatt finden könnte, weil derſelbe nicht von dem Miniſter unterſchrieben ſey.

Hierauf ſchrieb der König am 14. November folgenden Brief an den Präſidenten der Verſammlung:

„Ich habe erfahren, Herr Präſident, daß, auf den Antrag des Miniſters des Seeweſens, welchen derſelbe auf meinen Befehl und bei ſeiner Verantwortlichkeit gemacht hat, und welcher eine Summe von 10,370,912 Livres betraf, um die Koſten eines außerordentlichen Geſchwaders zu beſtreiten, das die traurige Lage fordert, in welche die Colonie St. Domingo ſich verſetzt ſieht, die Nationalverſammlung beſchloſſen habe, daß es unnöthig ſey, hierüber ſich zu berathſchlagen, weil die Form, in welcher ſie von der Ausrüſtung dieſes Geſchwaders unterrichtet worden, nicht conſtitutionsmäßig ſey.“

„Ich ſehe keinen Artikel in der Conſtitution, der eine von der bei dieſer Gelegenheit von dem

Miniſter des Seeweſens befolgten verſchiedene Form vorſchriebe. Die conſtituirende Verſammlung hat dieſe Form gebilligt, dadurch, daß ſie vor und nach der Genehmigung der Conſtitution alle ähnlichen Forderungen, die durch einen von dem Miniſter auf meinen Befehl an den Präſidenten geſchriebenen Brief geſchahen, bewilligt hat. Die geſetzgebende Verſammlung hat ſelbſt dieſem Beiſpiele gefolgt, als ſie am 8. des laufenden Monats, auf die bloße Forderung des Kriegsminiſters, einen Fonds von 500,000 Livres zu Gunſten der Invaliden bewilligte.“

„Ich kann mich nicht enthalten zu bemerken, wie ſehr es mir leid thun würde, zu ſehen, daß zu einer Zeit, in welcher das Reich in Gefahr iſt, in welcher Mord und Brand unſere koſtbarſte Colonie verheeren, und den Manufacturen, der Handlung und dem Ackerbau einen gänzlichen Untergang drohen, die Verſammlung ſich auf eine Schwierigkeit dieſer Art ſtützen ſollte, um die Berathſchlagung über einen ſo äußerſt wichtigen Gegenſtand auszuſetzen. Die Wünſche und Beſorgniſſe, welche die vorzüglichſten Städte des Königreiches in ihren Zuſchriften gezeigt haben, kündigen nur zu ſehr an, wie dringend es iſt, die kräftigſten Mittel gegen ein ſo gefährliches Uebel anzuwenden, deſſen Folgen den Unterhalt des Volkes, welches jederzeit der Gegenſtand meiner Wachſamkeit und meiner zärtlichſten Beſorgniſſe ſeyn wird, in Gefahr ſetzen könnten. Ich hoffe,

daß eine ſo wichtige Betrachtung die Verſammlung bewegen werde, ohne längern Aufſchub die nöthigen Fonds zu bewilligen, welche von ihr zu fordern ich dem Miniſter des Seeweſens aufgetragen habe."

"Ludwig."

"Auf Befehl des Königs, Bertrand."

Nach einigen Ausfällen gegen den König, gegen die Miniſter und gegen die Colonien, wobei ſich vorzüglich Merlin und Chabot auszeichneten, bewilligte die Verſammlung die verlangte Summe.

Sechs Mitglieder der allgemeinen Colonialverſammlung, welche von Cap abgeſandt worden waren, kamen am 30. November vor die Schranken der Nationalverſammlung. Sie verſicherten im Namen der Colonie die Anhänglichkeit derſelben an das Mutterland, beſchrieben den Anfang und Fortgang der daſelbſt ausgebrochenen Unruhen. Den Verluſt berechneten ſie auf 600 Millionen Livres, die Anzahl der umgekommenen Neger auf 15,000, die der ermordeten Weißen auf 1000, und noch war bei ihrer Abreiſe der Aufruhr nicht geſtillt. Sie behaupteten, daß die Geſellſchaft der Freunde der Schwarzen in Europa, die Pethion, Briſſot, Clavier, Robespierre, Gregoire und Andere, durch ihre abgeſandten Commiſſarien dieſes große Unglück veranlaßt hätten, und baten dringend um ſchleunige Hülfe.

Auf Befehl des Königs wurde indeſſen die Ausrüſtung der nach St. Domingo beſtimmten Schiffe ſo ſchnell als möglich betrieben, um ohne Aufſchub der Verheerung jener Colonie Einhalt thun zu können.

Der zwiſchen den Weißen und den Mulatten geſchloſſene Vergleich, oder das ſogenannte Concordat, war von de Blanchelande nach Frankreich überſandt, und von der Nationalverſammlung mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Es war auch ſchon die Rede davon, daſſelbe zu genehmigen, wodurch es geſetzmäßige Kraft würde erhalten haben. Allein die nach Frankreich geſandten ſechs Mitglieder der Colonialverſammlung ſchrieben am dritten December einen Brief an die Nationalverſammlung, in welchem ſie behaupteten, daß die Genehmigung des Concordats eine förmliche Verletzung des Beſchluſſes vom 24. September ſeyn würde. Sie machten die Vorſtellung, daß es gefährlich ſey, wenn die Neger glauben würden, daß ein Aufruhr im Stande geweſen ſey, die Fundamental-Geſetze der Colonie St. Domingo abzuändern, und bemerkten endlich, daß die Colonialverſammlung ohnehin geſonnen ſey, die Lage der Mulatten zu verbeſſern.

Am 5. Dezember machte der Miniſter des Seeweſens der Verſammlung bekannt, daß auf verſchiedenen Schiffen 6,300 Mann Truppen, 60,000 Piaſter, Lebensmittel, Flinten, Piſtolen und Säbel für die Colonien bereits eingeſchifft

ſeyen. Mehrere Jakobiner waren mit dieſer Nachricht höchſt unzufrieden. Lacroix behauptete ſogar, dieſe Truppen würden den Colonien mehr Schaden als Nutzen bringen, und ſie ſeyen zu keinem andern Zwecke dahingeſandt, als um den Beſchluß vom 24. September zu vollziehen. Es entſtand daher die Frage: ob man nicht, ungeachtet der dringenden Noth, in welcher ſich die Colonie befand, dennoch den König erſuchen ſollte, die dahinzuſendende Hülfe noch eine Zeitlang aufzuſchieben. Dieß hieß ebenſoviel, als fragen: ob man nicht die weißen Kreolen ihren ſchwarzen Sclaven gänzlich Preis geben möchte? Briſſot bejahte die Frage. Allein Dücaſtel widerſprach ihm mit einleuchtenden Gründen. Er zeigte ihm die Widerſprüche und die Ungereimtheiten in ſeinen Behauptungen. Brival und Blanchon waren gegen die Abſendung der Truppen; Dücos war dafür, ſo wie auch Guadet. Es entſtand ein großer Lärm, der Präſident ſetzte den Hut auf, und die Debatten wurden auf den folgenden Tag verſchoben. Den nächſten Tag wurde nach einem abermaligen Lärm beſchloſſen, daß die nach St. Domingo zu ſendenden Truppen zwar dem Aufruhr der Neger Einhalt thun, aber ſich in den Streit zwiſchen den Weißen und Mulatten nicht miſchen ſollen. Die Jakobiner verhinderten aber die Abreiſe dieſer Truppen gänzlich.

Endlich machte folgender Beſchluß den Debatten ein Ende:

„Die Nationalverſammlung erkennt, daß die Mulatten von allen Abſtufungen ſowohl, als auch die freien Neger, eine völlige Gleichheit der Rechte mit den weißen Coloniſten genießen ſollen. Demzufolge beſchließt ſie, wie folgt:

„1. Unmittelbar nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beſchluſſes ſoll in einer jeden Colonie den antilliſchen Inſeln zu einer neuen Wahl der Colonialverſammlungen und Bürgergerichte geſchritten werden, nach der Form, welche durch den Beſchluß vom 8. März 1790 und vermöge der Inſtruction der Nationalverſammlung vom 28. des nämlichen Monats vorgeſchrieben iſt.“

„2. Die Mulatten von allen Abſtufungen und die freien Neger ſollen mit den weißen Coloniſten einer völligen Gleichheit der Rechte genießen. Sie ſollen in allen Ur- und Wahlverſammlungen zum Stimmen zugelaſſen werden und zu allen Stellen wahlfähig ſeyn, wofern ſie nämlich die Bedingungen erfüllen, welche im 4. Artikel der Inſtruction vom 28. März vorgeſchrieben ſind.“

„3. Es ſollen Civilcommiſſarien ernannt werden: drei für die Inſel St. Domingo und vier für die übrigen Inſeln.“

„4. Dieſe Commiſſarien ſind berechtigt, die jetzt vorhandenen Colonialverſammlungen zu vertagen oder aufzulöſen, und alle etwa nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die Zuſammenberu-

fung der Ur- und Wahlverſammlungen zu beſchleunigen, und in denſelben Eintracht, Ordnung und Frieden zu erhalten; ferner ſind ſie berechtigt, vorläufig, mit Vorbehalt des Recurſes an die Nationalverſammlung, über alle Fragen zu entſcheiden, die über die Regelmäßigkeit der Zuſammenberufung, über die Art, wie die Verſammlungen zu halten ſind, über die Form der Wahlen und über die Wahlfähigkeit der Staatsbürger entſtehen könnten.“

„5. Sie ſind ebenfalls berechtigt, über die Urheber der Unruhen von St. Domingo und über die Fortdauer dieſer Unruhen alle mögliche Erkundigungen einzuziehen. Sie ſind berechtigt, ſich der Perſonen zu bemächtigen, ſie zu arretiren und nach Frankreich bringen zu laſſen, um daſelbſt, vermöge eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung, nöthigen Falls angeklagt zu werden.“

„6. Sie ſollen zu dieſem Ende gehalten ſeyn, der Nationalverſammlung eine förmliche Abſchrift der aufgenommenen Protokolle und Erklärungen in Anſehung verdächtiger Perſonen zu überſenden.“

„7. Die Nationalverſammlung berechtigt die Civilcommiſſarien, die öffentliche Macht aufzubieten, ſo oft ſie es für nöthig erachten werden, es ſey nun zu ihrer eigenen Sicherheit, oder zur Vollziehung der Befehle, welche ſie zufolge der vorhergehenden Artikel ertheilt haben werden.“

„8. Der vollziehenden Gewalt wird aufgetragen, eine hinlängliche und hauptſächlich aus Bürgermiliz beſtehende Macht nach den Colonien zu ſenden.“

„9. Die Colonialverſammlungen werden, unmittelbar nachdem ſie eingerichtet und eingeſetzt ſeyn werden, im Namen einer jeden Colonie ihre beſondere Meinung über die Conſtitution, Geſetzgebung und Verwaltung, ſo wie überhaupt über die Einrichtungen äußern, welche zum Glück und zu der Wohlfahrt der Einwohner beitragen können. Jedoch ſollen ſie dabei die allgemeinen Grundſätze nicht aus den Augen verlieren, welche die Colonien an das Mutterland binden und die Erhaltung der gegenſeitigen Vortheile ſichern.“

In der Nationalverſammlung ging es bisweilen zu dieſer Zeit ſo ſtürmiſch zu, daß die Ordnungsloſigkeit den höchſten Grad erreicht hatte. Die Tribünen maßten ſich oft das Veto an; das Volk drang mehrmals, mit Gewalt die Wachen über den Haufen werfend, in dieſelbe ein, und als ein Deputirter den Vorſchlag machte, die Wachen zu verdoppeln, wurde derſelbe, noch ehe er ausgeredet hatte, mit dem heftigſten Geſchrei und Getöſe von den Galerien unterbrochen, welche ſchrieen: „Keine Vorrechte! keine Billets!“ und der Antrag war als nicht geſchehen zu betrachten.

Wegen des hohen Preiſes des Zuckers und Cafees fand zu Paris ein Aufſtand Statt, wobei

das Volk ein in der Vorſtadt St. Marceau gelegenes Zuckermagazin plündern wollte, und wirklich ſchon Zucker zu 20 Sols das Pfund verkaufte; nur mit Mühe gelang es dem Maire Pethion, mit Hülfe der Nationalgarde den Aufſtand zu ſtillen.

Mißhelligkeiten mit der Schweiz.

Mit der Schweiz kam die Verſammlung in mancherlei Streitigkeiten; eine Veranlaſſung hierzu waren die wegen der Unruhen zu Nancy auf die Galeeren verurtheilten einundvierzig Schweizerſoldaten vom Regiment Chateauvieux. Der Deputirte Goupilleau machte den Antrag, daß man für dieſe Märtirer der Freiheit die Begnadigung bei den Schweizer-Cantonen nachſuchen müſſe; ein Anderer behauptete, daß der, obgleich ſchon verabſchiedete, Kriegsminiſter Montmorin verantwortlich und ſtrafbar ſey, weil er dieſe Begnadigung nicht nachgeſucht habe.

Montmorin verantwortete ſich und bewies, daß er an den franzöſiſchen Geſandten in der Schweiz wegen der Verbrechen des Regiments Chateauvieux geſchrieben, daß er aber die Antwort erhalten habe: die helvetiſchen Staaten hielten eine ſtrenge Mannszucht unter ihren Regimentern für viel zu nothwendig, als daß ſie den aufrühreriſchen Soldaten, die ihre eigenen Officiere gemißhandelt und zum Theil ermordet hätten, zu vergeben geneigt ſeyn ſollten.

Deleſſart las der Verſammlung einen Brief des Directoriums des Cantons Zürich vor, in welchem ſich daſſelbe erklärte, daß es niemals zugeben könne, die Soldaten des Regiments Chateauvieux, welche ſo gröblich gegen alle Kriegszucht gefehlt hätten, wieder freizulaſſen; daß es von den ſchlimmſten Folgen ſeyn würde, wenn man denſelben Gnade ertheilen wollte, und daß dieſe Aufrührer niemals und unter keiner Bedingung, wieder in ihre Compagnien aufgenommen werden könnten. Ihr Aufruhr verletze ſo ſehr die Treue und den Ruf der hevetiſchen Nation, daß man zu ihrer Verurtheilung gezwungen geweſen ſey.

Der Deputirte Maille behauptete nun, indem er einen Bericht vorlas, daß Malſeigne die einzige Urſache des Aufruhrs zu Nancy geweſen ſey, und der Verräther Bouillé verdiene Schmach und Verachtung; die verurtheilten, geräderten, gehenkten und auf die Galeeren verbannten Soldaten ſeyen nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſie verdienen ſogar Lob wegen ihrer Bürgertugenden; die Schweizeroffiziere, aus welchen der Kriegsrath beſtauden, ſeyen ſehr übereilt verfahren, nnd haben ein ungerechtes Urtheil geſprochen; das Urtheil ſey ungerecht, ungeachtet es von den helvetiſchen Staaten gebilligt worden. Er beſchloß ſeine Rede mit dem Vorſchlage, daß dem Könige aufgetragen werden ſolle, die Officiere der Schweizerregimenter Caſtella und Vigier

gier zur Begnadigung der verurtheilten Soldaten zu vermögen.

In der Abendſitzung des 31. Decembers trat Garran Coulon auf, um die aufrühreriſchen Soldaten von Chateauvieux zu vertheidigen. Er behauptete, dieſe Soldaten ſeyen ganz unſchuldig, und man müſſe eilen, ſie von ihren Feſſeln zu befreien. Die Schweiz habe zwar vermöge der Verträge mit Frankreich ſich das Recht der Gerichtsbarkeit über ihre in franzöſiſchem Solde ſtehenden Truppen vorbehalten; allein die Amneſtie ſey eine Handlung der geſetzgebenden und nicht der richtenden Gewalt, folglich erſtrecken ſich die Verträge mit der Schweiz auf dieſen Fall nicht. Man ſolle daher die allgemeine Amneſtie vom 14. September auch auf dieſe Soldaten ausdehnen.

Lemontey meinte jedoch, daß die Gerichtsbarkeit über die Schweizerregimenter den helvetiſchen Staaten allein zukomme. Daher dürfe die Verſammlung das gegen dieſe Soldaten ergangene Urtheil nicht abändern; wohl aber könne man das Geſetz der Amneſtie auf dieſelben ausdehnen. Er erkannte die Rechtmäßigkeit des von den Schweizerofficieren gegen jene Soldaten geſprochenen Urtheils an, glaubte aber nicht, daß die franzöſiſche Regierung gehalten ſeyn könne, daſſelbe zu vollziehen. Die Verſammlung, fuhr er fort, müſſe unſtreitig die gefangenen Soldaten befreien; jedoch dürfe dies nicht anders als

ſehr behutſam geſchehen, damit man die helveti-ſchen Staaten nicht beleidige; denn es ſey bekannt, wie große Mühe ſich Spanien gebe, um Frankreich dieſe ſeine älteſten Bundesverwandten zu entreißen und abtrünnig zu machen. Die Verſammlung möge daher durch den Geſandten in der Schweiz über dieſen Gegenſtand unterhandeln laſſen, aber ja nicht gleich jetzt allzuraſch entſcheiden, denn über eine ſolche Entſcheidung dürften die Schweizer mit Recht mißvergnügt ſeyn.

Hierauf beſchloß die Verſammlung: „daß die einundvierzig Soldaten des Regiments Chateauvieux in dem Geſetze der Amneſtie vom 14. September 1791 mit begriffen, und demzufolge ſogleich in Freiheit zu ſetzen ſeyen.“

Der König weigerte ſich lange, dieſen Beſchluß der Verſammlung zu genehmigen; endlich aber (am 12. Februar 1792) entſchloß er ſich dazu.

Einen andern Grund zu Mißhelligkeiten gab das zu Marſeille garniſonirende Regiment Ernſt, welches dem Canton Bern zugehörte. Die Officiere dieſes Regiments waren den Marſeiller Bürgern als Ariſtokraten verhaßt, und die Soldaten deſſelben wurden, da ſie faſt Alle ihren Obern mit blindem Gehorſam anhingen, welche ihnen jetzt freilich ſehr ſchmeichelten, von den Marſeillern häufig beleidigt, feige Tyrannenſclaven, ehrloſe, geprügelte Stockhelden u. ſ. w. ge-

nannt, und durften nicht wagen, ſich öffentlich zu zeigen, ohne ſogar thätlichen Beleidigungen ausgeſetzt zu ſeyn. Um dieſen nun ein Ende zu machen, verordnete die Nationalverſammlung, daß das Regimeut nach Aix, welches acht Stunden von Marſeille entfernt iſt, verlegt werden ſolle. — Das Regiment marſchirte nun mit klingendem Spiele aus, gegen alle Verhöhnung und Spott ein gleichgültiges Phlegma zeigend. Hiermit war aber die Sache bei weitem nicht abgethan.

Bald nachdem die Schweizer zu Aix angekommen waren, hatten ſich einige Anführer von Jourdans Bande nach Marſeille geflüchtet, und waren daſelbſt mit großem Jubel aufgenommen worden. Dieſe ſuchten, die Jakobiner zu einem Zuge nach Avignon zu bewegen, um die daſelbſt gefangen ſitzenden Mörder zu befreien. Die Jakobiner waren ſogleich bereit dazu, und machten den Plan zu dieſer Reiſe.

Indeſſen bemühten ſie ſich, ihren Mitbürgern die Rechtmäßigkeit dieſes Unternehmens darzuthun. Es wurde ausgeſtreut und nach Paris geſchrieben, die Stadt Avignon ſey der Waffenplatz einer Gegenrevolution; ſie ſey ein Schlupfwinkel des Ariſtokratismus und des Papismus; man müſſe Freiheit und Patriotismus dahin bringen; daran hindere aber das Regiment Ernſt, welches in einer zwiſchen Marſeille und Avignon gelegenen Stadt in Garniſon liege; daher müſſe

dieſes nothwendig erſt entfernt werden, ehe man zu der Ausführung dieſes großen und heilſamen Planes ſchreiten dürfe.

In der Nacht vom 24. zum 25. Februar 1792 wurde zu Marſeille der Generalmarſch geſchlagen; 1500 bis 2000 Marſeiller verſammelten ſich, und traten mit 6 Kanonen, ohne Befehl des Bürgerraths, ihren Marſch an. Sie zogen nach Aix. Auf dem Wege dahin vergrößerte ſich dieſe Armee durch mehrere Detaſchemente, die aus den an der Straße gelegenen Ortſchaften zu ihnen ſtießen. Sonntags, am 26. Februar gegen 10 Uhr Vormittags, langten ſie in einer kleinen Entfernung von der Stadt Aix an, woſelbſt man noch gar nichts von ihrer nahen Ankunft erfahren hatte.

Ein unbekannter Mann brachte die Nachricht nach dem Rathhauſe, wo der Bürgerrath verſammelt war, daß die Marſeiller mit ſechs Kanonen da ſeyen. Dieſer zweifelte an der Möglichkeit, daß ein ſo beträchtliches Corps ſo weit vorrücken könne, ohne daß man von ſeinem Marſche früher Nachricht erhalten habe. Indeſſen wurde jedoch der Commandant der Stadt, de Barbantanne, nach dem Rathhauſe beſchieden, und ihm aufgetragen, die Linientruppen zum Ausrücken bereit zu halten.

Als der Bürgerrath bald nachher erfuhr, daß die Nachricht gegründet und die Marſeiller nur noch eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt

ſeyen, gab derſelbe Befehl, den Generalmarſch zu ſchlagen und die Thore zu ſchließen. Der letztern Verfügung widerſetzten ſich die Bürger zu Aix; die Thore wurden zwar geſchloſſen, jedoch mußte das gegen Marſeille zu nach ihrem Willen offen bleiben.

Die Marſeiller zogen ein, ſtellten ſich auf dem Hauptplatze der Stadt in Schlachtordnung, und pflanzten ihre geladenen Kanonen gegen die Fronte des Regiments Ernſt, welches der Commandant hatte ausrücken laſſen. Aus allen dieſen Umſtänden wird es höchſt wahrſcheinlich, daß der Bürgerrath zu Aix mit den Marſeillern einverſtanden war; denn alle Befehle, die derſelbe gab, waren unnütz und kamen immer zu ſpät.

Indeſſen kamen einige Officiere der Marſeiller Bürgermilitz nach dem Rathhauſe, und forderten von dem verſammelten Bürgerrathe Lebensmittel und Quartier. Der Bürgerrath berathſchlagte ſich, wie dieſen Forderungen am beſten Genüge geleiſtet werden könne.

Hierauf verlangten die Marſeiller von dem Bürgerrathe, daß er dem Regimente Ernſt Befehl geben möge, ſich in ſeine Kaſernen zurückzuziehen. Ein Detaſchement des Regiments, welches abgeſandt war, die Fahnen zu holen, wurde von den Marſeillern angehalten, und erſt nach langen Bitten und Vorſtellungen des Bürgerraths und des Commandanten wieder losgelaſſen. Nun erklärten die Marſeiller, ſie ſeyen gekommen, um

das Regiment Ernſt aus der Stadt zu vertreiben; entweder müſſe daſſelbe die Stadt ſogleich verlaſſen, oder es werde von ihnen angegriffen. Der Bürgerrath, welcher den Marſeillern in Allem nachgab, befahl, daß ſich das Regiment in ſeine Kaſernen zurückziehen ſolle. Hiermit waren die Marſeiller für den Augenblick zufrieden. Sie zerſtreuten ſich, aßen, tranken und ruhten von den Beſchwerlichkeiten ihrer Reiſe aus.

Nachmittags um vier Uhr erfuhr man, daß noch 400 Mann von einer andern Seite, von Aubail her, gegen Aix anrückten, um ſich mit den Marſeillern zu vereinigen, und daß auſſerdem noch verſchiedene kleinere und größere Detaſchemente aus den benachbarten Ortſchaften im Anmarſche begriffen ſeyen.

Während ſich der Bürgerrath und der Commandant der Stadt gegenſeitig Lobſprüche darüber ertheilten, dem Blutvergießen zuvorgekommen zu ſeyn, waren die in ihre Kaſernen eingeſperrten Schweizer höchſt unwillig über die ſchändliche Rolle, die man ſie zu ſpielen nöthigte, da ſie vor den Sansculotten von Marſeille, vor den Spießgeſellen Jourdans, ſich hatten zurückziehen müſſen. Sie verabſcheuten das Benehmen des Bürgerraths und des Commandanten.

Auſſer dem Bürgerrathe der Stadt Aix waren auch die Auſſeher der Abtheilung der

Mündung der Rhone in einem andern Hauſe verſammelt. Die ſtanden in keiner Verbindung mit den Jakobinern, und wurden daher von den Marſeillern bedroht. Sie verlangten zu ihrer Sicherheit ein Detaſchement des Regiments Ernſt, und ſandten dem Oberſten deſſelben den Befehl zu, ein Bataillon ausrükken zu laſſen. Das Bataillon rückte aus, erhielt aber ſogleich vom Bürgerrathe Befehl, wieder zurückzumarſchiren. Dies waren zwei einander widerſprechende Befehle. Der Conſtitution gemäß hätte der Befehl der Aufſeher der Abtheilung befolgt werden müſſen, welchen der Bürgerrath untergeordnet war; allein der Commandant der Stadt, de Brabantanne, hielt für gut, den Befehl des Bürgerraths zu vollziehen, und führte die bald da= bald dorthin geſchickten Schweizer in ihre Kaſernen zurück. Nachdem dieſes geſchehen war, gingen die Aufſeher der Abtheilung ſogleich auseinander, und verſteckten ſich, weil ſie nunmehr von der Wuth der Marſeiller Alles zu beſorgen hatten. Indeſſen war die Nacht angebrochen.

Der Bürgerrath ſetzte ſeine Sitzung die ganze Nacht durch fort. Die erſte Hälfte der Nacht war ruhig; allein gegen zwei Uhr des Morgens kam ein Capitain der Marſeiller Bürgermiliz nach dem Rathhauſe, und erklärte, daß die Marſeiller geſonnen ſeyen, eben jetzt die Kaſernen anzugreifen, und daß ſie demzufolge

ſogleich den Generalmarſch ſchlagen laſſen würden, der Bürgerrath möge dieſes erlauben oder nicht. Dieſem folgten mehrere andere, die daſſelbe ſagten. Der Bürgerrath verſuchte durch Bitten und Vorſtellungen dieſe Menſchen zu bewegen, daß ſie von ihrem Vorhaben abſtehen möchten. Als aber alle dieſe Vorſtellungen nichts fruchteten, entſchloß ſich der Bürgerrath, ſelbſt den Befehl zu geben, daß der Generalmarſch geſchlagen werden ſollte.

Sobald Generalmarſch geſchlagen wurde, verſammelten ſich die Marſeiller nebſt den zu ihnen geſtoßenen Detaſchements. Der ganze bewaffnete Haufe, welcher acht Kanonen bei ſich hatte, umringte die Kaſerne, und forderte die Schweizer auf, ſich zu ergeben. Weder der Commandant der Stadt, welcher ſich in der Kaſerne befand, noch der Bürgerrath, widerſetzte ſich auf irgend eine Weiſe dieſem Vorhaben.

In der Nähe der Kaſerne befanden ſich einige Häuſer, welche höher lagen, als das Gebäude der Kaſerne. Dieſe Häuſer wurden mit bewaffneten Männern beſetzt, und die Kanonen wurden gegen das Gebäude ſelbſt gerichtet. Gegen jede Thüre ward eine Kanone aufgepflanzt. Nun verlangten die Aufrührer, daß das Regiment unbewaffnet abmarſchiren ſollte. Der Bürgerrath, welcher indeſſen auf dem Rathhauſe verſammelt war, erfuhr, was bei der Kaſerne vorging. Sey es aber Furcht, oder ſey es Einverſtändniß, er rührte ſich nicht, er blieb unthätig;

er kam nicht auf die Stelle, wo der Streit vorging und ſandte auch keine Botſchaft an die Anführer, um denſelben ſagen zu laſſen, daß ſie von ihrem Vorhaben abſtehen möchten. Der Bürgerrath überließ die Schweizer ganz ihrem unglücklichen Schickſale. Ja, gleichſam als wollte er ihrer ſpotten, überſandte ihnen der Bürgerrath, ſtatt aller Hülfe und alles Troſtes, den Beſchluß der Nationalverſammlung vom 27. Julius 1791, vermöge welches den Soldaten erlaubt wurde, ſich gegen thätliche Angriffe zu vertheidigen.

Herr de Barbantanne, der in der Kaſerne eingeſchloſſene Commandant der Stadt, machte einen Verſuch, was ſeine Beredſamkeit über die Anführer vermöge. Allein dieſe wiederholten, ſtatt aller Antwort, ihre Forderung, daß das Regiment unbewaffnet ausmarſchiren, und die Stadt verlaſſen ſollte. Die Schweizer weigerten ſich laut, eine ſolche Forderung einzugehen. Allein der Commandant ſuchte ſie zu bewegen, daß ſie dieſelbe eingehen und der Uebermacht nachgeben möchten. Nach Verlauf einer Viertelſtunde verlangten die Belagerer, mit den Unterofficieren und Soldaten zu unterhandeln. Zehn Sergeanten, zehn Corporale und eben ſo viele gemeine Soldaten wurden von den Schweizern an ſie abgeſandt. Die Bürger bemühten ſich, dieſe Abgeſandten zu verführen. Sie wandten zu dieſem Zwecke Alles an, Verſprechungen und Drohungen. Die Abgeſandten gingen in die Kaſernen zurück,

und erzählten, was vorgefallen war. Das ganze Regiment war einſtimmig der Meinung, daß die Waffen nicht zurück gelaſſen werden dürften.

Indeſſen nahm die Zahl der Belagerer noch immer zu. Ihre Drohungen wurden lauter, ungeſtümer, und gingen endlich in ein fürchterliches Geheul und Geſchrei über. Herr de Barbantanne fing abermals an, Vorſtellungen zu machen. Allein dieſe Bande, welche glaubte, daß ſich der Commandant mit ihr in Unterhandlungen einzulaſſen Willens ſey, wurde dadurch nur um ſo viel dreiſter. Sie feuerten die Kanonen auf die Kaſerne ab, tödteten eine Schildwache, und wiederholten noch einmal ihre Forderung, daß das Regiment unbewaffnet ausmarſchiren ſollte. Herr de Barbantanne rieth den Schweizern, ſich zu unterwerfen. Da ſich aber dieſe weigerten, that der Commandant einen Schritt, welcher ihn entweder der Furchtſamkeit, oder des Einverſtändniſſes mit den Rebellen verdächtig machte: er legte ſeine Stelle als Commandant nieder, und überließ dem Major von Wattewille (dem Befehlshaber des Regiments in Abweſenheit des Herrn Olivier), auf ſeine Verantwortung zu thun, was ihm gut dünkte.

Die Rebellen verlangten eine zweite Geſandtſchaft von den Soldaten. Sie thaten den Abgeſandten ähnliche Vorſchläge wie den erſten, und da dieſe eben ſo laut ihren Unwillen darüber be-

zeugten, ſo fielen ſie über dieſelben her, nahmen ihre Säbel weg, und ſchoſſen auf ſie, während ſie zurückgingen.

Herr von Wattewille hielt nun an das Regiment folgende Anrede: „Da mir eure Treue von andern Gelegenheiten her ſchon bekannt iſt, ſo erwarte ich Alles von eurer Folgſamkeit. Haltet euch bereit, zu vollziehen, was ich euch befehlen werde. Ich ſtehe dem Kanton ſowohl für euer Betragen, als für das meinige. Ihr ſeyd in Frankreich, um gegen die Feinde des Königreichs zu fechten, nicht um Staatsbürger umzubringen. Darum erwarte ich, daß ihr, mir zu Gefallen; eure Waffen niederlegen werdet. Thut dieſes um der Mannszucht willen, von welcher ihr mir ſchon ſo löbliche Beweiſe gegeben habt.“

Dieſe Anrede, welche er in dem ruhigſten Tone hielt, that alle die Wirkung, welche ſie auf die, an Gehorſam gegen ihre Vorgeſetzten gewöhnten Schweizerſoldaten thun mußte. Die Soldaten legten ohne Murren ihre Gewehre nieder, mit denen ſie noch kurz vorher ſich an den Marſeillern zu rächen geſchworen hatten. Sie verließen die Kaſernen und marſchirten unbewaffnet aus der Stadt.

Kaum war die Kaſerne verlaſſen, als ſich auch ſchon die Aufrührer hineinſtürzten, und nicht nur die Waffen wegnahmen, ſondern alles plünderten, was die Soldaten daſelbſt zurückgelaſſen hatten, ſo wie die Regimentscaſſe und was ſonſt dem Regiment zugehörte.

Nachher plünderten noch die Marſeiller, um das Maaß ihrer patriotiſchen Heldenthaten voll zu machen, mehrere Häuſer der Stadt, hingen ein Sträußermädchen an den Laternenpfahl auf, und begingen andere Ausſchweifungen.

Das Regiment Ernſt marſchirte nach Toulon. Allein die Jakobiner daſelbſt, einverſtanden mit ihren Brüdern zu Marſeille, fanden nicht für gut, daſſelbe einzulaſſen. Das Regiment ſah ſich daher genöthigt, zu Ollioules zu bleiben, von wo es nach Romans marſchirte.

Man kann den Unwillen, welchen die Mißhandlung dieſes Regiments in der Schweiz erregte, ſich kaum groß genug vorſtellen. Von Bern wurde ſogleich ein Bankier mit Creditbriefen abgeſandt, um den Schweizern allen Beiſtand zu verſchaffen, deſſen ſie bedürftig ſeyn möchten. Ein Eilbote ging nach Turin, um den König von Sardinien zu erſuchen, daß er alle Detaſchements, oder einzelne Perſonen dieſes Regiments, welche durch die Umſtände gezwungen werden möchten, über die Gränzen zu kommen, aufnehmen möchte.

Am 16. März wurde in dem Rathe der Republik Bern beſchloſſen, daß das Regiment Ernſt aus dem franzöſiſchen Dienſte zurückberufen werden ſollte. Ferner ſchrieb die Republik Bern an den König von Frankreich folgenden Brief:

„Bern, den 16. März 1792.“

„Sire!“

„Das älteſte von allen Schweizerregimentern in franzöſiſchen Dienſten, welches ſeit länger als einem Jahrhundert ſeiner Pflicht beſtändig treu geblieben iſt, und deſſen Betragen jederzeit untadelhaft war, das Regiment Ernſt, hat zu Aix den bitterſten Unfall erlitten. Angefallen durch eine ihm weit überlegene Zahl, in den Maßregeln zu ſeiner Vertheidigung eingeſchränkt durch das neue Geſetz, welches zu halten es geſchworen hatte, verrathen vielleicht von denjenigen, die es hätten beſchützen ſollen, hat es ſich genöthigt geſehen, die Waffen niederzulegen. In einem Kriege gegen die erklärten Feinde Ew. Maj. würde es dieſelben nicht anders als mit dem Leben verloren haben. Wir wollen Ew. Maj. durch die Erzählung der Treuloſigkeiten und Abſcheulichkeiten, mit denen dieſer traurige Vorfall begleitet geweſen iſt, nicht betrüben. Wir wollen es nicht verſuchen, Sire, Ihnen den tiefen und ſchmerzhaften Eindruck zu ſchildern, welchen derſelbe ſowohl auf uns, als auf unſer ganzes Volk gemacht hat. Bei dieſer Lage der Dinge bleibt nur Eines übrig. Da die Dienſte dieſes Regiments dem Dienſte Ew. Maj. weiter nicht mehr nützlich ſeyn können, ſo fordert ſowohl die Ehre des Regiments, als der Schutz, den wir demſelben ſchuldig ſind, daß wir es aus einem Lande zurück nehmen, in welchem man ungeſtraft die Verträge verletzt, auf welche

geſtützt es gekommen war. Demzufolge erwarten wir, Sire, von Ihrer Gerechtigkeit, daß es Ihnen gefallen werde, zu befehlen, daß dem Regiment Ernſt, nachdem daſſelbe vorher ſeine Waffen (welche ſein Eigenthum ſind, und deren es durch eine ungerechte und ungeſetzmäßige Gewaltthätigkeit beraubt worden iſt) wird zurückerhalten haben, ein Weg vorgezeichnet werde, auf welchem es ohne Aufſchub in ſein Vaterland zurückkommen könne. Geruhen Sie, ſich zu erinnern, Sire, daß unſere Truppen ſich mehr als Einmal des Wohlwollens würdig gemacht haben, mit welchem ſowohl Ew. Maj., als die Könige, Ihre Vorfahren, die ſchweizeriſche Nation überhaupt, und unſere Republik insbeſondere, beehrt haben. Wir ſetzen keinen andern Beweggrund hinzu, um zu erlangen, daß dieſes Regiment auf dem kürzeſten, bequemſten und ſicherſten Wege durch das Königreich ziehe, und daß es daſſelbe auf eine ehrenvolle Weiſe verlaſſe. Beſtändig von derſelben Ergebenheit für Ihre Perſon belebt, werden wir niemals aufhören, Ihr Wohl zu wünſchen. Möge Ew. Maj. in dem Wohlſtande der franzöſiſchen Monarchie eine Belohnung finden, die Ihrer Bemühungen und Ihrer Tugenden würdig ſey!“

Alle übrigen Staaten des helvetiſchen Bundes ſtimmten in ihren Geſinnungen mit dem Canton Bern überein, und billigten den Ton, in welchem dieſe Republik an den König von Frankreich geſchrieben hatte. Der große Rath der Re-

publik Zürich faßte am 20. März einen Beſchluß, deſſen weſentlicher Inhalt folgt:

„Der dem Regiment Ernſt zugeſtoßene Unfall ſowohl, als die von dem Grafen Hirzel von St. Gratien, Obriſtlieutenant des Regiments Steiner, welches zu Lyon in Beſatzung liegt, erhaltene zuverläſſige Nachricht, daß Herr Dubois de Crance in dem Jakobinerclubb der genannten Stadt vorgeſchlagen habe, dieſes Regiment eben ſo zu behandeln, vermochten den Herrn von St. Gratien, öffentlich und ſogar dem Maire der genannten Stadt Lyon, zu erklären, daß er und ſein ganzes Regiment entſchloſſen wären, eher den letzten Blutstropfen zu vergießen, als ihre Waffen zu übergeben, der Befehl dazu möge kommen von wem er wolle. Als nun de St. Gratien erfuhr, daß der General-Lieutenant de Muy, welcher in dieſem Theile Frankreichs Commandant war, Vollmacht erhalten habe, das Regiment nach der Provence marſchiren zu laſſen, und da er mit Recht befürchtete, daß nach ſeiner Ankunft daſelbſt, wo die Anarchie bis auf den höchſten Grad geſtiegen war, das Regiment im Ganzen oder in einzelnen Theilen irgend einer Beleidigung ausgeſetzt ſeyn möchte, ſo hat de Gratien die Capitains verſammelt, und mit ihnen gemeinſchaftlich eine Schrift an den Canton aufgeſetzt, in welcher ſie anfragen, ob ſie den Befehlen, welche ihnen in dieſer Rückſicht gegeben werden möchten, gehorchen

ſollten oder nicht? Zu gleicher Zeit gaben ſie dem Canton die Nachricht, daß ſie Herrn d'Hallot, dem zu Lyon commandirenden Feldmarſchall, erklärt hätten, daß, wofern ſie Befehl erhalten ſollten, nach den mittäglichen Provinzen zu marſchiren, ſie nicht eher gehorchen würden, als bis ſie die Befehle des Cantons würden erhalten haben, und daß von den beiden Bataillons ſich keines von dem andern trennen würde, weil eine ſolche Trennung ihrer Capitulation entgegen ſey. Demzufolge hat nun der große Rath dem Oberſtlieutenant wegen ſeiner Standhaftigkeit gedankt, und das Betragen der Capitaine gebilligt, auch denſelben befohlen, in ihrem Entſchluſſe ſo lange zu beharren, bis ſie weitere Befehle von dem Canton würden erhalten haben.“

Die Republik Zürich ſchrieb an den König von Frankreich, um ihn zu erſuchen, daß er das Regiment Steiner nicht nach den ſüdlichen Provinzen ſenden, wie auch, daß er die Trennung der Bataillons verbieten möchte.

Der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erſuchte die Republik Bern in einem Schreiben, daß ſie ſich zu einem gemäßigtern Entſchluſſe bewegen laſſen, und ihren erſten Beſchluß, das Regiment Ernſt betreffend, zurücknehmen möchte. Der ſouveraine Rath der Republik beſtand aber einſtimmig auf dem erſten

Be-

Beſchluſſe und die Republik ſchrieb folgenden Brief an den Miniſter:

„Der ſouveraine Rath, welcher geſtern über den Gegenſtand Ihres Briefes vom 27. des verfloſſenen März ſich berathſchlagt hat, trägt uns auf, Ew. Excellenz anzukündigen, daß die Republik einen reiflich überlegten Beſchluß nicht abzuändern vermag, daß dieſelbe feſt darauf beſteht, das Regiment Ernſt zurückzurufen, und daß ſowohl das Zutrauen der Republik in die Gerechtigkeit des Königs, als in Seine Bundesfreundſchaft, ſie hoffen laſſe, daß Se. Maj. die nöthigen Befehle geben werde, damit das Regiment ohne Hinderniß in ſein Vaterland zurückkommen kann, wie es die Republik in dem Briefe vom 16. März, welchen ſie an den König zu ſchreiben die Ehre gehabt hat, verlangt. Es hat der Republik ſehr leid gethan, in dieſer unglücklichen Sache eine Partei ergreifen zu müſſen, die den Abſichten Sr. Maj. entgegen ſeyn konnte, allein ihre Ehre befiehlt es ihr. Ueberdieß hat ſie in Betrachtung gezogen, wie das Ueberlaſſen der Schweizeriſchen Truppen an Frankreich weder mit dem ewigen Frieden, noch mit dem allgemeinen Bündniſſe, welches uns mit dieſem Reiche verbindet, in irgend einer nothwendigen Beziehung ſtehe. Die uns abgenöthigte Zurückrufung unſeres Regiments kann in der That die Verträge nicht im mindeſten verletzen. Es bleiben dieſelben unverſehrt, und die Republik wird nichts deſtowe-

niger fortfahren, ſie treu zu erfüllen, ſo wie es unſere Vorfahren thaten, welche ohne Aufhören die getreuſten, ſo wie die älteſten Bundesverwandten Frankreichs geweſen ſind. Wenn der Republik ihr Regiment auf die Weiſe, wie ſie es verlangt, wird zurück gegeben worden ſeyn, dann wird ſie erſt mit Ehren eine Unterhandlung anfangen können; und jederzeit wird ſie mit Vergnügen dem Allerchriſtlichſten Könige Beweiſe ihrer Anhänglichkeit geben. Dann wird ſie auch mit der Ehrfurcht, welche ſie Sr. Maj. ſchuldig iſt, und mit dem Zutrauen, welches der Geſandte des Königs verdient, die Anträge anhören, die, wie Ew. Excellenz ſagten, Barthelemy zu machen den Auftrag hat. Ew. Excellenz dürfen nicht daran zweifeln, daß dieſe Anträge mit Vergnügen werden angenommen werden, wenn ſie zum Zwecke dienen, alle Mißverſtändniſſe zu tilgen, die unangenehme Erinnerung an das Vorgefallene zu verlöſchen, und die gute Eintracht zu befeſtigen, welche zwiſchen zwei benachbarten Völkern um ſo wünſchenswerther iſt, da ſie zu beider gegenſeitigem Vortheile und Nutzen gereicht.

Wir ſind u. ſ. w.

Bern, den 12. April 1792.

„Schultheiß und Rath der Stadt und Republik Bern.“

Der Kriegsminiſter Narbonne ſtattete am 8. März der Verſammlung von der Entwaffnung des Regiments Ernſt Bericht ab. Er ſagte, daß aus allen Berichten, welche er aus Aix erhalten habe, erhelle, daß de Barbantanne, der Commandant zu Aix, ſeine Pflicht nicht gethan habe. Statt den Aufrührern zu rechter Zeit Gewalt entgegen zu ſetzen, habe er das Regiment in eine Lage verſetzt, in welcher es ſich zu wehren außer Stande geweſen. Der König habe dem Kriegsminiſter befohlen, dem Commandanten der achten Diviſion, Coincy, zu ſchreiben, daß er de Barbantanne ſuſpendiren und einem Kriegsgerichte übergeben ſolle. Der Miniſter ſagte ferner: der König habe Befehl gegeben, daß dem Regiment Ernſt ſogleich diejenigen Waffen wieder zurückgegeben werden ſollen, welche die Soldaten auf den Befehl ihres Majors in den Kaſernen mit einer bewundernswürdigen Unterwürfigkeit niedergelegt hätten. und welche nachher von den Räubern geſtohlen worden ſeyen. Es wäre um ſo wichtiger, daß dieſes bald geſchehe, weil ſonſt zu beſorgen ſey, daß dieſer unangenehme Vorfall die Unterhandlungen mit den Helvetiſchen Staaten, wegen der Erneuerung der zwiſchen Frankreich und dieſen getreuen Bundesgenoſſen ſchon ſeit langer Zeit beſtehenden Capitulationen, Hinderniſſe in den Weg legen möchte.

Auch mit dem Dey von Algier bekam die

franzöſiſche Regierung Händel, der, obgleich er noch vor kurzem einen hundertjährigen Frieden mit Frankreich abgeſchloſſen hatte, nun die beſte Gelegenheit zu haben glaubte, denſelben zu brechen; er drohte daher mit Feindſeligkeiten. Als ihm der franzöſiſche Conſul deßhalb Vorſtellungen machte, wollte er ihn in Ketten legen laſſen, und ſagte, die Franzoſen ſeyen lauter Betrüger und Spitzbuben. Der König ſelbſt ſchrieb nun dem Dey einen Brief, um ihn zu friedfertigern Geſinnungen zu ſtimmen; zugleich aber wurde eine Fregatte und mehrere Corvetten ausgerüſtet, um dem Schreiben mehr Nachdruck zu geben. Dies that auch beſſere Wirkung als alle frühere Nachgiebigkeit und Gefälligkeit. (Man hatte ihm erſt kürzlich ein kleines Kriegsſchiff von einer Million Livres an Werth, auf ſein Verlangen zum Geſchenke gemacht, und die durch die Algierer den Franzoſen abgenommenen Priſen den Eigenthümern bezahlt). Der Dey, als er von den Zurüſtungen hörte, ließ den neuen Abgeſandten, Miſſieſſy, neben ſich ſitzen, verſprach Frieden zu halten, und ließ ihm noch drei ganz vorzüglich ſchöne Pferde zum Geſchenk für den König von Frankreich übergeben.

Einſtweilen ließ der König ſeine neue Leibwache organiſiren, die ihm verfaſſungsmäßig zukam, und benachrichtigte den Gemeinderath von Paris durch den Miniſter Deleſſart, daß er geſonnen ſey, aus jedem Bataillon der Pariſer

Nationalgarde zwei freiwillige Staatsbürger unter ſeine Leibwache aufzunehmen. Zum Oberbefehlshaber dieſer Truppen ernannte er den Herzog von Briſſac.

In der Sitzung vom 5. December hielt der Deputirte Sedillez folgende ſonderbare, bald durch Beifall, bald durch Ziſchen unterbrochene Rede an die Verſammlung:

„Was haben wir gethan? Nichts, gar nichts! Vergeblich ſucht der Staatsbürger in den Protokollen unſerer Sitzungen eine zuſammenhängende und nützliche Arbeit. Er wundert ſich über die ungeheure Leere, die er in demſelben findet. Was ſagen unſere Feinde? Was denken von uns die auswärtigen Nationen? Wir beſchäftigen uns mit Privatſachen, gleichſam als läge uns nicht die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten ob; wir ſprechen Urtheilsſprüche, ſtatt Geſetze zu geben; wir berathſchlagen uns nicht, ſondern wir kabaliren; wir ſprechen nicht, ſondern wir ſchreien; hochtönende Worte gelten bei uns ſtatt großer Dinge; Perſönlichkeiten ſtatt Vernunftgründe; unſere Schlüſſe ſind Schlüſſe, die zum Irrthum führen, und unſer Patriotismus iſt von der Art, daß er dem Vaterlande den Untergang bringt.“ Nachdem er gezeigt hatte, wie die zweite Nationalverſammlung nicht dieſelben Urſachen zu Zwiſtigkeiten hätte, welche die conſtituirende Verſammlung gehabt hatte, fuhr er fort: „Woher kommt

denn die Unordnung, welche in unſern Sitzungen herrſcht? Warum wollen wir nur diejenigen Redner anhören, welche ſprechen was wir gerne hören? Spricht ein Mitglied mit Nachdruck, ſo heißt er ein Parteigänger; ſpricht Einer mit Klugheit, ſo nennt man ihn einen Einſchläferer. — Lärm, Verwirrung, Intoleranz: dieß iſt die ſchändliche und nur zu bekannte Geſchichte unſerer Debatten. Indeſſen ſieht uns das franzöſiſche Volk und richtet uns. Wenn ich vom Volke ſpreche: ſo meine ich nicht dieſes Volk, welches euch zuhört und euch beklatſcht — denn ganz Frankreich befindet ſich nicht zu Paris, und ganz Paris nicht auf den Gallerien. Hütet euch, euch von dieſem vorüberrauſchenden Beifallklatſchen bethören zu laſſen; es würde oft ruhmwürdiger ſeyn, daſſelbe nicht zu erhalten. Ganz Frankreich erwartet von uns ſeine Ruhe, ſeine Wohlfahrt. Hierin liegen unſere Pflichten, hierin unſer Ruhm.“

„Wie kann man Ruhe im Staate hoffen, ſo lange keine Ruhe in der Nationalverſammlung herrſcht? Wie darf man ſich ſchmeicheln, uns ſo ungeheuere Arbeiten endigen zu ſehen, ſo lange man ſieht, wie wir mit unanſtändigen und unbedeutenden Debatten dem Vaterlande die Zeit verſchleudern? Welchen Begriff ſoll man ſich von der Weisheit unſerer Geſetze machen, wenn man dieſelben unter närriſchen Abſchweifungen auf einmal herkommen ſieht? Wie kann man glauben, daß die Conſtitution feſt ſtehe, ſo lange die con-

ſtituirenden Gewalten unaufhörlich mit einander im Streite begriffen ſind und ſich gegenſeitig zerſtören zu wollen ſcheinen? Kaum ſind ſie im Gange, man muß ihnen alſo keine Hinderniſſe in den Weg legen. Man muß über die vollziehende Gewalt wachen, allein man muß nicht dieſelbe am Gängelbande führen wollen. — Entweder iſt die Majeſtät des Volkes ein Wort ohne Sinn, oder man muß das Bild derſelben in der Verſammlung ſeiner Stellvertreter erblicken. Aus den Reden ſowohl, als aus den Schriften dieſer Stellvertreter, muß man auf den Character der Nation und auf die Rechtſchaffenheit derſelben ſchließen können.“

Ein gewiſſer Potin Vauvineux errichtete um dieſelbe Zeit eine ſonderbare Art von Bank, um ſchnell reich zu werden; ſie machte trotz dem, daß, bei einer nur oberflächlichen Berechnung der Sache, deren betrügeriſche Abſicht und Tendenz unverkennbar war, dennoch eine Zeitlang großes Aufſehen, und viele Perſonen brachten dem erfinderiſchen Speculanten recht gutmüthig ihr Geld hin. Der Plan war folgender:

Sieben Perſonen brachten dem Potin Vauvineux jede 21 Livres klingende Münze, und erhielten dafür ein Billet, oder eine Nummer. Sobald ſieben Perſonen ſich bei ihm eingefunden und er demnach 147 Livres eingenommen hatte, löste er in klingender Münze, von einer dieſer Per-

ſonen, für 100 Livres Aſſignaten al pari ein, und ſchenkte ihr noch dazu 21 Livres. Nach dieſer erſten Operation behielt er alſo 100 Livres in Aſſignaten und 26 Livres an Geld übrig. Nun machte er ſich anheiſchig, die zweite der erſten ſieben Perſonen zu bezahlen, ſobald ſich ſechs andere würden gefunden haben, von denen jede ſeiner Bank 21 Livres bezahlen wollte; aber nicht eher. Von ſeinem Gewinn verſprach er zehn Procent der Nation, fünf Procent der Münzkammer und drei Procent den Armen zu bezahlen, das übrige ſollte ihm zugehören.

Die Theorie dieſer Speculation iſt leicht einzuſehen. Der erſte Einlegende wurde bezahlt, ſobald ſechs Perſonen eingelegt hatten; dieſe ſechs wurden bezahlt, wenn 42 Perſonen eingelegt hatten, aber nicht eher; die 42 wurden bezahlt, wenn 294 eingelegt hatten; die 294, wenn Potin Vauvineux das Geld von 2058 Perſonen in Händen hatte; dieſe 2058, wenn ſich 14,406 Andere würden gefunden haben, u. ſ. w.

Geſetzt es hätten ſich in jeder Woche 14,406 Pränumeranten gefunden (eine Zahl, die derjenigen gleich iſt, welche die fünfte Einlage erfordert); ſo konnten dieſe nicht eher als in einem Monate und 19 Tagen bezahlt werden; diejenigen, mit deren Geld ſie bezahlt wurden, konnten erſt in eilf Monaten und 13 Tagen bezahlt werden; und das Geld, welches ihm würde gedient haben, um die

neunte Einlage zurück zu bezahlen, konnte nicht eher, als in 326 Jahren, neun Monaten und 19 Tagen zurück bezahlt werden.

Die leichtgläubigen Pariſer brachten Haufenweiſe ihr Geld zu dieſer Bank und Potin war in wenigen Wochen ein reicher Mann. Endlich verſchwand er mit Geld und Aſſignaten.

Unterdeſſen erlangten die Jakobiner immer mehr Macht und Anſehen in Paris und ganz Frankreich; außerdem, daß ſie die Ernennung Pethions zum Maire von Paris, und Robespierres, zum öffentlichen Ankläger durchgeſetzt hatten, war es ihnen auch noch gelungen, die Ernennung des berüchtigten Roederer zum Procurator-Syndicus der Abtheilung in Paris, Manuels zu einer gleichen Stelle, Dantons zu deſſen Subſtituten, und Prieur zum Präſidenten des Criminalgerichts zu erzwingen.

Die Höflinge und Ariſtokraten trugen zum Theil ſelbſt ihr Möglichſtes zu allen dieſen Ernennungen bei, weil ſie, wie wir ſchon erwähnt haben, die Jakobiner den Conſtitutionellen weit vorzogen, indem ſie durch die erſteren weit eher einen Umſturz des Beſtehenden und die Rückkehr zum Alten hofften. Durch den ehemaligen Clubb von 1789, mit dem ſich viele frühere (gemäßigte) Mitglieder der Jakobiner vereinigt hatten, und der nun den Namen der Feuillants angenommen hatte, hoffte man überdieß, jene Menſchen im Zaum halten zu können; aber dieſe Hoffnung

war eben ſo eitel und unklug als alle andern, denen ſich die Höflinge überließen. Die Feuillants hatten hauptſächlich geſucht, recht einträgliche Stellen zu erhalten, was ihnen auch zum Theil gelang; und da ſie nur dies im Auge hatten, ſo ließen ſie ruhig geſchehen, daß die weit klugern Jakobiner die geſetzgebende Verſammlung mit Gliedern ihres Bundes beſetzten, wodurch es ihnen nicht ſchwer ward, den andern die Stellen nach Gefallen wieder abzunehmen. Girtanner berichtet als Augenzeuge:

„Man kann ſich den Contraſt zwiſchen beiden Geſellſchaften kaum groß genug vorſtellen. Die Jakobiner verſammelten ſich in einem ſchlechten, von wenigen Lampen erleuchteten Saale, und ſaßen auf hölzernen Bänken. Hingegen hatten die Mitglieder des Clubbs von 1789 in dem Palais-Royal eine Reihe prächtiger Zimmer gemiethet. Sie ſaßen auf gepolſterten Stühlen, und waren mit zahlreichen Bedienten umgeben. Die größte Eleganz herrſchte in Allem. Die Debatten wurden kaltblütig geführt, die Gegenſtände mit Anſtändigkeit, Feinheit und Witz behandelt, und überhaupt niemals der Anſtand aus den Augen geſetzt. Mit ſolchen Eigenſchaften konnten ſie in einem Lande, wo der Pöbel regierte, ſich weder Beifall noch Anhang erwerben. Indeſſen hatten ſie in der erſten Nationalverſammlung die Majorität, und waren die eigentlichen Verfertiger der Conſtitution.“

Die Jakobiner und die Feuillants geriethen bald mit einander in einen offenbaren Krieg. Es wurde derſelbe zuerſt in Zeitungen, Journalen und fliegenden Blättern geführt. Sie ſchalten ſich gegenſeitig Unruheſtifter und Böſewichter. Dagegen nannten ſich ſowohl die Jakobiner, als die Feuillants, ausſchließend Freunde der Conſtitution. Eine jede dieſer beiden Secten rief in ihrem Verſammlungsſaale und ſchrieb in ihren Blättern: „Wir, wir ſind die ächten Anhänger der Conſtitution; alle Andern ſind Abtrünnige und Verräther!“

Die Geſellſchaft der Feuillants beſtand aus einer vierfachen Klaſſe von Menſchen. Erſtens aus den gemäßigt denkenden Anhängern der Conſtitution, die theils aus Grundſätzen, theils weil es ihr Charakter ſo verlangte, alle heftigen Bewegungen, alle Unordnungen, alle Exceſſe verabſcheuten, und glaubten, es ſey nach einer dreijährigen Anarchie endlich Zeit, Ruhe und Ordnung in dem Reiche wieder herzuſtellen. Zweitens aus den heftigen Anhängern der Conſtitution, welche dieſelbe ſchwärmeriſch und wie einen Abgott verehrten, indem ſie fortwährend ausriefen: „Die Conſtitution, die ganze Conſtitution, nichts als die Conſtitution!“ Drittens aus Perſonen, welche zwar die Fehler der Conſtitution ſehr gut einſahen und zum Theil mit derſelben höchſt unzufrieden waren, dabei aber die Meinung hegten, daß dieſelbe nunmehr, da ſie von dem Volke an-

genommen und vom Könige genehmigt ſey, mit allen ihren Fehlern aufrecht erhalten und vor der Wuth und den Angriffen der Jakobiner beſchützt werden müßte. Viertens endlich aus eigennützigen Ränkemachern und Demagogen, welche am Hofe, in der Armee oder in der Verwaltung des Reichs einträgliche Stellen ſuchten.

Seitdem der König die Conſtitution genehmigt, hatte ſich die Orleansſche Partei wieder mit den Jakobinern vereinigt.

Auf den Vorſchlag des Genfers Clavière hatten die Jakobiner ihre Sitzungen dem Volke geöffnet, und für die Zuhörer Gallerien, ſo wie in der Nationalverſammlung, bauen laſſen. Die Feuillants wollten es hierin ihren Gegnern gleichthun. Es hielt dieſe Geſellſchaft Sonntags, am 18. December 1791, eine öffentliche Sitzung, in welcher ſich mehr als dreihundert Zuhörer, meiſtens Jakobiner, auf den Gallerien einfanden. Dieſe Zuhörer pfiffen und ziſchten die Redner, vorzüglich Barnave, Dandre und Chapelier, aus, und erlaubten ſich ſogar, die Mitglieder der Geſellſchaft thätlich zu mißhandeln. Die Wache wurde herbeigerufen, allein ſie kam nicht, und die Jakobiner brachten es dahin, daß die Feuillants einige Tage lang es nicht wagten, ſich zu verſammeln. Unter den Jakobinern, welche ſo großen Lärm in dem Verſammlungsſaale der Feuillants machten, befanden ſich auch einige Mitglieder der

Nationalverſammlung. Vorzüglich thätig war Merlin von Thionville. Dieſer klagte nebſt ſeinem Gefährten Grangeneuve am 26. December die Geſellſchaft der Feuillants bei der Nationalverſammlung an. Hierauf kam es in der Verſammlung zwiſchen den Jakobinern und den Feuillants zu einem heftigen Streite, der mit großem Lärm und Geſchrei geführt wurde.

Am 27. December ſchlug Herr Lacroix vor, daß keine Geſellſchaft in dem Gebäude der Feuillants geduldet werden ſolle. Die Commiſſarien, welchen die Verſammlung aufgetragen hatte, die Klage Merlin's gegen die Feuillants zu unterſuchen, ſtatteten einen Bericht ab, der nicht zu ſeinen Gunſten ausfiel, und aus welchem erhellte, daß ſich derſelbe ſehr ungezogen aufgeführt hatte. Indeſſen behielten die Jakobiner die Oberhand, und die Verſammlung beſchloß, daß die Feuillants ihre Sitzungen künftig nicht mehr in dem bisher für ſie beſtimmten Gebäude halten ſollten, weil daſſelbe ſich allzunahe bei dem Verſammlungsſaale der Nationalverſammlung befände.

Von dieſer Zeit an hielten die Feuillants ihre Sitzungen äußerſt geheim. Keine Zuhörer wurden bei den Debatten zugelaſſen, und ſogar der Ort ihrer Verſammlungen blieb lange Zeit unbekannt; es war ein Zimmer im Hotel de Richelieu.

Ungefähr zur nämlichen Zeit ſollte Ludwig XVI. durch folgenden Plan vom Throne geſtoßen werden.

Im Auslande, vorzüglich in den Gegenden jenſeits des Rheins, wo die franzöſiſchen Prinzen ſich aufhielten, ſollte die Nachricht verbreitet werden, daß der König Paris verlaſſen und die Flucht genommen habe. Hierdurch hoffte man die Prinzen nach der franzöſiſchen Gränze zu locken, und ſich ihrer durch einen unvermutheten Ueberfall bemächtigen zu können. Zu gleicher Zeit ſollte eine ſo unvermuthete Annäherung der ausgewanderten Prinzen gegen die franzöſiſche Gränze Furcht und Schrecken in den an der Gränze liegenden Abtheilungen verbreiten. Eine Menge Eilboten ſollten ſchnell nach einander in Paris eintreffen, und einen eben ſo unvermutheten als gewaltſamen Einfall der Prinzenarmee in Frankreich ankündigen. Zugleich wollte man in der Stadt Paris das Gerücht verbreiten, die königliche Familie ſey entflohen. Hierdurch aufgebracht und in Wuth geſetzt, werde ſich der Pöbel, ſo hoffte man, angeführt von einigen Jakobinern, nach den Tuillerien begeben und dieſelben ſtürmen.

Es wurden falſche Briefe geſchrieben, mit der nachgemachten Handſchrift des Königs und der Prinzeſſin Eliſabeth, ſo wie des kaiſerlichen Geſandten zu Brüſſel, des Grafen von Metternich unterzeichnet. Dieſe Briefe, welche durch Eilboten an die franzöſiſchen Prinzen nach Worms

und Coblenz geſandt wurden, enthielten die Nachricht, daß die königliche Familie in der Nacht vom 20. zum 21. November Paris verlaſſen habe, und ſich bereits in den öſterreichiſchen Niederlanden befinde. Die ſehr gut nachgeahmten Unterſchriften dieſer Briefe machten die Sache glaubwürdig; die Prinzen ſandten daher, ohne auf fernere Beſtätigung zu warten, Eilboten mit dieſer Nachricht an alle europäiſchen Höfe, überließen ſich der ausſchweifendſten Freude und Beluſtigung, und näherten ſich der franzöſiſchen Gränze.

Schon am 19. November hatte der Prinz von Condé einen Eilboten aus Frankreich erhalten, welcher ihm einen angeblichen Brief des Königs überbrachte, der ihm von ſeiner bevorſtehenden Flucht Nachricht gab. Der Prinz eilte ſogleich, in Geſellſchaft ſeines Sohnes, des Herzogs von Bourbon, und ſeines Enkels, des Herzogs von Enghien, nach Coblenz.

Am 24. November ſandte der Prinz von Condé den Prinzen Ludwig von Rohan als Eilboten von Coblenz nach Worms, um den daſelbſt befindlichen zahlreichen franzöſiſchen Ausgewanderten die für ſie angenehme Nachricht zu überbringen, daß ſich der König von Frankreich nebſt ſeiner Familie in den öſterreichiſchen Niederlanden befinde, und daß ihm die franzöſiſchen Feſtungen Condé und Valenciennes bereits ihre Thore geöffnet haben.

Was man hofft, das glaubt man leicht. Die Ausgewanderten zweifelten nicht, ſie unterſuchten nicht, ſondern überließen ſich, mit ächt franzöſiſchem Leichtſinne, der ausgelaſſenſten Freude, um ſo viel mehr, weil einige Stunden ſpäter die erſte Nachricht durch einen von dem Prinzen Salm abgeſandten Eilboten beſtätigt wurde. Sie verſammelten ſich in den Straßen; riefen: „Hoch lebe der König!“ tanzten Freudentänze; ließen ein Te Deum ſingen; ſchrieben Briefe mit dieſer frohen Nachricht an alle ihre außer Frankreich befindlichen Freunde und Bekannten; ſandten Eilboten an vornehme und fürſtliche Perſonen; veranſtalteten prächtige Gaſtmähler; leerten eine Flaſche nach der andern auf die Geſundheit des Königs; prahlten mit dem Blutbade, welches ſie in ganz Frankreich, vorzüglich aber in Paris, anzurichten gedächten; erleuchteten ihre Häuſer während der darauf folgenden Nacht, und brannten Feuerwerke ab. Zu Coblenz war die Freude noch größer. Prinzen und Edelleute beſtellten ſich ſogleich Pferde zur Reiſe nach Valenciennes, um dem König ihre Aufwartung zu machen. Einige deutſche Reichsfürſten theilten die Freude der Ausgewanderten: vorzüglich der Churfürſt von Trier, welcher die Nachricht von der vorgeblichen Entweichung des Königs von Frankreich zufälliger Weiſe gerade an ſeinem Geburtstage erhielt, und der Churfürſt von Mainz, welcher in dem Schauſpielhauſe ſogleich die Oper

„Richard

„Richard Löwenherz“ zu ſpielen befahl, und ſich ſelbſt in dem Schauſpielhauſe einfand.

Je größer die Freude der Ausgewanderten geweſen war, deſto größer war auch die Trauer und Niedergeſchlagenheit, als ſie erfuhren, daß die ganze Nachricht falſch und erdichtet ſey. Nur vier und zwanzig Stunden dauerte der Traum.

Zu Coblenz hielt der Graf von Provence an die verſammelten Ausgewanderten folgende Anrede:

„Meine Herren! Unſere Freude iſt zwar kurz geweſen, aber lebhaft. Es iſt ſchrecklich, daß wir das Glück ſo nahe vor uns ſahen, ohne daſſelbe erreichen zu können. Wir dürfen jedoch noch nicht die Hoffnung verlieren, es feſt halten zu können. Wir tragen Alle in unſerem Herzen dieſelbe Ehrfurcht, dieſelbe Liebe zu unſerem König. . Der gegenwärtige Umſtand, ſo unangenehm derſelbe auch iſt, legt doch unſere Anhänglichkeit an unſern Souverain an den Tag. Er beweist, daß rechtſchaffene Leute von Böſewichtern betrogen werden können. Ich zweifle nicht daran, daß wir durch eine Machination der Nationalverſammlung betrogen worden ſind. Laſſet uns alle ſchwören, unſerem unglücklichen Könige getreu zu bleiben.“

Alle Anweſenden, mit dem Grafen von Artois an ihrer Spitze, leiſteten dem König den Eid er Treue und gingen dann auseinander.

Nicht nur im Auslande, ſondern auch zu Paris ſelbſt, wurde die Nachricht von einer vor-

geblichen Flucht des Königs durch die Jacobiner verbreitet. Den 29. November war das Gerücht von einer heimlichen Abreiſe der königlichen Familie in den Vorſtädten von Paris allgemein. An allen Ecken der Straßen ſah man heftig geſchriebene Anſchläge, welche dem Volke dieſe Begebenheit kund thaten und bekannt machten, daß die franzöſiſchen Prinzen an der Spitze von 40,000 Mann in Frankreich eingefallen ſeyen. Das Volk bezweifelte die Nachricht und blieb ruhig. Folglich war der Plan gänzlich vereitelt.

Bald darauf trat ein gewiſſer Carra, Redacteur der Zeitſchrift „Annales patriotiques,“ im Jacobinerclubb auf, und hielt folgende unverſchämte Rede daſelbſt:

„Der Geiſt der Tyrannei,“ rief er aus, „der Geiſt der Niederträchtigkeit, der Treuloſigkeit, der Verſtellung und der gänzlichen Verdorbenheit, iſt mit dem alten Tyrannen, dem alten Hofe, mit dem alten Gange ſeiner Miniſter und ſeiner Höflinge, auf dem Throne geblieben!“ Er behauptete: daß ein großer Theil der Mitglieder der Nationalverſammlung von dem Könige beſtochen ſey, daß ſich unter derſelben 230 bis 240 Mitglieder befänden (gerade ſo viele, als Nicht-Jacobiner waren), die zuſammengenommen monatlich 236,000 Livres vom Hofe bekämen. „Ich will,“ fuhr er fort, „erzählen, auf welche Art man die Mitglieder der Verſammlung und die Zeitungsſchreiber für den König gewinnt; ich will

erzählen, was mir ſelbſt begegnet iſt: Ich kannte ſchon ſeit langer Zeit einen Mann, welcher, ohne daß ich es wußte, ein Ariſtokrat war. Dieſer beſuchte mich vor einigen Wochen und ſagte mir ſehr ſüße Dinge. „Ihr ſeyd,“ ſprach er, „als ein Freund des Friedens und der Ruhe bekannt; ihr wollt, daß die Geſetze vollzogen, daß die Conſtitution erhalten werde.“ — „Das verſteht ſich,“ gab ich zur Antwort. — „Der König ſowohl, als die Königinn,“ fuhr jener fort, „meinen es recht gut, und haben die beſten Abſichten.“ — Ich ſpielte den Leichtgläubigeu und erwiederte: „Das iſt mir lieb; allein was wollen Sie eigentlich? — „Umgekehrt,“ ſagte er, „ich frage: was wollen Sie? verlangen Sie eine Stelle?“ — „Nein!“ war meine Antwort. Nach einigen Tagen kommt man wieder. — „Ihr ſeyd ein rechtſchaffener Mann,“ heißt es jetzt, „man weiß, daß ihr die Conſtitution ſehr liebt, und euch große Mühe gebet, dieſelbe zu erhalten. Werfet doch, mir zu Gefallen, eure Bemerkungen über das Betragen der Miniſter auf das Papier.“ — „Meinetwegen!“ ſagte ich. Ich ſetzte dieſe Bemerkungen auf. Bald nachher bekam ich dieſelben ohne Brief, aber mit einem Aſſignate von tauſend Livres zurück. „Ha! ha!“ ſprach ich zu mir ſelbſt, „dieß iſt ein Bruchſtück von der Civilliſte; aber ein reines Gewiſſen iſt beſſer als dieſes Bruchſtück.“ Nun wartete ich den weitern Fortgang der Sache ruhig ab. Man beſuchte mich wieder, man ſagt: „Mit euren Bemerkungen iſt man

ſehr zufrieden. Wenn ihr jeden Monat ſolche Bemerkungen mittheilen wollt, ſo wird man euch dieſelben allemal auf dieſelbe Art wieder zuſtellen.“ Von dem Aſſignate war weiter keine Rede. „Hier,“ rief Carra aus, „hier lege ich das Bruchſtück der Civilliſte auf den Tiſch des Secretärs nieder, und verlange, daß fünfhundert Livres davon zum Beſten der franzöſiſchen Garde und fünfhundert Livres auf Verfertigung von Piken verwandt werden, von denen ich nur Eine für mich verlange!“ —

Manuel las in dieſem Clubb nachſtehendes Schreiben, das er an den König abgeſchickt hatte, vor:

„Sire!“

„Ich liebe die Könige nicht . . . .“

Hier ſtand ein Mitglied des Clubbs auf, und rief: „Meine Herren! ich liebe die Manuels nicht!“

„Ich liebe die Könige nicht, denn ſie haben der Welt zu viel Böſes zugefügt, wenn man ſie auch nur nach der Geſchichte beurtheilt, welche den Größten unter ihnen ſchmeichelt, nämlich den Eroberern, das heißt, Denjenigen, die ganze Nationen mordeten. Allein die Conſtitution, die mich frei gemacht, hat auch Sie zum König gemacht. Ich muß Ihnen daher gehorchen. Als Staatsbürger will ich Ihnen nun einige Wahrheiten ſagen. Die Miniſter, welche Ihnen Alles ſagen, ſelbſt aber alles thun wollen, haben

Ihnen ohne Zweifel vorgegeben, daß das Volk jeden Tag Ihre Abreiſe erwarte; allein dem Volk iſt nicht unbekannt, daß man den Thron der Franzoſen nicht mit ſich fortzutragen vermag. Sie haben einen Sohn. Dieſer Sohn gehört Frankreich, von da an, wo daſſelbe nicht mehr Ihnen gehört. Frankreich muß ihn für ſich erziehen. Fordern Sie daher ſelbſt, daß man dieſes Kind (welches dereinſt erſtaunen wird, wenn es fünf und zwanzig Millionen Menſchen in der Erbſchaft ſeines Vaters findet), fordern Sie ſelbſt, daß es einem Freunde der Natur, dem Bernardin Heinrich de Saint Pierre anvertraut werde, welcher die Seele Fenelons mit der Feder J. J. Rouſſeaus verbindet. Dieſer wird ihm die Kunſt zu herrſchen beibringen, welche die Bourbons bisher nicht gekannt haben, weil Sclaven beherrſchen nicht herrſchen heißen kann.“ —

Der Deputirte Brival ſchrieb einen noch unverſchämteren Brief an den Monarchen, weil ihm eine Schildwache der Leibgarde am Eingange der Tuillerien ſeinen Stock hatte abnehmen wollen, den er ihr vor die Füße geworfen; der Brief fieng mit den Worten an: „Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob der Garten der Tuillerien Ihnen oder der Nation gehört.“

Ein anderes Schreiben, welches Manuel an die Miniſter ſchickte, und gleichfalls im Jakobinerclubb vorlas, characteriſirt nicht minder den Geiſt der damaligen Zeit; es lautete:

„Miniſter des Königs! Höret den Mar-

dochai, welcher nicht fürchtet den Zorn Hamans. Einer unter Euch iſt zwar dem Geſetze entwiſcht, allein er wird nicht der öffentlichen Meinung entwiſchen. Verdienet Ihr nicht Alle zuſammen, daß ein Anklagedecret gegen Euch erlaſſen würde, da, ſeitdem ihr den Thron umgebet, die vollziehende Gewalt einem ehernen Pferde gleicht, welches beſtändig den Fuß aufhebt, ohne von der Stelle zu kommen? Eure heuchleriſchen Lügen in dem Senate ſollen mich nicht täuſchen; denn mir iſt ſchon lange bekannt, daß der Hof einem Luſtſpiele gleicht, in welchem die Bedienten mehr Verſtand haben, als die Herren.“

Am zwölften Februar ſagte Manuel auf dem Rednerſtuhle der Jacobiner: „Endlich iſt die Zeit vorhanden, einen Menſchen zum Wohl des Ganzen umzubringen; und dieſer Menſch muß ein Miniſter ſeyn. Alle Miniſter ſind ſo ſtrafbar, daß ich feſt überzeugt bin, daß die Nationalverſammlung ſehr gerecht handeln würde, wenn ſie einen unter ihnen durch das Loos herausziehen ließe, und ihn alsdann auf das Schaffot ſchickte.“ — „Nicht Einen! nicht Einen! ſondern Alle! Alle!“ ſchrieen die Zuhörer auf den Gallerien.

Ceremonielle Mißhelligkeiten der Nationalverſammlung mit dem Könige.

Die von der Nationalverſammlung ernannten Mitglieder, welche die Beſchlüſſe der Verſammlung am 13. December zur Genehmigung überbringen ſollten, hatten von dem Könige die Nachricht erhalten, daß er ſie des Vormittags um neun Uhr erwarten wollte. Sie giengen in den Pallaſt der Tuillerien, ehe es neun Uhr geſchlagen hatte. Der König befand ſich in ſeinem Staatsrathe; man erſuchte ſie daher, in dem Vorzimmer einige Augenblicke zu verziehen. Allein ſie gingen weg, und äußerten, daß ihnen die Majeſtät der Nation nicht erlaubte, auf den König zu warten.

Am Abende deſſelben Tages machten ſie dieſes der Nationalverſammlung bekannt. Die Herren Grangeneuve, Brival und Lacroix ſahen in dieſer Begebenheit bereits ein Staatsverbrechen des Königs.

Am vierten Februar erzählte Rühl der Nationalverſammlung, daß er nebſt drei andern Mitgliedern der Verſammlung am vorigen Abende dem König einige Beſchlüſſe zur Genehmigung hätte überbringen wollen. Der König hätte ſich in ſeinem Staatsrathe befunden. Ein Livreebedienter des Königs hätte gefragt: ob es ihnen gefällig wäre, in dem Saale der Geſandten, oder in dem Saale der Wache, ſo lange zu verziehen, bis der König aus dem Staatsrathe käme? Sie ſeyen hierauf in den Saal geführt worden, hät-

ten aber in demſelben nur einen Schrank geſehen. Herr Rühl behauptete, daß er, nebſt ſeinen drei Collegen, es für eine Beleidigung angeſehen hätte, in ein Zimmer geführt worden zu ſeyn, das ſo ſchlecht aufgeputzt wäre, und daß er ſich darüber beklagt habe. Er habe zur Antwort erhalten, daß dieſes das Staatszimmer ſey, in welches auch die auswärtigen Geſandten geführt werden. Bald nachher habe man ihnen angekündigt, daß der König ſie erwarte. Sie hätten befohlen, daß bei ihrem Eintritte in das königliche Zimmer beide Flügelthüren ſollten geöffnet werden. Allein der erſte Kammerherr, und nachher auch der Miniſter der Gerechtigkeitspflege, haben ihnen bemerklich gemacht, daß man die beiden Thüren niemals anders öffnete, als wenn eine Geſandtſchaft von ſechzig Mitgliedern der Verſammlung erſchiene, — ſonſt niemals, nicht einmal für die auswärtigen Geſandten; daß ſie ſich alſo den eingeführten Gebrauch möchten gefallen laſſen. Rühl brach hierüber in eine laute Declamation aus. Er hätte einen natürlichen, unüberwindlichen Widerwillen, mit Leuten, welche in den Vorzimmern vegetirten, ſich auf Einen Fuß geſetzt zu ſehen. Er wäre daher im Namen des Volkes darauf beſtanden, daß ihm beide Flügelthüren müßten geöffnet werden, ohne Rückſicht, was die Etikette verlangte. Zuletzt hätte er nachgegeben. Jedoch erwarte er nunmehr den Ausſpruch der Verſammlung über dieſen Gegenſtand. „Ich glaube,“ ſprach er, indem er ſeine Rede endigte, „ich glaube die Ehre

der Nation gerettet, und meine Pflicht gethan zu haben.“

Die Mitglieder der Verſammlung debattirten über dieſen Gegenſtand, und es wurde beſchloſſen, daß der Ausſchuß der Geſetzgebung am folgenden Tage einen Bericht darüber abſtatten ſollte.

Am ſechsten Februar erzählte Thüriot der Nationalverſammlung: er ſey am vorigen Abende mit drei andern Mitgliedern der Verſammlung nach dem Pallaſte der Tuillerien zu dem Könige gegangen, um demſelben einige Beſchlüſſe der Verſammlung zur Genehmigung zu überbringen; der König hätte ſich eben in dem Staatsrathe befunden. Ein Kammerherr hätte die Abgeſandten gebeten, in dem Saale der Geſandten einige Augenblicke zu verziehen. Allein ſie haben alle vier dafür gehalten, daß es ſich nicht für ihre Würde ſchickte, in einem Zimmer ſich aufzuhalten, welches ſo ſchlecht möblirt ſey, ſie wären alſo unverrichteter Sache wieder weggegangen.

Girardin (Rouſſeau's Zögling), Cambon, Cautton, Genſonné, Grangeneuve und und Andere, machten einen gewaltigen Lärm, und verlangten, daß dem König befohlen und vorgeſchrieben werden ſollte, wie er die Geſandtſchaften der Nationalverſammlung aufnehmen müſſe. Endlich, während ſich dieſelben noch über die Freiheiten ſtritten, welche ſie ſich gegen den König herausnehmen könnten, kam der folgende Brief des Königs:

Paris den 6. Februar 1792.

„Meine Herren! Es iſt eine Schwierigkeit über die Art entſtanden, wie die Commiſſarien, welchen die Nationalverſammlung aufträgt, mir ihre Beſchlüſſe zu überbringen, bei mir empfangen werden müßten.“

„Ich habe bisher den Gebrauch befolgen laſſen, welcher in meinen Verhältniſſen mit der conſtituirenden Verſammlung beſtändig befolgt worden iſt, und ich habe dafür gehalten, daß es ſchicklich ſey, diejenigen Gelegenheiten, welche der geſetzgebende Körper ſelbſt durch die Anzahl der Geſandten, die er mir zuſendet, feierlicher zu machen für nöthig hält, auch auf irgend eine Weiſe auszuzeichnen. Demzufolge habe ich Geſandtſchaften von ſechzig Mitgliedern beide Thürflügel öffnen laſſen; auch habe ich befohlen, daß man dieſelben ebenfalls Geſandſchaften von vier und zwanzig Perſonen öffnen ſollte, falls es die Verſammlung für gut hielte, mir dergleichen zu ſenden. Die Commiſſarien, welche am Freitage gekommen ſind, um mir Beſchlüſſe vorzulegen, haben verlangt, daß ihnen beide Thürflügel geöffnet werden ſollten. Allein da dieſe Commiſſarien, nach den Bemerkungen, die ihnen gemacht worden ſind, auf dieſer Forderung nicht beſtanden, ſo habe ich nicht weiter daran gedacht. Ich erfuhr nachher, daß ſie der Nationalverſammlung Bericht davon abgeſtattet hätten, und daß dieſe den Gegenſtand

einem Ausſchuſſe zur Unterſuchung übergeben habe. Da ich nun eine Sache dieſer Art gar nicht für wichtig halte, ſo war ich entſchloſſen, abzuwarten, ob mir die Verſammlung ihren Wunſch überreichen würde, falls ſie es für nöthig hielte, ſich mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Allein ich war ganz erſtaunt darüber, daß, ehe noch die Verſammlung ihren Wunſch geäußert hat, die Commiſſarien, welche geſtern gekommen ſind, um Beſchlüſſe zu meiner Genehmigung zu überreichen, dieſe Forderung erneuerten und weggiengen; denn ich habe dafür gehalten, daß ich ſo lange, bis die Verſammlung ſich würde erklärt haben, den einmal eingeführten Gebrauch beibehalten müßte. Unſtreitig wird die Verſammlung einſehen, wie wichtig es iſt, daß die Verhältniſſe, welche zwiſchen ihr und mir Statt finden, beobachtet werden, und ſie wird ſich gewiß beſtreben, mit mir in dieſer Rückſicht eine Uebereinkunft zu treffen.“

„Ludwig.“

„Auf Befehl des Königs, M. L. F. Duport.“

Die Verſammlung beſchloß hierauf Folgendes:

„Da die Nationalverſammluug in Erwägung gezogen hat, daß der König durch ſeinen Brief von dem heutigen Tage die Art und Weiſe zu wiſſen verlangt, wie ihre Commiſſarien, welche Beſchlüſſe zur Genehmigung überbringen, empfangen werden ſollen; da ſie ferner in Erwägung zieht, daß alle Geſandtſchaften des geſetzgebenden

Körpers an den König einerlei Character haben, ihre Anzahl ſey welche ſie wolle; ſo trägt ſie ihrem Präſidenten auf, an den König zu ſchreiben, daß es der Wunſch des geſetzgebenden Körpers ſey, daß bei einer jeden Gelegenheit die Mitglieder der Verſammlung, welche im Namen derſelben erſcheinen, ohne Unterſchied mögen empfangen werden."

Auf den Vorſchlag Rouillier's ward beſchloſſen, daß in den Briefen der Verſammlung an den König dieſelbe Etikette beobachtet werden ſollte, welche der König in ſeinen Briefen an die Nationalverſammlung beobachte.

Condorcet, der Präſident der Verſammlung, ſchrieb hierauf zufolge dieſes Beſchluſſes den folgenden Brief, der vorgeleſen und gebilligt wurde:

"Die Nationalverſammlung, Sire, hat mir aufgetragen, Ihnen die Entſcheidung bekannt zu machen, welche ſie heute gegeben hat. Sie will, daß das Geſetz vom 17. Junius 1791 befolgt werde, und hält dafür, daß kein Unterſchied zwiſchen den Geſandtſchaften zu machen ſey, welche alle mit demſelben Character bekleidet ſind, ihre Anzahl ſey welche ſie wolle. Die Nationalverſammlung hält ſich überzeugt, daß es Ihre Mei-

nung iſt, die Eintracht zu unterhalten, welche zwiſchen ihr und Ihnen vorhanden ſeyn muß.“

„Der Präſident der Nationalverſammlung
Condorcet.“

Nachdem der Brief geſchrieben war, berathſchlagte die Verſammlung darüber, auf welche Weiſe derſelbe dem Könige überbracht werden ſollte. Anfänglich wollte man Commiſſarien unter den Mitgliedern der Verſammlung ernennen, welche dem Monarchen dieſes Meiſterſtück patriotiſcher Höflichkeit überbringen ſollten, und die Verſammlung beſchloß es. Allein es konnte ſich Niemand entſchließen, eine ſo ſonderbare Botſchaft zu übernehmen. Es ſchlug daher ein Mitglied vor: dem Könige den Brief durch einen Bedienten der Verſammlung zu überſenden. Ein anderer rief: „Sendet dem Könige den Brief durch die Poſt zu!“ worüber ein gewaltiges Gelächter entſtand. Es wurde endlich dem Könige der Brief durch einen Bedienten der Verſammlung überſandt.

So war alſo die Weiſe beſchaffen, auf welche die Verſammlung mit dem erblichen Stellvertreter der Nation ſich in Briefwechſel ſetzte! So tief war Ludwig XVI., der rechtmäßige Erbe und Nachkömmling von ſechzig Königen, bereits herabgewürdigt, daß er mit dem Exmarquis Condorcet auf [illegible]iner Stufe ſtand!

Am 7. Februar kamen die von der National⸗verſammlung zu dem Könige geſandten Commiſſa⸗rien, welche einige Beſchlüſſe zur Genehmigung überreichen ſollten, zurück, und erzählten trium⸗phirend, daß ihnen in dem Saale des Monarchen beide Thürflügel zu ihrem Einzuge geöffnet wor⸗den ſeyen.

Was die Jakobiner ſo dreiſt und verwegen machte, war das unſinnige, zum Theil ſchändliche und nichtswürdige Benehmen der Ausgewanderten. Die großen Schaaren der Ausgewanderten Fran⸗zoſen, die einzigen Gegner, welche ihnen vielleicht hätten die Spitze bieten können, wiegten ſich in den Träumen ſchwärmeriſcher Plane, brachten Tage und Nächte in Ueppigkeit und Wolluſt zu, ver⸗ſchwendeten Geld und Zeit, rächten ſich durch ohnmächtige Drohungen, erwarteten fremde Hülfe, die nicht kam, und gaben den Jakobinern täglich neue Beweiſe, daß wenig von ihnen zu befürch⸗ten ſey.

Ja, was noch weit ſchlimmer war, dieſe Ausgewanderten waren unter ſich ſelbſt nicht einig. Sie haßten ſich, und ſtritten untereinander mit großer Bitterkeit über die nach vollbrachter Ge⸗genrevolution in Frankreich einzuführende Regie⸗rungsform, über zwei Kammern oder drei Kammern, über die Einrichtung der Monarchie unter Carl dem Großen und Philipp dem Schönen, über die künftige Zuſammenberufung der Reichsſtände und die Nichtzuſammenberufung

derſelben. Sie glichen (ſagt ein vortrefflicher Schriftſteller) den Eigenthümern eines brennenden Gebäudes, die, ſtatt ihre Kräfte zu vereinigen und gemeinſchaftlich das Feuer zu löſchen, dem Brande zuſehen, und ſich über den bei der Wiederaufbauung des Gebäudes zu befolgenden Riß zanken.

Louvet kam vor die Schranken, und declamirte gegen die Ausgewanderten in dem ſchwülſtigen Style, welcher ſeit der Revolution in Frankreich zur Mode geworden war. „Eine Handvoll Rebellen,“ ſprach er, „darf ſich nicht den kleinern Theil der Nation nennen; ſie iſt blos der Abſchaum der Unreinigkeiten derſelben, ein Ungeheuer von einem Kinde; es ſind Landſtreicher, die ehemals Edelleute hießen; es ſind würdige Nachkommen Kains, des ältern Sohnes des erſten Menſchen, und dürſten, ſo wie jener, nach Abels Blute; es ſind neue Catilina's, die von dem alten nichts als die Wuth haben. Sie wollten uns zu Sclaven machen, und wir machten ſie zu Prinzen. Dieſe Rebellen haben die Geduld des Volkes ermüdet. Wir bitten euch, das Siegel eures heiligen Zornes auf die Stirn jener Menſchen zu drücken. Finden dieſelben Porſennas, — nun, ſo zählt Frankreich Tauſende von Scävolas. Mirabeau iſt nicht mehr vorhanden, und Condé lebt noch! lebt noch! Himmel! wo iſt deine Gerechtigkeit!“ u. ſ. w.

Dieſe Rede wurde mit außerordentlichem Beifallklatſchen aufgenommen.

Carl von Bourbon Montmorency, auch Alexander von Crequy genannt, ein Abentheurer, der kurz vorher aus dem Gefängniſſe von Stettin entlaſſen worden war, erſchien vor den Schranken der Nationalverſammlung, und erzählte den Roman ſeines Lebens. Seinem Vorgeben nach war er im Jahre 1737 geboren, und ein natürlicher Sohn des Königs Ludwig XV., welcher ſeine Mutter heimlich geheirathet hatte. Dieſe ſeine Mutter heirathete nachher den Alphonſus de Crequy, als ſich Ludwig XV. mit der Tochter des Königs von Pohlen vermählte. Er ſey, verſicherte er, vierzigmal eingekerkert worden, und habe zuletzt neun Jahre in einem Schloſſe nahe bei Stettin gefangen geſeſſen, aus welchem er nunmehr durch die Nationalverſammlung errettet worden ſey.

Die Lügen dieſes Mannes waren in die Augen fallend. Ludwig XV. vermählte ſich im fünfzehnten Jahre ſeines Alters, im Jahre 1725, mit der Tochter des pohlniſchen Königs Stanislaus. Dennoch behauptete dieſer Betrüger, der Sohn des Königs aus einer noch frühern Ehe und im Jahre 1737 geboren zu ſeyn. Wie läßt ſich dies vereinigen?

Kaum hatte der vorgebliche Bourbon ſeine Rede geendigt, als der Excapuciner Chabot ſich deſſelben annahm, und behauptete, es ſey billig, daß Diejenigen, welche vormals der Deſpotismus verfolgt habe, nunmehr aus der Civilliſte entſchädigt würden.

Ein

Ein Theil der Verſammlung klatſchte ihm Beifall zu, ein anderer ziſchte.

Am 29. Januar kam dieſer ſogenannte Bourbon Montmorency Crequy abermals vor die Schranken und verlangte Entſchädigung für die Plagen, welche ihn der vormalige Deſpotismus habe erdulden laſſen.

In der Sitzung vom 1. Februar ſprach der Präſident, Herr Guadet: „Als ich heute frühe in den Saal trat, fand ich Carl Bourbon Montmorency Crequy, mit einem Gefolge von ungefähr ſechzig Perſonen. Zu Anfang der Sitzung begab er ſich nebſt ſeinen Begleitern hinweg. Seitdem hat er mir nach einander drei Briefe zuſtellen laſſen. In dem erſten hält er dringend um Unterſtützung an, weil er ſonſt verhungern müſſe. In dem zweiten behauptet er, daß ihm neulich vor den Schranken von ſeinen Feinden wichtige Papiere entwendet worden ſeyen. In dem dritten droht er, wenn ſeine Sache in dieſer Sitzung nicht entſchieden werde, ſeine Widerſacher nach aufgehobener Sitzung in Bildniß, wo nicht gar wirklich, aufhängen zu laſſen.“

Im November las Bazire der Verſammlung einen Brief vor, welcher, wie er ſagte, von Herrn Barnier, einem Generaleinnehmer der Finanzen, an einen ſeiner vertrauten Freunde geſchrieben, und in welchem von einer bevorſtehenden

Bayerische Staatsbibliothek München

Gegenrevolution die Rede war. Bazire gab nicht an, wie der Brief in ſeine Hände gekommen ſey. Als er gefragt wurde, auf welche Weiſe er zu dem Beſitze deſſelben gelangt ſey? erzählte er Folgendes: Ein Schloſſergeſelle zu Auxonne arbeitete in dem Hauſe Noirot's. Während dieſer abweſend war, ſchlich der Schloſſergeſell dem Dienſtmädchen in das Schlafzimmer ihres Herrn nach, wo ſie eben beſchäftigt war, das Bett zu machen. Er ſchäkerte mit ihr, warf ſie auf das Bett, u. ſ. w. Nachdem dieſes geſchehen war, ging er in dem Zimmer umher, und unterſuchte die auf den Tiſchen liegenden Papiere. Unter denſelben fand er auch den genannten Brief. Dieſen ſteckte er in die Taſche, ging weg und gab denſelben ſeinem Herrn, dem Schloſſermeiſter Boulon, welcher ihn an Bazire ſandte.

Auch Cloots erhielt Erlaubniß, vor der Verſammlung zu erſcheinen, und hielt eine Rede, in welcher er vorſchlug, am 20. Januar Deutſchland den Krieg anzukündigen. Dieſe Rede wurde ſehr beklatſcht, von dem Präſidenten ſehr höflich beantwortet, und der Druck derſelben befohlen.

Am 7. Februar 1792 erſchien vor den Schranken der Verſammlung ein Savoyarde, Namens Caffe, der in ſeinem Vaterlande zum Galgen verurtheilt worden war, aber Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Gefängniſſe zu entweichen. Er gab ſich für einen Märtyrer der Freiheit aus, ließ den gegen ihn ergangenen Urtheilsſpruch der

Verſammlung vorleſen, und bat um Schutz. Herr Isnard ſagte: es zieme der Verſammlung, die Schande der Tyrannen aufzudecken, um die Völker zum Haſſe der Deſpoten zu reizen. Herr Bazire meinte: ein ſolches Todesurtheil eines Deſpoten wäre ein Ehrentitel. Ein anderes Mitglied behauptete, dieſes Todesurtheil wäre eben ſo viel werth, als eine franzöſiſche Bürgerkrone! Der Präſident, Herr Condorcet, antwortete dem Savoyarden: „Die Verſammlung wird die ſonderbaren Thatſachen unterſuchen, welche Ihr derſelben entdeckt habt. Die Stellvertreter des franzöſiſchen Volkes werden niemals vergeſſen, was ſie der Gerechtigkeit ſowohl als der Würde der Nation ſchuldig ſind. Nehmet nun, als ein Märtyrer der Freiheit, einen Platz in dem Heiligthume derſelben.“ Und ſo ſetzte ſich dann der Savoyarde in die Reihe der Geſetzgeber der franzöſiſchen Nation, unter dem lauten Beifallklatſchen der Mitglieder der Verſammlung und der Zuhörer auf den Gallerien.

Schlimmer Zuſtand der franzöſiſchen Finanzen.

Der Zuſtand der Finanzen Frankreichs wurde durch alle dieſe Unordnungen täglich zerrütteter und ſchlimmer. Gegen das Ende des Jahres 1791 beſchloß die Nationalverſammlung: 1) daß die Summe der in Umlauf zu ſetzenden Aſſignaten, welche ſich, zufolge der Beſchlüſſe der conſtitui-

renden Verſammlung, bereits auf 1300 Millionen Livres beliefen, bis auf 1400 Millionen erhöht werden ſollte. 2) Daß aber noch überdieß für 300 Millionen Aſſignaten von fünf Livres verfertigt werden ſollten, die man in dem Nationalarchive niederlegen, und nur vermöge eines Beſchluſſes des geſetzgebenden Körpers aus demſelben ſollte herausnehmen können. Die ganze Summe der verfertigten Aſſignaten betrug demzufolge am 1. November 1791 2100 Millionen Livres; denn die conſtituirende Nationalverſammlung ließ erſt 400 Millionen, dann 800 Millionen, und endlich im Junius 1791 noch 600 Millionen verfertigen; alſo in Allem für 1,800 Millionen. Nun wurden noch 300 Millionen zu verfertigen beſchloſſen; folglich in Allem 2100 Millionen, wovon aber nicht mehr als 1,400 Millionen im Umlaufe ſeyn ſollten. Die Summe der zurückgekommenen und verbrannten Aſſignaten betrug am 1. November 318 Millionen Livres.

Der Genfer Claviere, der eigentliche Urheber des Aſſignatenplans, welcher für ſich und für ſeine Freunde ungeheure Summen mit dieſer Speculation bereits gewonnen hatte, ſtrebte darnach, Finanzminiſter zu werden. Er hielt zu dieſem Zwecke am 3. November eine weitläufige Rede vor der Verſammlung, deren Gegenſtand der Zuſtand der Finanzen war. Er ſchlug vor, daß die Verſammlung die Rückzahlung aller Schulden des Staates ſuſpendiren, und folglich einen verdeckten Staatsbankerott machen ſollte.

Das Deficit vom Monate October 1791 betrug 39,730,187 Livres; das Deficit vom Monate November 31,700,000 Livres. Im Jahre 1789, als der König die Reichsſtände zuſammen berief, betrug das Deficit im ganzen Jahre nicht mehr als 56 Millionen Liv.; im Jahre 1791 belief ſich daſſelbe auf 400 Millionen Livres.

Am 8. December wurde abermals die Verfertigung von 200 Millionen Aſſignaten beſchloſſen.

Am 17. December beſchloß die Verſammlung: „1) daß die Summe der in Umlauf zu ſetzenden Aſſignaten, welche am 1. November auf 1400 Millionen feſtgeſetzt worden war, nunmehr auf 1600 Millionen erhöht werden ſollte. 2) Um den Caſſen den Belauf dieſer Summe zu liefern, und die verbrannten Aſſignaten zu erſetzen, beſchließt die Verſammlung eine neue Ausgabe von 300 Millionen Aſſignaten, welche von den, vermöge der Geſetze vom 1. November und 8. December verfertigten Aſſignaten genommen werden ſollen.“

Am 17. December waren demzufolge für 2300 Millionen Livres Aſſignaten verfertigt.

Am 4. Januar ward wieder die Verfertigung von 300 Millionen Livres Aſſignaten beſchloſſen, wodurch die ganze Anzahl der verfertigten Aſſignaten auf 2600 Millionen Livres ſtieg.

Das Deficit vom Monat December 1791 betrug 35,957,141 Livres; das Deficit vom Monate Januar 1792 betrug 42,205,611 Livres. Dabei iſt aber zu bemerken, daß der Verſamm-

lung keine genaue Rechnung darüber abgelegt ward, und daß jeden Monat 12 bis 14 Millionen für beſondere Ausgaben angeſetzt wurden, von denen, außer dem Finanzausſchuſſe, Niemand wußte, worin ſie beſtunden.

Das Deficit vom Monate Februar 1792 betrug 40,402,877 Livres; das Deficit vom Monat März 1792 belief ſich auf 47,270,545 Livres; das Deficit des Monats April betrug 47,207,401 Livres.

Da der König, wie oben erzählt worden iſt, das von der Verſammlung gegebene Geſetz gegen die Ausgewanderten nicht genehmigt hatte, ſo ſuchten die Jakobiner durch andere Mittel denſelben Zweck zu erreichen.

Am 13. erſchien Pethion an der Spitze des Bürgerraths von Paris vor den Schranken der Verſammlung, und verlangte eine Erklärung des Geſetzes vom 24. Junius, vermöge welches verordnet worden war, daß keinem Franzoſen ein Gehalt, eine Penſion, oder eine Schuldforderung bezahlt werden ſollte, wenn er ſich nicht in Perſon ſtellen oder einen Bevollmächtigten ſenden würde, nebſt einem Atteſtate von dem Bürgerrathe ſeines Wohnorts, um zu beweiſen, daß er ſich innerhalb des Reiches aufhalte.

Die Verſammlung beſchloß, wie folgt:

„Die Nationalverſammlung hat erwogen, daß ausgewanderte Franzoſen nach Frankreich zurück

kommen, um Atteſtate ihrer gegenwärtigen Anweſenheit zu erhalten, in der Abſicht, dem Geſetze vom 24. Jun. auszuweichen.„

„Die Nationalverſammlung hat, nachdem die Sache für dringend erklärt worden, in Erwägung gezogen, daß es nöthig ſey, dem Geſetze vom 24. des verfloſſenen Junius mehr Ausdehnung, und, in Rückſicht auf die Formalitäten, welche für die Zahlung in den verſchiedenen Caſſen der Nation zu beobachten ſind, eine genauere Beſtimmung zu geben; ſie beſchließt, wie folgt:„

„1) Kein Franzoſe, der von dem öffentlichen Schatze einen Gehalt, Penſion, Schuld oder Leibrente zu fordern hat, von welcher Art dieſelben auch ſeyn mögen, kann die Bezahlung aus den Caſſen der Nation erhalten, er mag ſich in Perſon darſtellen, oder einen Bevollmächtigten ſenden; es wäre dann, daß er nebſt der Quittung ein Atteſtat vorlegte, welches bezeugte, daß die Perſon, die ſich darſtellt, oder die die Vollmacht ausgefertigt hat, um dieſe Zeit in dem Reiche oder in den franzöſiſchen Colonien und Beſitzungen wohnt, und während ſechs Monaten ununterbrochen daſelbſt gewohnt hat.„

„2) Das Atteſtat ſoll von Niemand anders, als von dem Bürgerrathe des wirklichen Wohnorts, ausgefertigt, und von den Aufſehern des Bezirkes beglaubigt werden. Sowohl der Bürger-

rath, als die Aufſeher des Bezirkes, ſollen dafür verantwortlich ſeyn.“

„3) Die Atteſtate ſollen von dem Tage an, an welchem ſie von den Aufſehern des Bezirks beglaubigt werden, nur einen Monat lang gültig ſeyn.“

„4) Die Kaufleute ſind von den obigen Verfügungen ausgenommen, unter der Bedingung, daß ſie ein, von den Aufſehern des Bezirkes beglaubigtes Atteſtat ihres Bürgerrathes vorlegen, wie ſie dieſe Profeſſion treiben, und daß ſie vor Bekanntmachung des gegenwärtigen Beſchluſſes Patente gekauft haben.“

„5) Wenn von einem öffentlichen Beamten die Rede iſt, ſo ſoll das Atteſtat ferner beſcheinigen, daß er ſich auf ſeinem Poſten befindet, und denſelben vorher innerhalb ſechs Monaten nicht verlaſſen hat.“

„6) Uebrigens iſt durch dieſen Beſchluß in den Verfügungen des Beſchluſſes vom letztverwichenen 24. Junius nichts geändert.“

„7) Es ſollen auch keine Anweiſungen auf Gelder dieſer Art, kein Verkauf derſelben gültig ſeyn, wofern nicht die nämlichen Formalitäten dabei beobachtet worden ſind.“

Am 1. Januar 1792 beſchloß die Verſammlung: „daß eine Anklage Statt finde gegen Lud-

wig Stanislaus Xaver (den Grafen von Provence), gegen Carl Philipp (Grafen von Artois), gegen Ludwig Joſeph (Prinzen von Condé), franzöſiſche Prinzen; gegen Herrn Calonne, ehemals Finanzminiſter; gegen Herrn Laqueuille (Marquis), und Gregorius Riquetti (Vicomte von Mirabeau), als welche feindlicher Angriffe und Verſchwörungen gegen die allgemeine Sicherheit des Staats und gegen die Conſtitution verdächtig ſeyen.“

Am 16. Januar beſchloß die Verſammlung einſtimmig, daß der Graf von Provence ſeines Rechtes an die Regentſchaft verluſtig ſey, und am 18. Januar wurde dieſer Beſchluß auf folgende Weiſe abgegeben:

„Die Nationalverſammlung hat erwogen, daß Ludwig Stanislaus Xaver, franzöſiſcher Prinz, der den nächſten Anſpruch auf die Regentſchaft hatte, zufolge der Aufforderung des geſetzgebenden Körpers, welche den 7. November 1791 proclamirt wurde, nicht in das Reich zurückgekehrt, und daß die Friſt von zwei Monaten, welche ihm die Proclamation vorgeſchrieben hatte, verfloſſen iſt; ſie erklärt deßwegen, zufolge der Vorſchrift der Conſtitution Cap. II. Abſchn. III. Art. 2., daß Ludwig Stanislaus Xaver, franzöſiſcher Prinz, als ſeinen Rechten auf die Regentſchaft entſagt zu haben angeſehen werde, und derſelben verluſtig ſey. Die vollziehende Gewalt wird die zur Bekanntmachung des gegenwärtigen Beſchluſſes des geſetzgebenden Körpers nöthigen Be-

fehle ertheilen. Sie wird denſelben proclamiren laſſen, und, von der Zeit an gerechnet, da ihr ſolcher vorgelegt werden wird, innerhalb drei Tagen der Nationalverſammlung von den zu dieſem Zwecke ergriffenen Maßregeln Rechenſchaft geben.“

Am 27. Januar ſchlug Herr Codet der Verſammlung ein Geſetz über die Päſſe der in und aus Frankreich reiſenden Perſonen vor. Dieſes Geſetz unterwarf alle Bürger des Staats, ſelbſt den König nicht ausgenommen, der Nothwendigkeit, auf Reiſen mit einem Paſſe verſehen zu ſeyn. Dieſer Paß ſollte eine genaue Beſchreibung der Perſon des Reiſenden enthalten, und an jedem Orte vorgezeigt werden.

Am 9. Februar wurde beſchloſſen, daß die Güter der Ausgewanderten unter die Hand der Nation und unter die Oberaufſicht der verwaltenden Körperſchaften genommen werden ſollten.

Am 11. März kamen auf Veranſtaltung der Jakobiner einige Pariſer Bürger vor die Schranken der Verſammlung, und verlangten, daß die vollziehende Gewalt in Beziehung auf die Civilliſte der Bezahlung der öffentlichen Abgaben unterworfen werde. Sie wurden angehört und erhielten die Ehre der Sitzung. Mailhe ſtand auf und ſagte, es werde überflüſſig und inconſequent ſeyn, einen Beſchluß über dieſen Gegenſtand faſſen zu wollen, da vermöge des Geſetzes alle öffentlichen Beamten dem Abzuge der Summen, welche ſie nach Verhältniß ihrer Beſoldung der Nation zu bezahlen haben,

bereits unterworfen ſeyen. Es verſtehe ſich von ſelbſt, daß der König als öffentlicher Beamter von Bezahlung der Abgaben nicht ausgenommen ſeyn könne. Auf dieſen Vortrag beſchloß die Verſammlung, zu der Tagesordnung überzugehen, weil die Sache bereits durch ein Geſetz entſchieden ſey. Hierdurch wurde alſo Ludwig XVI. von der Verſammlung als ein Beſoldeter der erſten Auflage unterworfen, die er in ſeinem Leben bezahlt hatte, und verlor vier bis fünf Millionen jährlich von ſeiner Civilliſte. Auch dieſes geſchah aus keinem andern Grunde, als um den Monarchen recht tief zu kränken.

Den 20. März ſetzte die Nationalverſammlung als die einzige Art von Todesſtrafe, welche künftig in Frankreich Statt haben ſollte, das Enthaupten durch eine von dem Arzte Guillotin erfundene, und nach ihm Guillotine genannte Maſchine feſt, nachdem ein anderer berühmter Wundarzt, Louis, ſein Gutachten darüber bei der Verſammlung eingegeben hatte.

Alle Parteien wollen Krieg, dem ſich Robespierre allein widerſetzt.

Alle Parteien wollten den Krieg, alle Parteien hofften, bei dem Kriege zu gewinnen; alle Parteien bemühten ſich, einen Bruch mit dem Hauſe Oeſterreich zu bewerkſtelligen. Die Royaliſten nebſt den Ausgewanderten verſprachen ſich vorzüglich viel von einem auswärtigen Kriege.

Sie hofften, über das Geſindel der Bürgermiliz (wie ſie ſich ausdrückten) bald zu triumphiren, und dann das Anſehen des Thrones, der Kirche und des Adels mit bewaffneter Hand wieder herzuſtellen und alle Neuerungsſüchtigen zu vertilgen. Die ächten Patrioten, nebſt den eifrigen Anhängern der Conſtitution, wollten den Krieg, weil ſie denſelben für das einzige Mittel hielten, alle Parteien zu vereinigen, die noch ſchwache Conſtitution feſt zu gründen, den auswärtigen Mächten zu beweiſen, daß der Franzoſe unter dem Einfluſſe ſeiner Conſtitution nicht weniger tapfer fechte, als unter der unumſchränkten Regierung ſeiner Monarchen, und endlich um den ausgewanderten Adel, der ſich an den Gränzen verſammelt hatte, zu demüthigen. Ein Nebengrund dieſer Partei, den Krieg zu wünſchen, war auch der, durch Einführung der franzöſiſchen Conſtitution in allen Ländern Europa's ganz Europa zu erobern.

Die republikaniſche Partei hatte ihre Gewalt über die Verſammlung hinlänglich erprobt, und eilte mit geflügelten Schritten ihrem Ziele entgegen; auch ſie wollte den Krieg. Ein einziger Mann hielt lange Zeit ihre Projecte auf, und dieſer Mann war Robespierre. Er wählte ſeine Freunde immer unter Denjenigen, die am meiſten Popularität beſaßen. Der Drang, Nebenbuhler zu bekämpfen, die ihn zu verdunkeln drohten, veranlaßte ihn, ſich dem Krieg, und

folglich ihnen zu widerſetzen, obgleich demſelben die Hoffnungen ſeiner Partei und ſeine eigenen ehrgeizigen Abſichten günſtig waren. Im Jakobinerklubb wurde zwiſchen Robespierre und Briſſot Europas Schickſal verhandelt. Der Erſte ſagte zu den Jakobinern: Ihr, die ihr die beſtändigſten und muthigſten Gegner des treuloſeſten aller Höfe ſeyd, hütet euch, heute das Werkzeug ſeiner Abſichten zu werden. Briſſot ſchlägt euch den Krieg vor; ich frage ihn, wo unſere Armeen ſind? — wo unſere Kriegsvorräthe, wo die Generale, die ſie befehligen ſollen? Wie es möglich war, daß mitten unter einem großen Volke voll Begeiſterung und Liebe für ſeine Freiheit, der Hof ungeſtraft tauſend Verräthereien anzetteln konnte! Und können wir glauben, daß er ſich deren enthalten würde, wenn er allein unſere Armeen anführen wird? Und gegen wen? — Gegen diejenigen, welche ihn rächen wollten, gegen ſeine Freunde, ſeine Verwandten, ſeine Mitſchuldige! Ich ſehe nicht nur bei Denjenigen Treuloſigkeiten voraus, welche den Krieg leiten werden, ſondern ſelbſt bei Denjenigen, die ihn vorſchlagen. Man will die franzöſiſche Revolution durch Unglücksfälle demüthigen, die ſchon in den Cabinetten von Wien und Paris verabredet und beſchloſſen worden ſind. Man urtheilt mit Recht, daß alle Anſtrengungen der Ausgewanderten für ſich allein kraftlos ſind. Man will, daß wir ſelbſt alle ängſtlichen und unentſchloſſenen Könige zu entſcheidenden Schritten

auffordern ſollen, damit Europa mit ſeinem ganzen Gewichte auf uns laſte. Ja, ich fürchte nicht, es zu ſagen, das Blut unſerer Soldaten iſt ſchon im voraus verkauft. Man wird die Patrioten aus dem Lande ſchicken, um ſie dem ſichern Tode zu weihen. Je mehr ich hierüber nachdenke, deſto mehr füllt ſich meine Seele mit traurigen Ahnungen. Ich ſehe, wie diejenigen, welche feiger und meuchelmörderiſcher Weiſe das Blut unſerer Brüder auf dem Marsfelde vergoſſen haben, ſich des Oberbefehls bemächtigen. Welche Garantie bietet man meiner nur zu gerechten Bekümmerniß dar? Den Patriotismus der Herren Briſſot und Condorcet? — Ich weiß nicht, ob er thätig, ich weiß nicht, ob er ſehr aufrichtig iſt, aber ich weiß wenigſtens, daß er ſehr ſaumſelig iſt. Ich habe ſie als Verehrer des Herrn Lafayette geſehen; ſie waren einige Augenblicke ſeine Gegner, wenigſtens ſchienen ſie es; indeſſen ſah ich, daß nur ſie allein, nach dem verabſcheuungswürdigen Erfolg, den ſie ihm vielleicht vorbereitet hatten, verſchont blieben. Schon erblicke ich Herrn Lafayette an der Spitze der Generale, die unſere Armeen commandiren ſollen. Brennt er etwa vor Begierde, ſich in dem Blute der Feinde von jenem der großmüthigſten Vertheidiger des Vaterlandes, welches durch ihn auf dem Marsfelde vergoſſen wurde, zu reinigen? — Glaubt es nicht! Dieſer Menſch, mit Unwillen von den Patrioten zurückgewieſen, ſucht ihnen Feinde von innen und außen zu erwecken, Feinde, welche unter denſel-

den Fahnen marſchiren werden. Indeſſen billigen die Herren Briſſot und Condorcet dieſen Vorſchlag. Ich ſehe alle die Verräther, welche in den letzten Tagen die verfaſſende Verſammlung feigerweiſe verlaſſen hatten, Befehlshaberſtellen bekleiden. Alles verſchwört ſich, unſere Soldaten zu verführen. Wenn aber, wie ich glaube, ihre Vaterlandsliebe unerſchütterlich iſt, ſo wird man ſich durch Verrath rächen, weil man ſie nicht beſtechen konnte. Dieß iſt, ich erkläre es, alles was ich von den Herren Lameth und Narbonne erwarte, welche in den knechtiſchen und treuloſen Intriguen des Hofes erzogen worden ſind, welche nur in der Verführung der Weiber, und ſelbſt derer ihrer Männer ſich auszeichnen. Wenn ich ſehe, wie Condorcet und Briſſot ihren Götzen aus dem jungen Günſtling (Narbonne) der alten Töchter Ludwigs XV. machen, ſo glaube ich, daß ihr Patriotismus entweder ſehr ſeicht, oder ſehr lau ſeyn muß. Bevor du tugendhaftes Volk, und ihr großmüthigen Jakobiner, die Knoten aller dieſer Intriguen zerhauen habt, hütet euch, glaubt mir, einen Krieg anzufachen, der gegen euch geführt werden wird. Die Patrioten haben die großen Anſtrengungen ohne ihre Hülfe gemacht; ſie müſſen auf der Huth gegen ihre Einflüſterungen ſeyn.“

Dieſe Rede zeigt, wie uneinig die Gegner des Königs unter ſich ſelbſt waren; aber der

Hof, ſtatt hieraus den Vortheil zu ziehen, der ſeinen Abſichten ſo günſtig geweſen wäre, überließ ſich ſelbſt, wie immer, kleinlichen, ärmlichen Zwiſtigkeiten, und Deleſſart und Narbonne hatten entgegengeſetzte Syſteme. Unterdeſſen nahmen Anarchie und Unordnung täglich mehr zu; die vollziehende Gewalt, ſammt allen ihren Helfern, war meiſtens durch ihre eigene Schuld, durch ihr immer zweideutiges und ſchwankendes Benehmen, ohne alle Kraft, verachtet und verſpottet. An vielen Orten wurden die Kirchen geſchloſſen, und mit der größten Strenge gegen die widerſpenſtigen Geiſtlichen, dem Veto des Königs zum Trotze, verfahren. Die Abgaben gingen faſt gar nicht mehr ein, und ihre Entrichtung wurde meiſtens unter dem Vorwande verweigert, daß man ſein Erworbenes nicht für Müſſiggänger und Tagediebe herzugeben nöthig habe. Die Aſſignaten verloren ſchon 69 Procent. Die Bedürfniſſe des Lebens ſtiegen täglich höher im Preiſe, an klingender Münze fehlte es überall, und das Volk war arm und elend. Dagegen ſtanden jetzt alle Aemter des Staates ohne Unterſchied einem Jeden offen, der durch Geiſt, Talent, Kenntniſſe oder Intriguen ſie zu erlangen vermochte, da aller Unterſchied der Geburt und des Ranges verſchwunden war. Man gab oft abſichtlich die bedeutendſten Stellen Menſchen aus der unterſten Claſſe des Volkes, theils um den Exadel zu kränken, theils um

um den Bürgern zu zeigen, welchen Vortheil ſie von der neuen Verfaſſung hätten; daher die große Menge von Anhängern, welche die franzöſiſche Revolution in ganz Europa erhielt.

Unruhen und revolutionäre Auftritte in verſchiedenen Theilen Frankreichs.

Zu Perpignan waren Unruhen wegen eines Streites der Officiere mit ihren Soldaten. Die Verſammlung befahl, den Generallieutenant Chollet und den Commandanten du Saillant, nebſt neun und dreißig andern Officieren gefangen zu nehmen, und nach Orleans vor den höchſten Nationalgerichtshof zu führen.

In der Stadt Arles in der Provence waren heftige Unruhen, die ſich endlich in einen bürgerlichen Krieg verwandelten. Der Urheber derſelben war Herr Antonelle, Maire der Stadt, Mitglied der zweiten Nationalverſammlung, und ein vertrauter Freund des Kopfabhauers Jourdan, den er ſehr oft zu Avignon beſuchte. Er machte ſogar in Jourdans Armee als Freiwilliger einige Züge mit, und befand ſich bei der Belagerung der Stadt Carpentras. Dieſer Antonelle war Präſident des Jakobinerclubbs zu Arles, und ſtand mit den Pariſer Jakobinern in dem genaueſten

Briefwechſel. Im Januar 1792 wurde er zum Präſidenten des Jakobinerclubbs zu Paris gewählt.

Die Jakobiner machten ſich zu Arles, ſo wie in allen übrigen Städten des Königreichs, einen zahlreichen Anhang unter dem Volk. Dadurch entſtanden zu Arles zwei Parteien; die Partei der Vornehmen und Reichen und die der Jakobiner. Die erſte Partei erhielt den Namen Chiffonniers; die andern hießen Jakobiner, auch Monoidiers. Die Erbitterung zwiſchen beiden Parteien war auſſerordentlich groß. Es kam zu einem Gefechte, in welchem die Chiffonniers die Oberhand behielten. Die Aufſeher der Abtheilung, in welcher Arles liegt, befahlen den Chiffonniers, die Waffen auszuliefern. Sie weigerten ſich. Und da ihnen der Maire Antonelle drohte, daß er Jourdan gegen ſie würde marſchiren laſſen, ſo ſetzten ſie ſich in Vertheidigungsſtand, mauerten einige Thore der Stadt zu, und legten neue Feſtungswerke an. Auch bemächtigten ſie ſich eines nach Marſeille beſtimmten Schiffes, welches Kanonen, Flinten und andere Kriegsbedürfniſſe am Bord hatte. Dieſe Waffen nahmen ſie weg, und drohten, daß ſie ſich derſelben gegen eine jede Gewalt, die ſich ihnen entgegen ſetzen möchte, bedienen wollten. Hierauf wurde die Stadt Arles bei der Nationalverſammlung angeklagt, und dieſe beſchloß am 13. März 1792, daß der König be=

vollmächtigt ſeyn ſollte, Truppen dahin zu ſenden, um die Ruhe wieder herzuſtellen.

Bald nachher zog die Marſeiller Bande, welche, wie oben erzählt worden iſt, zu Aix das Schweizerregiment Ernſt entwaffnet und aus der Stadt vertrieben hatte, nach Arles. Sie vertrieb von da die Linientruppen, und plünderte nach ihrem Einzuge mehrere Häuſer der reichſten und angeſehenſten Einwohner. Ein großer Theil der Einwohner, welcher unter der Herrſchaft der Spießgeſellen Jourdans nicht leben wollte, wanderte aus. Sie verließen traurig ihr Vaterland, in welchem ſie weder Sicherheit noch Schutz fanden.

Als die Armee der Marſeiller vor der Stadt ankam, wurden derſelben ohne allen Widerſtand ſogleich die Thore geöffnet. Allein da man ſich nun einmal vorgenommen hatte, Heldenthaten zu verrichten, ſo ſchoß man mit den Kanonen Breſche, und kam durch dieſelbe, und nicht durch die Thore, in die Stadt. Bald nachher zogen die zu Avignon auf Befehl der National-Verſammlung losgelaſſenen Mörder im Triumphe in die Stadt ein, und vereinigten ſich mit ihren Brüdern von Marſeille. Dieſe gaben Jourdan und ſeinen Freunden zu Ehren ein öffentliches Freudenfeſt und feierten zwei Nächte hindurch ein lärmendes Bachanal. Auf Befehl dieſer Horde mußten alle zu Arles

zurückgebliebenen Einwohner ihre Häuſer erleuch-ten und an dem Freudenfeſte Theil nehmen.

Zu St. Omer war ein großer Auflauf. Der Pöbel wollte einige mit Getreide beladene Wagen plündern. Die Linientruppen ſtellten die Ruhe wieder her, nachdem vorher einige Menſchen in dem Auflauf umgekommen waren.

Zu Noyon war ein Aufruhr wegen des hohen Preiſes des Getreides, der nur mit vieler Mühe durch die dahin geſandten Truppen geſtillt werden konnte. Die von der Nationalverſammlung dahin geſandten Commiſſarien ſowohl, als Herr Gouy Darcy, Mitglied der erſten Nationalverſamm-lung, waren in Gefahr, von dem Pöbel gehängt zu werden.

Zu Dünkirchen ward während eines Auflaufs das große Magazin des Seeweſens, nebſt neun der angeſehenſten Handlungshäuſer, im Angeſichte der Truppen, die ſich nicht widerſetzen durften, geplündert; es wurden mehrere Perſonen ermor-det, und achtzehn in dem Hafen liegende beladene Schiffe von dem Pöbel ausgeladen.

Zu Marmande in der Abtheilung des Lot und Garonne wurden die nicht beeidigten Prieſter durch die von den Jakobinern aufgewiegelten Bau-ern verfolgt und gemißhandelt.

Auch zu Montlery (Abtheilung der Seine und Oiſe) war ein Aufſtand wegen des hohen Preiſes des Getreides. Ein Kornhändler wurde von dem Volk umgebracht.

Zu Marſeille entſtanden gefährliche Unruhen über die Theurung und die ſchlechte Beſchaffenheit des Brodes.

Zu Caen widerſetzte ſich das Volk der Einſetzung des Criminalgerichtes und nannte die Geſchwornen Ariſtokraten. Die Bürgerräthe verſuchten es, den Tumult zu ſtillen, allein ſie wurden beſchimpft und gemißhandelt. Die Bürgermiliz ſah dem Aufruhr ruhig zu, ohne denſelben zu verhindern.

Am zweiten März kamen ſechshundert Bauern mit Piken, Prügeln, Miſtgabeln, zum Theil auch mit Flinten bewaffnet, nach Etampes, trieben die Beſatzung uud die Bürgermiliz zurück, bemeiſterten ſich des Kornmarktes, brachten den Maire der Stadt, Simonneau, um, welcher ſie im Namen des Geſetzes zur Ordnung und zur Ruhe ermahnte; verwundeten noch einige andere Mitglieder des Bürgerrathes, welche zu demſelben Zwecke herbeigeeilt waren, und plünderten den Marktplatz. Die Zahl der aufrühreriſchen Bauern vermehrte ſich ſehr ſchnell und ſtieg bald auf einige Tauſend, welche die Lebensmittel nach Gefallen taxirten und ſich dieſelben um den von ihnen ſelbſt geſetzten Preis zueigneten.

Zu Epernon rottete ſich der Pöbel zuſammen, beſetzte den Kornmarkt und bemächtigte ſich des zum Verkaufe ausgeſtellten Getreides. Der Maire der Stadt, welcher herbeikam und ihnen im Namen des Geſetzes befahl, auseinander zu gehen, wurde von ihnen beſchimpft, gemißhandelt und geprügelt.

In der Abtheilung des Cantal vereinigten ſich die Bauern dreier Dörfer, plünderten, raubten und ermordeten auf eine unmenſchliche Weiſe einen angeſehenen Mann als des Ariſtokratismus verdächtig.

Zu Anfange des Jahres 1792 waren die Einwohner von mehr als zwanzig Abtheilungen Frankreichs aufrühreriſch; ſie raubten, plünderten und mordeten ungeſtraft. Die Anarchie war ſo groß und nahm ſo ſchnell überhand, daß ſelbſt die eifrigſten Patrioten der Meinung waren, es gebe kein anderes Mittel, den Unordnungen Einhalt zu thun und der zunehmenden Verwirrung Schranken zu ſetzen, als einen Krieg mit dem Hauſe Oeſterreich, welcher, wie man hoffte, alle Parteien gegen den auswärtigen Feind vereinigen werde.

Viele verwaltende Körperſchaften ſchloſſen eigenmächtig die Kirchen zu, und vollzogen mit größter Strenge den Beſchluß gegen die nicht beeidigten Prieſter, ungeachtet des Veto des Königs; andere verwaltende Körperſchaften fanden ſich auf-

ſer Stande, die Prieſter gegen die Verfolgungen der Jakobiner zu beſchützen; die Abgaben wurden nicht bezahlt, und keine Macht war vorhanden, um das Volk zu Bezahlung derſelben zu zwingen; das Volk war arm, elend, und durch die ungeheure Menge Papiergeld, durch den Mangel an klingender Münze und durch den hohen Preis der dringendſten Lebensbedürfniſſe zur Verzweiflung gebracht; die reichen Eigenthümer flohen erſchrocken ein Land, in welchem ſie weder Schutz noch Sicherheit fanden; die Miniſter ſahen ſich täglich angeklagt; Jeder, der eine gemäßigte Meinung vortrug, hieß ein Ariſtokrat, ein Verräther; der König, die Königinn und die königliche Familie waren das Ziel der gröbſten und frechſten Läſterungen, Sicherheit des Eigenthums, des Lebens, Freiheit des Gewiſſens, Unterwürfigkeit, Polizei und bürgerliche Ordnung waren nirgends in Frankreich mehr vorhanden; dagegen fand man überall die ſchrecklichſten Gewaltthätigkeiten, Verachtung der Geſetze, Tyrannei der Jakobiner und der unter den Befehlen derſelben ſtehenden bewaffneten Horden; die Aſſignaten verloren, wie oben ſchon bemerkt wurde, bereits 69 Procent, der Wechſel mit dem Auslande fiel täglich tiefer, Mordthaten wurden täglich häufiger und blieben ungeſtraft; faſt Niemand ſchlief ruhig in ganz Frankreich.

Die ungeheure Menge von Ernennungen, von Wahlen, von Stellenbeſetzungen und von

Aemtern reizte die Herrſchſucht, ſpannte die Eigenliebe und nährte die Hoffnung aller Menſchen. Das Geſetz bewilligte den Zutritt zu den öffentlichen Aemtern einem Jeden, der dazu fähig war; daraus ſchloß das Volk, zu den öffentlichen Aemtern ſey Jedermann fähig. Jeder zeichnete nun ſeinem Ehrgeize eine Bahn vor. Der Soldat ſuchte Officier zu werden, der Officier General, der Schreiber Beamter, der Advocat Juſtizminiſter, der Pfarrer Biſchof und der Zeitungsſchreiber machte Anſpruch auf eine Stelle unter den Geſetzgebern Frankreichs. Als man ſah, daß die unbedeutendſten Menſchen aus dem Nichts hervorgezogen und zu den öffentlichen Beamten gewählt wurden, da gab es keinen Abſchreiber mehr, in deſſen Geiſt nicht Ehrgeiz und Nacheiferung zu glimmen angefangen hätten.

Unglaublich groß war der Stoß, welchen der Character der Nation hiedurch erhielt, bei der ſich alles nach der Mode richtete. Alle ſprachen von Moral; Weiber von Patrictismus; Alles declamirte über die Würde der menſchlichen Natur und prahlte mit dem Beinamen eines Brutus und Scävola; der Schneider war ſtolz darauf, daß er nun auf ſeinen eigenen Rock die Achſelbänder heften durfte, welche er vorher für Generale verfertigt hatte; der Schuſter wurde zum Maire, der Fleiſcher zum Geſetzgeber, der Bierbrauer zum Generalcommandanten ernannt, und die leichtſin-

nigen Franzoſen freuten ſich über dieſes zum Theil lächerliche Poſſenſpiel, unbekümmert, was die Entwicklung und der Ausgang deſſelben ſeyn würde.

Bertrand de Molleville entgeht dem Anklagedecret.

Ein heftiges Ungewitter thürmte ſich damals in der Verſammlung gegen die Miniſter Deleſſart und Bertrand de Molleville auf; dieſer Letztere ſchlug häufig ſeine Ankläger durch ſeine beſtimmte Sprache und ſeine Geiſtesgegenwart zu Boden. Man war darüber aufgebracht, einen Mann nicht ſchuldig zu finden, von dem man wußte, daß er es nicht aufrichtig meine. Man kannte ſeine Abneigung gegen die Grundſätze der Revolution, man wußte, daß er gerade nicht ihr heftigſter, allein eben darum ein um ſo gefährlicherer Feind war. Er beſaß das Vertrauen des Königs und der Königinn, und ſollte nächſtens aus dem Miniſterium des Seeweſens in jenes der Juſtiz treten. Er hatte das, was man die revolutionäre Tactik nennt, ſo ziemlich ſtudirt; er wußte, wie man eine Bewegung, ein Decret vorbereitete und erläuterte, und glaubte ſeinen Feinden dieſelben Mittel entgegenſtellen zu müſſen. Er hatte verſucht, die Tribunen, die Redner der Clubbs zu beſolden, und ſelbſt die vorzüglichſten Volkshäupter zu beſtechen, wobei er aber keine ſehr große

Geſchicklichkeit an den Tag legte, wie wir bereits durch ein aus ſeinen Memoiren entlehntes Beiſpiel, welches er mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit erzählt, geſehen haben. — Der ewigen Contreminen müde, welche Bertrand fortwährend gegen die Feinde des Hofes ſpielen ließ, ergriffen dieſe einen ziemlich unbedeutenden Vorwand, um ein Anklagedecret gegen ihn zu verlangen; der Antrag wurde aber mit einer beträchtlichen Stimmenmehrheit verworfen. Die miniſterielle Partei war ſelbſt über ihren Sieg erſtaunt, und ſtatt denſelben zu benützen, zog ſie es vor, von ihren Strapatzen auszuruhen, und blieb unthätig. Die Verſammlung aber nicht; ſie verlas ein Decret, in welchem ſie den Miniſter der Marine des Vertrauens der Nation verluſtig erklärte. Der König aber behielt ihn bis zu Deleſſarts Sturz noch in ſeinem Staatsrath. Die Verſammlung ließ die Ausgewanderten und die diplomatiſchen Verhältniſſe mit dem Auslande keinen Augenblick außer Augen. Die Deputirten Koch und Rühl (Elſäßer) hatten ſchon im November über die Zuſammenrottungen der Ausgewanderten zu Ettenheim, Worms und Coblenz in der Verſammlung Anträge und Vorſtellungen gemacht und verlangt, daß man die deutſchen Fürſten; welche alles Völkerrecht verletzten, derb zurechtweiſen ſollte, und daß man, wofern dieß nichts fruchte, ſich an den Kaiſer und an den Reichstag nach Regensburg wenden müſſe. Rühl begehrte noch, man ſollte dem Magiſtrat in

Worms bedeuten laſſen, daß, wenn er die aus⸗gewanderten Franzoſen binnen 3 Tagen nicht aus der Stadt jage, dieß als eine Feindſeligkeit ge⸗gen Frankreich angeſehen, und als ſolche durch die Gewalt der Waffen gerächt werden würde; eben ſo ſollte man den Churfürſten von Mainz und Trier, ſo wie dem ober⸗ und niederrheini⸗ſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe, bedeuten, daß, wenn ſie in 14 Tagen die Werbungen in ihren Ländern nicht einſtellten, Frankreich ſie als Feinde betrachten würde. Mit den Miniſtern ward man immer unzufriedener, weil, nachdem die Beſchlüſſe, welche die franzöſiſche Revolution befeſtigen und vertheidigen ſollten, von dem Könige nicht beſtä⸗tigt worden waren, die Regierung dennoch keine kräftigen Maßregeln ergriff, wodurch ſie erſetzt worden wären; was des Miniſteriums böſen Wil⸗len oder augenſcheinliche Fahrloſigkeit zeigte. Die Girondiſten gaben dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Schuld, daß er durch ſeine träge Saumſeligkeit und den Ton, der in ſeinen Unter⸗handlungen herrſchte, die Ehre und Sicherheit der Nation bei den fremden Mächten compromittire; eben ſo verfolgten ſie den Kriegsminiſter und je⸗nen der Marine, weil ſie die Gränzen und Küſten des Reichs nicht in gehörigen Vertheidigungsſtand ſetzten. Die Miniſter verantworteten ſich ziem⸗lich ſchlecht und unbeholfen. Deleſſart meinte, daß man den Erfolg der Vorſtellungen, welche der König bei dem Kaiſer und den angränzenden

Churfürſten gemacht habe, erſt abwarten müſſe, bevor man etwas unternähme. — Rühl gab hierauf geradezu der vollziehenden Gewalt Schuld, daß ſie durch ihre Schläfrigkeit die Zuſammenrottungen ſelbſt befördert habe, ſo wie daß die von der Nation ſo theuer bezahlten franzöſiſchen Geſandten an den auswärtigen Höfen ihre Schuldigkeit nicht thäten. Der diplomatiſche Ausſchuß ſchlug vor, dem König zu erklären, daß es die Nation gerne ſehen würde, wenn er den Gränzfürſten bedeuten ließe, daß ſie innerhalb drei Wochen alle Zuſammenrottungen zu zerſtreuen hätten, und daß er die nöthige Macht zuſammenziehen wolle, um ſie zu zwingen, das Völkerrecht zu achten. Dieſen wichtigen Schritt wollte man auch Ludwig XVI. thun laſſen, um dem zu Regensburg verſammelten Reichstag, ſo wie allen Höfen Europa's, Frankreichs feſten Entſchluß zu zeigen. Isnard ſprach bei dieſer Gelegenheit:

„Sprechen wir zu den Miniſtern, zu dem Könige, zu ganz Europa, mit der Standhaftigkeit, die uns zukommt. Sagen wir unſern Miniſtern, die Nation wäre bis jetzt mit ihrem Betragen nicht ſehr zufrieden; künftig hätten ſie nur zwiſchen der öffentlichen Dankbarkeit und der Rache der Geſetze zu wählen, und unter dem Worte Verantwortlichkeit verſtünden wir den Tod. Sagen wir dem Könige, ſein eigener Vortheil erfordere, daß er die Conſtitution ver-

theidige, ſeine Krone hänge von dieſem Heilig- thum ab, er regiere bloß durch das Volk und um des Volkes willen, die Nation ſey ſein Ober- herr, und er ſey ein Unterthan des Geſetzes. Sagen wir Europa, wenn das franzöſiſche Volk den Degen ziehe, ſo werfe es die Scheide weg und nehme dieſelbe nicht anders, als mit den Lor- beeren des Sieges gekrönt, wieder auf; und wenn, ungeachtet ſeiner Macht und ſeines Muthes, es in der Vertheidigung der Freiheit unterliegen ſollte, ſo würden dann ſeine Feinde nur über Leichname herrſchen. Sagen wir Europa, daß, wofern die Cabinette die Könige zu einem Kriege gegen die Völker verleiten ſollten, wir dann die Völker zu einem Kriege gegen die Könige verleiten werden." Hier wurde er durch außerordentlichen Beifall un- terbrochen, worauf er ausrief: "Keinen Beifall! keinen Beifall! Ehrt meinen Enthuſiasmus; er iſt der der Freiheit! Sagen wir Europa, daß alle Schlachten, welche die Völker auf Befehl der Deſpoten ſich liefern, den Streichen gleichen, die zwei Freunde, durch einen treuloſen Aufwiegler angefeuert, ſich im Finſtern verſetzen. Sobald die Klarheit des Tages erſcheint, werfen ſie ihre Waf- fen weg, umarmen ſich, und beſtrafen Denjeni- gen, der ſie betrog. Eben ſo werde auch den feindlichen Armeen, wenn ſie mit den unſrigen kämpfen ſollten, das Licht der Philoſophie in die Augen fallen, und die Völker werden ſich im An- geſichte der entthronten Tyrannen, des getröſteten

Erdbodens und des zufriedenen Himmels um den Hals fallen.“

Die Verſammlung beſchloß hierauf einſtimmig und mit Begeiſterung die Annahme der vorgeſchlagen Maßregeln, und man ging mit Rieſenſchritten der furchtbarſten, blutigſten und grauſamſten Revolution entgegen, die noch jemals geweſen.

An die reſp. Herren Subſcribenten.

Da der Verfaſſer des Werkes „Unſere Zeit“ einen Monat lang an einer gefährlichen Krankheit darniederlag, ſo hat man, um die Geſchichte nicht zu unterbrechen, beim dreizehnten Hefte mehrere deutſche Werke (namentlich Girtanner's zuverläßige hiſtoriſche Nachrichten über die franzöſiſche Revolution) benützt. Da der Verfaſſer aber jetzt wieder vollkommen hergeſtellt iſt, ſo wird das vierzehnte Heft gleich den frühern bearbeitet, und wie bisher nur die wichtigſten Beweis- und Actenſtücke aus deutſchen Schriften wörtlich entnommen werden.

Das nächſte auſſerordentliche Heft wird die, von dem mit Recht ſo berühmten und fruchtbaren Schriftſteller und ehemaligen Erzbiſchof de Pradt ſo eben erſchienene Broſchüre: „Europa, in Rückſicht auf Griechenland und auf die Reformation der Türkei,“ enthalten.

Im Laufe der Geſchichte „Unſere Zeit“ werden wir „Napoleon's Leben,“ nach den zu-

verläßigſten und beſten Schriftſtellern (auch Walter Scott) bearbeitet, ſo vollſtändig liefern, als dies bis jetzt in keinem andern Werke geſchehen iſt, ſo daß unſere reſp. Herren Subſcribenten die authentiſchſte und vollſtändigſte Biographie dieſes außerordentlichen Mannes erhalten werden.

Dumouriez.

Unſere Zeit,

oder

geſchichtliche Ueberſicht

der

merkwürdigſten Ereigniſſe
von 1789 — 1830.

Nach den

vorzüglichſten franzöſiſchen Werken
bearbeitet

von einem

ehemaligen Officier der kaiſerlich franzöſiſchen Armee.

Vierzehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

Die franzöſiſche

Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geſchichte
der
geſetzgebenden oder zweiten
National-Verſammlung.

Die Nationalverſammlung forderte den König auf, entſcheidende Maßregeln gegen die fremden Mächte und Ausgewanderten zu nehmen.

Die Nationalverſammlung ſandte wegen der letzten Verhandlungen eine Deputation an den König ab, deren Wortführer, Herr Vaublanc, zu ihm ſagte:

"Sire! Kaum hatte die Nationalverſammlung ihre Blicke auf die Lage des Königreiches gerichtet, als ſie auch ſchon bemerkte, daß die Unruhen, welche daſſelbe noch zerrütten, ihren Grund in den ſträflichen Zurüſtungen der ausgewanderten Franzoſen haben. Dieſe feindſeligen Zubereitungen, dieſe Drohungen eines Einfalls machen Anſtalten nöthig, welche ungeheuere Summen erfordern, die von der Nation mit Vergnügen an ihre Gläubiger bezahlt worden wären. Sie, Sire, müſſen dieſem ein Ende machen. Sie müſſen mit den auswärtigen Mächten in der Sprache ſprechen, die dem König der Franzoſen geziemt. Sagen Sie denſelben: "Ueberall, wo man Zurüſtungen gegen Frankreich dulde, werde daſſelbe nichts als Feinde ſehen. Wir werden heilig

den Eid halten, keine Eroberungen zu machen; wir bieten ihnen die gute Nachbarſchaft, die unverletzbare Freundſchaft eines freien und mächtigen Volkes an; wir werden ihre Geſetze, ihre Gebräuche und ihre Staatsverfaſſungen in Achtung halten; wir verlangen aber, daß auch die unſrigen geachtet werden.„ Sagen Sie denſelben überhaupt: „daß, wofern die deutſchen Reichsfürſten fortführen, Anſtalten, die gegen die Franzoſen gerichtet ſind, zu begünſtigen, wir zu ihnen nicht Feuer und Flammen, ſondern die Freiheit bringen würden. Sie möchten ſelbſt berechnen, was das Aufwachen der Völker für Folgen haben könnte!„ — Welcher Geſandte, Sire, hat ſeit zwei Jahren, ſeit denen die patriotiſchen Franzoſen an den Gränzen verfolgt werden, während man daſelbſt die Rebellen unterſtützt, in Ihrem Namen ſo geſprochen, wie er hätte ſprechen müſſen? — Keiner! — Wenn die durch die Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzoſen ſich bewaffnet an den Gränzen verſammelt hätten; wenn ſie von den Fürſten des deutſchen Reiches unterſtützt worden wären, was würde, wir fragen Sie Selbſt, Sire, was würde Ludwig XIV. gethan haben? Hätte er wohl dieſe Zuſammenrottungen geduldet? Hätte er die Unterſtützung jener Fürſten geduldet, die unter dem Namen unſerer Bundesverwandten ſich wie unſere Feinde betragen? Was er gethan haben würde, um ſein Anſehen im Reſpect zu erhalten, das thue nun Ew. Maj. für

das Wohl des Staates, für die Aufrechthaltung der Conſtitution. Sire, Ihr eigener Vortheil, Ihre Würde, die Größe der beleidigten Nation, Alles ſchreibt Ihnen eine, von der diplomatiſchen Sprache verſchiedene Sprache vor. Die Nation erwartet von Ihnen kräftige Erklärungen bei dem ober- und niederrheiniſchen Kreiſe, bei den Churfürſten von Trier und von Mainz, und bei dem Fürſtbiſchofe von Speyer. So müſſen dieſe Erklärungen abgefaßt ſeyn, daß jene Horden von Ausgewanderten ſogleich ſich zerſtreuen. Schreiben Sie einen nahen Termin vor, nach welchem keine verzögernde Antwort mehr angenommen werden ſoll Unterſtützen Sie Ihre Erklärung durch den Marſch der Truppen, die Ihnen anvertraut ſind, damit die Nation endlich wiſſe, wer ihre Freunde oder ihre Feinde ſeyen. An dieſem auffallenden Schritte werden wir den Vertheidiger der Conſtitution erkennen. Auf dieſe Weiſe, Sire, werden Sie die Ruhe des Reichs ſicher ſtellen, die mit Ihrer Ruhe innig verbunden iſt. Sie werden deſto früher die Zeit der öffentlichen Wohlfahrt herbeiführen, in welcher aus dem Frieden Ordnung und das Reich der Geſetze entſpringen wird; in welcher Ihr Glück mit dem Glücke aller Franzoſen nur eins ausmachen wird.“

Der König verſprach, die Sache ſogleich in Erwägung zu ziehen. Einige Tage darauf begab ſich Ludwig, von allen ſeinen Miniſtern begleitet, in die Nationalverſammlung, und hielt,

dem Präſidenten zur Linken ſtehend, folgende Rede:

„Meine Herren! Ich habe Ihre Botſchaft in ernſtliche Ueberlegung genommen. Bei Umſtänden, welche die Ehre des franzöſiſchen Volkes und die Sicherheit des Reiches betreffen, habe ich es für nothwendig gehalten, Ihnen die Antwort ſelbſt zu überbringen. Die Nation kann eine ſolche Verbindung zwiſchen ihren erwählten und ihrem erblichen Stellvertreter nicht anders als mit Beifall bemerken. Sie haben mich erſucht, entſcheidende Maßregeln zu ergreifen, um jenen auswärtigen Zuſammenrottungen ein Ende zu machen, welche innerhalb Frankreichs eine ſchädliche Beſorgniß und Gährung unterhalten, eine erſchöpfende Vermehrung der Ausgaben erfordern, und weit mehr als ein offenbarer und erklärter Krieg der Freiheit gefährlich ſind. Sie wünſchen, daß ich den benachbarten Fürſten, welche dieſe den Geſetzen einer guten Nachbarſchaft und den Grundſätzen des Völkerrechts ſo widerſprechenden Zuſammenrottungen beſchützen, erklären ſolle, daß die franzöſiſche Nation nicht länger einen ſolchen Mangel an Achtung und heimliche Feindſeligkeiten dulden könne. Endlich haben Sie mir zu verſtehen gegeben, daß ein allgemeiner Wunſch die Nation hinreiße, und daß alle Franzoſen ausrufen: „Lieber den Krieg als eine verderbliche und ſchmähliche Geduld!“ Meine Herren, ich habe lange Zeit geglaubt, daß die Zeitumſtände eine große Vorſicht in den zu nehmenden Maaßregeln erfor-

dern; daß, da wir kaum den Stürmen und Unruhen einer Revolution entgangen ſind, und eine erſt entſtandene Conſtitution verſuchen, wir alle Mittel anwenden müſſen, um von Frankreich die nicht zu berechnenden Uebel des Krieges abzuwenden. Dieſe Mittel habe ich angewandt. Einerſeits habe ich Alles gethan, um die ausgewanderten Franzoſen in den Schooß ihres Vaterlandes zurückzurufen, und ſie zu vermögen, ſich den neuen Geſetzen, welche die große Mehrheit der Nation angenommen hat, zu unterwerfen; andererſeits habe ich mich freundſchaftlicher Zuredungen bedient; ich habe förmliche und beſtimmte Aufforderungen ergehen laſſen, um die benachbarten Fürſten davon abzuhalten, denſelben eine Unterſtützung zu gewähren, die ihren Hoffnungen ſchmeicheln, und ſie in ihren frechen Entwürfen beſtärken könnte. Der Kaiſer hat erfüllt, was man von einem getreuen Bundesgenoſſen erwarten konnte, indem er in ſeinen Staaten eine jede Zuſammenrottung verboten und zerſtreut hat. Allein meine Verwendungen hatten bei einigen andern Fürſten nicht gleichen Erfolg. Antworten, die nicht ſehr gemäßigt waren, erfolgten auf meine Aufforderung, und dieſe ungerechten Weigerungen zwingen zu Entſchlüſſen von anderer Art. Die Nation hat ihren Wunſch geäußert; Sie haben denſelben beſtätigt; Sie haben die Folgen deſſelben abgewogen, Sie haben mir denſelben durch eine Geſandtſchaft überſandt. Meine Herren, Sie ſind mir nicht zuvorgekommen. Als Stellvertre-

ter des Volks habe ich die demſelben angethane Beleidigung empfunden, und ich mache Ihnen jetzt den Entſchluß bekannt, den ich gefaßt habe, um Genugthuung dafür zu erhalten. Ich laſſe dem Churfürſten von Trier erklären, daß, wenn er vor dem 15. Januar nicht allen Zuſammenrottungen und andern feindſeligen Zurüſtungen der in ſeine Staaten geflüchteten Franzoſen ein Ende macht, ich ihn als einen Feind Frankreichs anſehen werde. Eine ähnliche Erklärung will ich an alle Diejenigen gelangen laſſen, die auf ähnliche Weiſe Zuſammenrottungen, welche der Ruhe des Königreichs entgegen ſind, begünſtigen möchten. Da ich den Ausländern allen Schutz, den ſie von unſern Geſetzen erwarten können, zuſichere, ſo muß ich wohl das Recht haben, wegen aller Beleidigungen, welche Franzoſen widerfahren ſeyn möchten, ſchnelle und hinlängliche Genugthuung zu fordern. Ich ſchreibe dem Kaiſer, um ihn zu erſuchen, ſeine guten Verwendungen ferner fortzuſetzen, und, wenn es nöthig iſt, ſein Anſehen als Oberhaupt des Reiches geltend zu machen, um dem Unglücke vorzubeugen, welches eine längere Hartnäckigkeit einiger Glieder des deutſchen Reiches nothwendig nach ſich ziehen würde. Unſtreitig darf man von ſeiner Vermittlung viel erwarten, da dieſelbe von dem mächtigen Gewichte ſeines Beiſpiels unterſtützt wird. Doch nehme ich zu gleicher Zeit ſchickliche militäriſche Maßregeln, um den Erklärungen Achtung zu verſchaffen. Machen dieſe keinen Eindruck, dann, meine Herren,

bleibt mir nichts weiter übrig, als den Krieg zu erklären: den Krieg, welchen ein Volk, das feierlich auf alle Eroberungen Verzicht gethan hat, niemals unnöthiger Weiſe unternimmt; welchen aber eine großmüthige und freie Nation zu führen verſteht, ſobald ihre eigene Sicherheit und ihre Ehre es erfordern. Allein indem wir mit vollem Muthe dieſen Entſchluß faſſen, müſſen wir auch ohne Verzug diejenigen Mittel anwenden, welche allein demſelben einen guten Erfolg zuſichern können. Wenden Sie Ihre Aufmerkſamkeit, meine Herren, auf den Zuſtand der Finanzen; befeſtigen Sie den Credit der Nation; wachen Sie über den öffentlichen Schatz; laſſen Sie Ihre Berathſchlagungen jederzeit durch die Grundſätze der Conſtitution geleitet werden, und dieſelben einen ernſthaften, Eindruck machenden Gang annehmen, ſo wie es den Geſetzgebern eines großen Reiches geziemt. Die conſtitutionsmäßigen Gewalten müſſen ſich gegenſeitige Achtung bezeigen, um ſich in Achtung zu erhalten; ſie müſſen ſich gegenſeitig beiſtehen, ſtatt ſich einander Hinderniſſe in den Weg zu legen, damit man endlich einſehe, daß ſie zwar abgeſondert, aber nicht Feinde ſind. Es iſt Zeit, den auswärtigen Nationen zu beweiſen, daß das franzöſiſche Volk, ſeine Stellvertreter und ſein König Eins ſind. Von dieſer Eintracht, und (vergeſſen wir es niemals) der Achtung, welche wir den Regierungsformen anderer Staaten bezeigen werden, hängt die Sicherheit, das Anſehen und der Ruhm des Reiches

ab. Was mich angeht, meine Herren, ſo würde man vergeblich die Ausübung der mir anvertrauten Macht mit Unannehmlichkeiten zu umringen ſuchen. Ich erkläre vor ganz Frankreich, daß nichts meine Standhaftigkeit ermüden, nichts meine Bemühungen läſſiger machen kann. Wenn es nur von mir abhinge, ſo würde das Geſetz die Stütze der Staatsbürger und der Schrecken der Ruheſtörer werden. Ich werde die mir anvertraute Conſtitution treulich bewahren, und keine Rückſicht wird mich zu dem Entſchluſſe bringen, zuzugeben, daß in dieſelbe ein Eingriff geſchehe. Wenn Männer, welche nichts als Unordnung und Unruhen verlangen, von dieſer Standhaftigkeit Veranlaſſung nehmen ſollten, meine Geſinnungen zu verläumden, ſo werde ich mich nicht ſo weit herablaſſen, auf das ſchimpfliche Mißtrauen, das ſie etwa zu verbreiten verſuchen möchten, zu antworten. Diejenigen, die mit aufmerkſamem Auge den Gang der Regierung beobachten, und dabei ohne Uebelwollen ſind, werden einſehen, daß ich mich niemals von der Laufbahn der Conſtitution entferne, und daß ich tief fühle, wie ſchön es iſt, der König eines freien Volkes zu ſeyn.„

Dieſe Rede des Königs wurde mehr als einmal von dem lauteſten Beifallklatſchen unterbrochen. Der größte Theil der Mitglieder der Verſammlung war im Enthuſiasmus; und als die Rede geendigt war, da erſchallte von allen Seiten des Saales ein lautes Geſchrei: „Hoch lebe der König!„

Der Präſident antwortete: „Sire! Die Verſammlung wird die Vorſchläge, welche Sie derſelben ſo eben gethan haben, in reifliche Erwägung ziehen. Sie wird Ihnen durch eine Geſandtſchaft von den Beſchlüſſen, welche ſie faſſen wird, Nachricht geben laſſen.

Händeklatſchen und Vivatrufen erſchallten nun abermals. Der König verließ mit ſeiner Begleitung den Saal der Verſammlung.

Mehrere Mitglieder verlangten, daß die Rede des Monarchen, nebſt der Antwort des Präſidenten, gedruckt und verſandt werden ſolle. Das Erſtere ward bewilligt; gegen das Zweite machte Daverhoult den ſehr richtigen Einwurf, daß die Antwort auf die Rede gar nicht paſſe, weil der König gar keine Vorſchläge gethan habe.

Der Kriegsminiſter Narbonne erklärte nun in einer Rede, daß ihm der König aufgetragen habe, in einem Monat 150,000 Mann an den Gränzen aufzuſtellen, um den bei den Fürſten gemachten Schritten Nachdruck zu geben. Er reiste auch in der That ſogleich nach den Gränzen ab, um dieſe Truppenmaſſe aufzuſtellen, und die Verſammlung bewilligte 20 Millionen Livres auſſerordentliche Gelder; man bildete drei Armeen unter den Befehlen Rochambeau's, Luckners und Lafayette's: man erklärte die bei-

den Brüder des Königs, Monſieur und den Grafen Artois, ſo wie den Prinzen Condé, in Anklagezuſtand, als einer Verſchwörung gegen die allgemeine Sicherheit des Staates und der Verfaſſung ſchuldig. Ihre Güter wurden ſequeſtrirt, und da die beſtimmte Zeit, in welcher Monſieur nach Frankreich zurückkehren ſollte, verfloſſen war, ſo wurde er, wie oben ſchon näher angezeigt worden, ſeines Rechts auf die Regentſchaft für verluſtig erklärt.

Der feſte Wille und die Thätigkeit der Nationalverſammlung, mit welcher ſie ſich den Umtrieben und den zum Theil ſehr lächerlichen Drohungen der Ausgewanderten widerſetzte, und beſonders die auffallenden Schritte und die Rede des Königs, welche er in der Verſammlung gehalten hatte, machten in Deutſchland, und namentlich in den an Frankreich gränzenden Ländern, einen großen Eindruck, ſo daß manche von denjenigen, welche von Herzen vorher eine ſehr anmaßende und drohende Sprache geführt hatten, jetzt mit einemmale ſehr herabgeſtimmt und nachgiebig wurden. Einige dieſer kleineren Staaten hatten zwar ſchon früher es der Klugheit gemäß gefunden, ſich ganz neutral zu verhalten, wie z. B. der Senat der freien Reichsſtadt Frankfurt am Main, der alle Lieferungen an die Ausgewanderten verbot, ſich auch weigerte, die Kanonen der Stadt Frankfurt an die franzöſiſchen Prinzen zu verkaufen. Auch der Magiſtrat in Worms machte

Vorſtellungen an den Churfürſten von Mainz, als Biſchof zu Worms, indem er ſeine Bedenklichkeiten wegen des Aufenthalts des Prinzen Condé und deſſen Zurüſtungen ausſprach, worauf ihm aber der Churfürſt antworten ließ, er möchte nur auf alle von dem Magiſtrate deßhalb ergehenden Drohungen und Ermahnungen antworten, daß dieß Alles mit Bewilligung des Churfürſten geſchehe. Noch kathegoriſcher hatte der Churfürſt von Trier dem Grafen Vergennes, franzöſiſchen Geſandten an ſeinem Hofe, auf die wegen der Ausgewanderten und wegen der bewaffneten Zuſammenrottungen im Namen ſeines Königs gemachten Vorſtellungen geantwortet, und dabei die gemachten Beſchuldigungen für ungegründet und ungereimt, ſo wie den König von Frankreich für nicht frei erklärt. Zu gleicher Zeit hatte er den Prinzen zu Coblenz, oder vielmehr dem ſogenannten Staatsrathe daſelbſt, eine Note übergeben laſſen, in welcher er ſeine unveränderten, wohlwollenden Geſinnungen gegen dieſelben ausſprach. Die franzöſiſchen Ausgewanderten hatten zu Coblenz ſogar ihre eigene, bloß von ihnen abhängige Policei errichtet, bildeten daſelbſt einen Staat im Staate, betrugen ſich nicht mehr wie Fremde, die man nur aus Mitleiden und Gefälligkeit duldete, ſondern als wenn ſie die Herren und Herrſcher dieſes Landes wären, und ließen ſogar deutſche Reiſende auf das Empörendſte durch ihre Policei und Angeſtellten mißhandeln und beläſtigen.

Als aber die Zurüſtungen Frankreichs und der in der Nationalverſammlung ausgeſprochene Wille des Königs bekannt wurde, wandte ſich auf einmal das Blatt. Der Churfürſt von Mainz ließ dem franzöſiſchen Geſchäftsträger an ſeinem Hofe ſogleich eine Note übergeben, worin er verſicherte, daß ihm von franzöſiſcher Seite nie etwas über den Aufenthalt des Prinzen Condé und der franzöſiſchen Ausgewanderten zu Worms zugekommen ſey, und daß, da er keine an Frankreich gränzende Länder beſäße, er auch nie habe vermuthen können, daß die den Ausgewanderten erzeigte Gaſtfreundſchaft der franzöſiſchen Regierung auf irgend eine Art hätte mißfällig ſeyn können. Der franzöſiſche Geſchäftsträger, Barthelemy, wurde dringend erſucht, dies ſeiner Regierung baldmöglichſt anzuzeigen. Der Magiſtrat und die Bürgerſchaft der Stadt Worms ließen nun einſtimmig den Prinzen Condé und ſeine Umgebungen wiſſen, daß ſie die Stadt baldigſt zu verlaſſen hätten; der Churfürſt unterſtützte dies Verlangen, ſich dabei auf einen von Wien erhaltenen Brief berufend, welcher denſelben Wunſch ausſpreche; verſicherte aber zugleich dem Prinzen Condé, daß er dieſes höchſt ungern thue, aber um vielleicht innere Unruhen zu vermeiden, gewiſſermaßen dazu gezwungen ſey. — In Worms hatte man bereits eine ſolche Furcht vor der franzöſiſchen conſtitutionellen Regierung, daß man das Archiv der Stadt und jeder Einwohner ſeine beſten Habſeligkeiten ein-

packen

packen ließ. Die Ausgewanderten verließen nun endlich höchſt niedergeſchlagen und bekümmert die Stadt, und der Magiſtrat erließ ein Entſchuldigungsſchreiben an den König von Frankreich, und ein anderes an den Gemeinderath zu Straßburg, worin er alle Schuld auf den Churfürſten ſchob, der ſeine eigene biſchöfliche Wohnung dem Prinzen Condé eingeräumt habe. Die Reichsſtadt Speyer benahm ſich ebenſo wie Worms, und der Churfürſt von Pfalzbaiern ließ durch ſeinen Reſidenten zu Paris erklären, daß es ihm nie in den Sinn gekommen ſey, irgend einen Antheil an einer Gegenrevolution zu nehmen. Am größten aber war die Beſtürzung im Trieriſchen; die Stände dieſes Churfürſtenthums erſuchten den Churfürſten auf das Nachdrücklichſte, den franzöſiſchen Ausgewanderten den freien Aufenthalt in ſeinen Staaten zu unterſagen. Noch kurz vorher hatten dieſe den zu Coblenz neuangekommenen franzöſiſchen Geſandten, Bigot de Sainte-Croix, welchen Vergennes ablöste, auf eine ſehr unſchickliche und gemeine Art behandelt, und wollten ihn durchaus unter ihre daſelbſt eingeführte Gerichtsbarkeit und Policei der Ausgewanderten ſtellen, wogegen er aber förmlich und ſehr ernſt proteſtirte, und die Ausgewanderten als Flüchtlinge behandelte, die froh ſeyn müßten, daß man ſie nur dulde. Dieſe Standhaftigkeit des Geſandten war nicht ohne Wirkung, und der Churfürſt ſelbſt nahm ſich nun ſeiner an, das Empörende und

Anmaßende des franzöſiſchen Adels höchſt mißbilligend. Auch der Graf Artois war in dieſer Hinſicht ungehalten, und erließ deßhalb Befehle. Sainte-Croix machte nun dem Churfürſten ſehr dringende Vorſtellungen im Namen ſeiner Regierung, worauf dieſer eine entſchuldigende und verſöhnende Antwort an die franzöſiſche Regierung ergehen ließ, und ſich zugleich zu folgenden Maßregeln verpflichtete:

„1. Innerhalb acht Tagen ſollen alle Diejenigen, die den Namen eines militäriſchen Corps führen, aus dem Churfürſtenthum verwieſen, oder auseinandergetrieben werden.“

„2. Eine jede Art von Kriegsübung ſoll wiederholt verboten werden, und Diejenigen, die gegen den Befehl handeln werden, ſollen gehalten ſeyn, das Churfürſtenthum innerhalb drei Tagen zu verlaſſen.“

„3. Alle ausländiſche Werber, ausgenommen die Werber Sr. Majeſtät des Kaiſers, alle Helfer und Theilnehmer der ausländiſchen Werbungen ſollen angehalten und zufolge einer ſeit zwei Monaten erſchienenen Verordnung zu zweijährigem Feſtungsbau oder andern öffentlichen Arbeiten verurtheilt werden. Die Unterthanen Sr. Churfürſtl. Durchlaucht, welche ſich anwerben laſſen, ſollen dieſelbe Strafe erleiden.“

„4. Man wird die Einführung der für die Cavallerie oder Artillerie der franzöſiſchen Ausgewanderten beſtimmten Remontepferde in das Churfürſtenthum nicht geſtatten.“

„5. Zufolge einer Verordnung, die mehrmals ſchon bekannt gemacht iſt, wird bei Strafe zweijährigen Feſtungsbaues oder anderer öffentlichen Arbeiten verboten: Kanonen, Flinten, Schießpulver, Munitionswagen und andere Dinge, die mit Recht unter die Kriegsbedürfniſſe gerechnet werden können, zu liefern. Diejenigen, welche Lieferungen dieſer Art heimlich machen oder dazu behülflich ſeyn werden, ſollen eben ſo beſtraft werden.“

„6. Man wird in der Stadt Trier blos Particular-Perſonen aufnehmen, und man wird keine Zuſammenrottung erlauben, die im Mindeſten Beſorgniſſe erregen könnte.“

„7. Um noch mehr alle Beſorgniſſe zu benehmen, ſollen die Ausgewanderten, die um Trier cantonnirt ſind, ihre Cantonnirungen innerhalb acht Tagen verlaſſen, und ſich in das Innere des Landes zurückziehen. Auf vier Stunden rund um Trier ſollen alle Cantonnirungen verboten ſeyn.“

„8. Endlich ſollen die in dem Churfürſtenthume ſich aufhaltenden Ausgewanderten ganz nach den Grundſätzen und den Vorſchriften behandelt

werden, die der Kaiſer in den öſterreichiſchen Niederlanden eingeführt hat. Zu dieſem Zwecke haben Se. Churfürſtliche Durchlaucht jene Vorſchriften von der öſterreichiſchen Regierung in den Niederlanden verlangt. Man hofft, dieſelben binnen drei Tagen zu erhalten; dann ſollen ſie ſogleich bekannt gemacht werden.“

„9. Se. Churfürſtl. Durchlaucht werden Ihrer Churfürſtl. Regierung, dem Commandanten, dem General Ihrer Truppen, dem Gouverneur der Stadt Trier, den Commandanten der Beſazzungen, den Beamten und den Magiſtraten der Städte auftragen, über die Beobachtung der oben angeführten Puncte, ſo wie derjenigen, welche in den öſterreichiſchen Niederlanden eingeführt ſind, ſtrenge zu wachen und ſie für deren Vollziehung verantwortlich machen.“

„Se. Churfürſtl. Durchlaucht hoffen, daß Se. Allerchriſtlichſte Majeſtät durch dieſe Erklärung von Ihren Geſinnungen der Ehrfurcht und der Zuneigung, ſo wie von Ihrem Wunſche, die gute Eintracht zwiſchen Frankreich und dem Churfürſtenthum zu unterhalten, überzeugt ſeyn werden, und Sie ſchmeicheln Sich, dem Wunſche Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät vollkommen Genüge geleiſtet zu haben.“

„Coblenz, am 31. December 1791.“

Bald darauf ließ der Churfürſt dem franzöſiſchen Geſandten noch eine zweite Note, welche noch weit ſtrengere Verfügungen gegen die Ausgewanderten enthielt, übergeben.

Das Corps des Vicomte von Mirabeau (des ſehr alltäglichen Bruders des talentvollen Redners), welches zu Ettenheim lag, hatte eiligſt die Flucht den Rhein herunter genommen, weil es die Nationalgarden Frankreichs ſchon vor den Thoren glaubte. Auch hatte der Churfürſt von Trier ſämmtliche deutſche Fürſten und beſonders den Kaiſer wegen der ihm drohenden Gefahr um Hülfe und Abwendung gebeten. Oeſterreich ſchien noch immer friedliche Geſinnungen zu hegen, und der Kaiſer hatte ſogar auf ein von den franzöſiſchen Prinzen an ihn ergangenes Schreiben, in welchem ſie ihn gewiſſermaßen aufforderten, den Pillnitzer Vertrag zu vollziehen, ablehnend geantwortet und darin geſagt, daß die zu Pillnitz gegebenen Verſprechungen unter Bedingungen gegeben worden ſeyen, welche jetzt nicht mehr Statt fänden, und hatte es abgeſchlagen, ihnen den verlangten Beiſtand zu bewilligen.

Indeſſen verſicherte er die deutſchen Fürſten, und namentlich den Churfürſten von Trier, daß er ſie im Fall eines feindlichen Angriffs ſchützen würde; er verlangte jedoch zugleich, daß jener hinſichtlich der Ausgewanderten dieſelben Maßregeln ergreifen ſolle, welche die öſterreichiſche

Regierung in den Niederlanden angewendet habe. Unterdeſſen wurden auf Veranlaſſung des Miniſters Deleſſart zwiſchen dem öſterreichiſchen Staatskanzler von Kaunitz-Rittberg und dem franzöſiſchen Geſandten in Wien fortwährend Noten über dieſe Gegenſtände und beſonders wegen des Churfürſtenthums Trier gewechſelt, wobei Oeſterreich ſich nicht ohne Grund über die an den Gränzen zuſammengezogene franzöſiſche Armee von 150,000 Mann beſchwerte, ſo wie über die Ernennung der commandirenden Generale derſelben, und über die feindſelige, verächtliche und beſchimpfende Sprache, welche die franzöſiſchen Zeitungen und Clubbs gegen die fremden Regierungen führten.

Man rüſtet ſich zum Krieg.

Die National-Verſammlung warf fortwährend neugierige und unruhige Blicke auf dieſe diplomatiſchen Verhandlungen. Beſonders war es der Plan von einem zu haltenden Congreſſe, von welchem man behauptete, daß er Veränderungen in der franzöſiſchen Verfaſſung machen ſolle, der die Verſammlung ſehr in Bewegung brachte, und Guadet donnerte deßhalb von der Rednerbühne herab und ſagte unter anderem: „Wenn es wirklich an dem iſt, daß gewiſſe Perſonen ſo ſchändliche Intriguen weben, nur um ſich wieder eine

politiſche Wichtigkeit zu verſchaffen, und wenn es wahr iſt, daß mehrere Miniſter eine ſo ruchloſe Verſchwörung unterſtützen, und man uns durch langes Hinhalten entmuthigen und zu erniedrigenden Handlungen nöthigen will, ſo muß die National-Verſammlung alle Gefahren bei Seite ſetzen, und ſchwören, lieber zu ſterben, als —" Hier unterbrach man mit Ungeſtüm den Redner, und faſt alle Deputirten riefen wie begeiſtert aus: "Ja, wir ſchwören es!" und die große Mehrheit erklärte einſtimmig Denjenigen für einen ehrloſen Verräther, der nur den geringſten Theil an einem Congreſſe nehmen würde, welcher Abänderung der Conſtitution bezweckte. Dieſer Beſchluß war hauptſächlich gegen Deleſſart gerichtet, den man deßwegen im Verdacht hatte. Der Miniſter Deleſſart glaubte die Verſammlung nicht beſſer beruhigen zu können, als wenn er ihr die Antworten ſämmtlicher Höfe Europa's auf Ludwig's Schreiben, worin ihnen derſelbe die Annahme der Verfaſſung bekannt gemacht hatte, mittheilte. Einige dieſer Antworten drückten, wie wir geſehen haben, Mitleiden für Ludwig XVI. und Abſcheu gegen ſein Volk aus. Oeſterreichs Antwort war ſehr gemäßigt; aber die Verſammlung wünſchte, daß ſie beſtimmter ſeyn möchte; indeſſen hatten jedoch die Verordnungen, welche von Leopold in den Niederlanden hinſichtlich der Ausgewanderten ergangen waren, einen guten Eindruck gemacht, und man würde ſich wohl beruhigt haben, wenn die Girondiſten nicht

auf's Neue Unruhe und Verdacht zu erregen geſucht hätten. Vergniaud hielt deßhalb eine ſehr heftige Rede, in welcher er die gegenwärtige Lage der Franzoſen mit jener der Athenienſer zu Philipps Zeiten verglich; er brachte dabei mit vieler Geſchicklichkeit alle Vorwürfe an, welche Demoſthenes ſeinen entarteten und ſorgloſen Landsleuten gemacht hatte. Die Verſammlung wollte nun Kühnheit und Stolz zeigen, und beſtand feſt darauf, eine beſtimmte Antwort hinſichtlich der im Trieriſchen ſich aufhaltenden Ausgewanderten zu erhalten.

Die von dem Fürſten Kaunitz zu Wien auf dieſes dringende Begehren erlaſſene Antwort, war eben kein Meiſterſtück der Politik. Er affectirte, die franzöſiſche Revolution zu verachten, und hatte ſich auch keine große Mühe gegeben, den Character und Geiſt derſelben näher kennen zu lernen. Man hegte auch faſt allgemein den Verdacht, daß die von ihm an Deleſſart geſandte vertrauliche Note mit dem franzöſiſchen Hofe verabredet und auf deſſen Verlangen erlaſſen worden ſey.

Die Jakobiner ſtimmten endlich mit Robespierre ebenfalls für den Krieg, jedoch mit dem Vorbehalt, daß man nun die ſtrengſte Aufſicht über den König, die Miniſter und die Generale führen müſſe.

Lafayette ging nun zum Heere ab, nachdem er förmlichen Abſchied von der National-

Verſammlung genommen und noch eine lange Unterredung mit dem Könige gehabt hatte. Am Tage ſeiner Abreiſe begleiteten ihn die National-Garden im Triumphe durch die Straßen von Paris; alle Fenſter waren mit Menſchen angefüllt, und die Bürgerſchaft brachte ihm ein unaufhörliches Lebehoch. Die reitende Nationalgarde gab ihm noch das Geleite bis nach Goneſſe, vier Stunden von Paris.

Alles gewöhnte ſich von jetzt an immer mehr an den Gedanken eines Kriegs und rüſtete ſich freudig dazu. Condorcet las in der National-Verſammlung noch folgende Erklärung ab, welche im Namen des franzöſiſchen Volkes in ganz Europa bekannt gemacht werden ſollte:

„In dem Zeitpunkte, da die franzöſiſche Nation zum erſtenmale ſeit dem Tage ihrer Freiheit ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſehen kann, das ſchreckliche Recht des Krieges auszuüben, ſind ihre Stellvertreter dem Volke über die Gründe Rechenſchaft ſchuldig, durch welche ſie bewogen worden ſind, Maßregeln zu billigen, die ihres Muthes würdig waren, und ganz Europa ſind ſie die Auseinanderſetzung der Grundſätze mitzutheilen verbunden, welche das Betragen Frankreichs leiten werden.“ „Die franzöſiſche Nation entſagt einem jeden Kriege, welcher in der Abſicht unternommen würde, Eroberungen zu machen, und es wird dieſelbe niemals ihre Kräfte gegen die Frei-

heit irgend eines Volkes anwenden.„„ So lautet der Text der Conſtitution; dieß iſt der heilige Wunſch, durch welchen wir unſer Glück mit dem Glücke aller Völker verbunden haben, und wir werden demſelben getreu bleiben. Allein wer könnte dasjenige Gebiet noch für ein befreundetes halten, auf welchem ſich eine Armee befindet, die, um uns anzugreifen, nur den Augenblick abwartet, wo ſie auf einen guten Erfolg hoffen darf? Heißt das nicht, uns bereits den Krieg erklärt haben, wenn man freiwillig ſeine feſten Plätze Feinden leihet, die denſelben ſchon erklärt haben; Verſchwornen, die denſelben ſchon ſeit langer Zeit angefangen haben. Alles legt daher den durch die Conſtitution zu Erhaltung des Friedens und der Sicherheit feſtgeſetzten Gewalten die dringende Pflicht auf, Gewalt gegen die Rebellen zu gebrauchen, welche mitten aus einem fremden Lande ihr Vaterland zu zerreißen drohen.„

„Die beleidigten Rechte der Völker, die beleidigte Würde des franzöſiſchen Volkes; der ſtrafbare Mißbrauch des Namens des Königs, deſſen ſich Betrüger zum Deckmantel ihrer gefährlichen Plane bedienen, das Mißtrauen, welches dieſe ſchlimmen Gerüchte in allen Theilen des Königreiches unterhalten, die Hinderniſſe, welches dieſes Mißtrauen der Vollziehung der Geſetze ſowohl, als der Herſtellung des Credits entgegenſetzt; die Beſtechungsmittel, deren man ſich bedient, um die Staatsbürger irre zu leiten oder

zu verführen; die Beſorgniſſe, welche die Bewohner der Gränzen beunruhigen; die Gefahren, welchen die feindſeligen Verſuche dieſelben ausſetzen könnten; die immer noch unbeſtraften Beleidigungen, welche ſie auf dem Gebiete erlitten haben, auf dem die rebelliſchen Franzoſen eine Zuflucht finden; die Nothwendigkeit, den Rebellen keine Zeit zu laſſen, ihre Zurüſtungen zu vollenden, und ihrem Vaterlande noch gefährlichere Feinde zu erwecken: dieß ſind unſere Beweggründe. Niemals hat es gerechtere, dringendere gegeben, und in der Schilderung, die wir hier aufſtellen, haben wir die uns zugefügten Beleidigungen eher gemildert, als übertrieben. Es war nicht nöthig, den Unwillen der Staatsbürger rege zu machen, um ihren Muth anzufeuern."

"Indeſſen wird die franzöſiſche Nation nicht aufhören, die Bewohner der von den Rebellen beſetzten, und von den Fürſten, welche ihnen Schutz gewähren, beherrſchten Länder als Freunde anzuſehen. Die ruhigen Staatsbürger, deren Länder ihre Armeen beſetzen werden, wird ſie nicht als ihre Unterthanen anſehen. Die öffentliche Macht, deren ſich die franzöſiſche Nation auf eine kurze Zeit bedienen wird, ſoll zu nichts anderem gebraucht werden, als um ihnen die Ruhe zu ſichern, und um ihre Geſetze aufrecht zu erhalten. Stolz darauf, die Rechte der Natur wieder erobert zu haben, wird ſie dieſelben nicht in andern Menſchen verletzen. Beſorgt um

ihre Unabhängigkeit, feſt entſchloſſen, ſich eher unter ihren Trümmern zu begraben, als zuzugeben, daß man ſich erdreiſte, ihr Geſetze vorzuſchreiben, oder auch nur ihr Geſetze garantiren zu wollen, wird ſie der Unabhängigkeit anderer Völker keinen Eintrag thun. Ihre Soldaten werden ſich auf einem fremden Gebiete ſo betragen, wie ſie ſich auf dem franzöſiſchen Gebiete betragen würden, wofern ſie genöthigt wären, auf demſelben zu fechten. Die unwillkührlichen Uebel, welche ihre Truppen den Einwohnern zufügen möchten, ſollen erſetzt werden. Der Zufluchtsort, welchen Frankreich den Ausländern darbietet, ſoll den Bewohnern derjenigen Länder nicht verſchloſſen werden, deren Fürſten es genöthigt haben möchten, ſie anzugreifen, und ſie werden in ſeinem Schooße eine ſichere Zuflucht finden. Frankreich wird Europa das Schauſpiel einer wirklich freien, den Geſetzen der Gerechtigkeit mitten unter den Stürmen des Krieges getreuen Nation geben, die überall, zu allen Zeiten, und gegen alle Menſchen diejenigen Rechte achten wird, welche für alle dieſelben ſind. Der durch Lügen, Intriguen und Verrätherеien entfernte Friede wird ohne Aufhören unſer vorzüglichſter Wunſch bleiben. Frankreich wird ungerne die Waffen um ſeiner Sicherheit, um ſeiner inneren Ruhe willen ergreifen. Man wird ſehen, wie es dieſelben mit Freuden aus den Händen legt, an eben dem Tage, an welchem es ſicher ſeyn wird, für dieſe Freiheit und Gleichheit, die heutzutage das ein=

zige Element geworden ſind, in welchem Franzoſen leben können, nichts mehr zu befürchten zu haben. Frankreich fürchtet ſich nicht vor dem Kriege, allein es liebt den Frieden; es weiß, daß es deſſelben bedarf; aber es fühlt ſeine Kräfte zu ſehr, um Bedenken zu tragen, dieſes zu geſtehen.“

„Als es von den Völkern Achtung für ſeine Ruhe verlangte, als es zugleich auf ewig ſich verpflichtete, niemals die ihrige zu ſtören, da hätte es vielleicht verdient, von den Völkern gehört zu werden. Vielleicht hätte dieſe feierliche Erklärung, dieſes Pfand der Ruhe und des Glücks der benachbarten Völker, ihm die Liebe der Fürſten, welche über dieſelben herrſchen, erwerben ſollen. Allein diejenigen unter dieſen Fürſten, welche befürchten mochten, daß die franzöſiſche Nation auch in andern Ländern innere Unruhen zu erregen ſuchen würde, ſollen erfahren, daß das grauſame Recht der Repreſſalien, gerechtfertigt durch den Gebrauch, aber verworfen von der Natur, von Frankreich nicht angewendet werden, und daß Frankreich nicht zu denſelben Mitteln ſeine Zuflucht nehmen wird, die man gegen ſeine eigene Ruhe anwendet; ſie ſollen erfahren, daß es ſogar gegen Diejenigen gerecht ſeyn wird, die gegen Frankreich ungerecht gehandelt haben, und daß es überall Achtung für die Ruhe und für die Freiheit haben wird.“

„Die franzöſiſche Nation iſt frei, und, was noch mehr heißt als frei ſeyn, ſie hat das Gefühl

ihrer Freiheit. Sie iſt frei, ſie iſt bewaffnet; ſie kann alſo nicht unterjocht werden. Vergeblich würde man auf innere Unruhen rechnen; ſie hat den gefährlichen Zeitpunkt der Verbeſſerung ihrer politiſchen Geſetze überſtanden, und, zu weiſe, um den Lehren der Zeit vorgreifen zu wollen, kann ſie nichts thun, als die Conſtitution aufrecht erhalten und dieſelbe vertheidigen. Die Zwietracht zwiſchen zweien Gewalten, die aus einer gemeinſchaftlichen Quelle entſprungen ſind, die denſelben Zweck vor Augen haben, — dieſe letzte Hoffnung unſerer Feinde iſt bei dem Rufe des ſich in Gefahr befindenden Vaterlandes verſchwunden, und der König beweist durch die Feierlichkeit ſeiner Schritte und durch die Freimüthigkeit ſeiner Maßregeln ganz Europa, daß ſich die franzöſiſche Nation im Beſitze aller Mittel zu ihrer Vertheidigung und zu ihrer Wohlfahrt befinde. Erwartend das Uebel, welches die gegen ſie vereinigten Feinde des menſchlichen Geſchlechts ihr zufügen können, wird ſie durch ihren Muth und durch ihre Geduld über daſſelbe triumphiren. Wenn ſie ſiegt, ſo wird ſie weder ſich zu entſchädigen, noch ſich zu rächen ſuchen.„

„Von ſolcher Art ſind die Geſinnungen eines großmüthigen Volkes, deſſen Stellvertreter es ſich zur Ehre rechnen, hier die Dollmetſcher derſelben zu ſeyn; dieſe ſind die Grundſätze der neuen Politik, welche es angenommen hat. Die Gewalt zurückſtoßen, der Unterdrückung wider-

ſtehen, Alles vergeſſen, ſobald es nichts mehr zu befürchten hat, und in überwundenen, verſöhnten oder entwaffneten Feinden nur noch Brüder erblicken, — dieß ſind die Grundſätze der Franzoſen, und von ſolcher Art iſt der Krieg, den ſie ihren Feinden erklären werden.“

Mit dem größten Beifalle nahm die Verſammlung dieſe Erklärung auf, und beſchloß, daß dieſelbe dem Könige durch vierundzwanzig Mitglieder überbracht, jedoch auch zugleich in großer Anzahl in die dreiundachtzig Departemente überſandt und in alle europäiſchen Sprachen überſetzt werden ſolle. Der König nahm die Abgeordneten ſehr gut auf, und ſchrieb bald darauf folgenden Brief an die Verſammlung, der er zugleich die oben erwähnte Note des Fürſten Kaunitz durch Deleſſart mittheilen ließ:

„Paris, am 31. December 1791.“

„Meine Herren! Ich habe dem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte aufgetragen, Ihnen die Note mitzutheilen, welche der Kaiſer dem franzöſiſchen Geſandten zu Wien hat übergeben laſſen. Dieſe Note hat mich, ich muß es ſagen, in die größte Verwunderung geſetzt. Ich hatte ein Recht, mich auf die Geſinnungen des Kaiſers zu verlaſſen, ſo wie auf ſeinen Wunſch, die gute Eintracht mit Frankreich und alle die Verhältniſſe, welche zwiſchen zwei Bundesverwandten Statt

finden müſſen, zu unterhalten. Ich kann noch jetzt nicht glauben, daß er ſeine Geſinnungen geändert haben ſollte; lieber will ich mich zu überreden ſuchen, daß ihm die Thatſachen falſch vorgeſtellt worden ſeyen, — daß er dafür gehalten habe, der Churfürſt von Trier habe den Pflichten der Gerechtigkeit und der guten Nachbarſchaft Genüge geleiſtet, und dieſer Fürſt müſſe deſſen ungeachtet befürchten, ſeine Staaten Gewaltthätigkeiten und feindlichen Einfällen ausgeſetzt zu ſehen.„

„In der Antwort, die ich dem Kaiſer gegeben habe, wiederhole ich ihm, ich habe nichts, als was gerecht ſey, von dem Churfürſten von Trier verlangt, — nichts, wovon nicht der Kaiſer ſelbſt das Beiſpiel gegeben habe. Ich erinnere ihn an die Sorgfalt, mit welcher die franzöſiſche Nation auf der Stelle den Zuſammenrottungen von Brabantern, die ſich in der Nähe der öſterreichiſchen Niederlanden verſammeln zu wollen ſchienen, zuvorgekommen iſt: endlich wiederhole ich ihm den Wunſch Frankreichs für die Erhaltung des Friedens. Zu gleicher Zeit erkläre ich ihm aber, daß, wenn der Churfürſt von Trier zu der feſtgeſetzten Zeit nicht wirklich die Zuſammenrottungen, die in ſeinen Staaten vorhanden ſind, zerſtreut haben werde, nichts mich abhalten ſolle, ſo wie ich es angekündigt habe, der National-Verſammlung vorzuſchlagen, die Gewalt der Waffen anzuwenden, um ihn dazu zu nöthigen.„

„Bringt

„Bringt dieſe Erklärung die Wirkung nicht hervor, die ich erwarten darf, und iſt es das Schickſal Frankreichs, daß es ſeine Kinder, ſeine Bundesverwandten bekriegen ſoll, ſo will ich ganz Europa die Gerechtigkeit unſerer Sache darlegen. Das franzöſiſche Volk wird dieſe durch ſeinen Muth unterſtützen, und die Nation wird erfahren, daß ich kein anderes Intereſſe habe, als das ihrige, und daß ich die Erhaltung ihrer Würde und ihrer Sicherheit jederzeit als die weſentlichſte meiner Pflichten betrachten werde.“

„Ludwig.“

„Deleſſart.“

Indeſſen erließ der König doch eine Proclamation, in welcher er dem Oberbefehlshaber der Armee und den Behörden befahl, ſtreng darüber zu wachen, daß kein auswärtiges Gebiet verletzt würde. Narbonne kam nun auch von ſeiner Reiſe zurück, und verſicherte die Verſammlung, daß ſich die Gränzen im beſten Vertheidigungszuſtand befänden. Der unglückliche Deleſſart hatte ſich einſtweilen gewiſſermaßen ſelbſt in die Hände ſeiner furchtbaren Feinde geliefert, indem er die Correſpondenz mit Oeſterreich der Verſammlung mittheilte. Zuerſt hatte er einen vertraulichen Brief vorgeleſen, den er an Noailles, den franzöſiſchen Geſandten zu Wien, geſchrieben hatte, welcher, da er mehrere die Jakobiner beleidigende Stellen enthielt, von der conſtitutionellen Partei vollen

Beifall erhielt. Das öſterreichiſche Miniſterium hatte des Kaiſers Verwendung verſprochen, um die Zuſammenrottung in dem Churtrieriſchen auseinander zu jagen, jedoch unter der Bedingung, daß die Gewalt, welche die Verfaſſung dem König von Frankreich verleihe, reſpectirt würde, und daß das franzöſiſche Volk und deſſen Stellvertreter ſich endlich von der Herrſchaft der Clubbs befreiten, welche eine Landplage für Frankreich und der Schrecken für ganz Europa ſeyen. Auf den Fall, daß dennoch ihr Einfluß fortdauern ſollte, ſo kündigte das öſterreichiſche Miniſterium an, daß ſein Herr ſowohl für ſeine eigene Sicherheit, als auch für die von Deutſchland Sorge trage, und den König, ſeinen intimen Alliirten, rächen werde.

Deleſſart glaubte alle Wünſche der Conſtitutionellen erfüllt zu haben, indem er dieſen Erfolg ſeiner diplomatiſchen Verhandlungen bekannt machte. Die Jakobiner verbargen ihren Unwillen zwar bei der Vorleſung dieſer Noten, da Leopolds weiſe Mäßigung alle Erwartungen übertroffen hatte, indem er mit Achtung von der Verfaſſung, und das franzöſiſche Volk von allen Unordnungen der Revolution frei ſprach, während er dieſe den Jakobinern allein zur Laſt legte. Sobald ſie aber unter den Hallen ihres Kloſters verſammelt waren, jubelten ſie laut und ihre Geſichter ſtrahlten von Freude, indem ſie ſagten: „Leopold ſelbſt hat uns groß und furchtbar gemacht, wir allein ſind

noch der Wall der Freiheit, da die Deſpoten nur uns noch angreifen.“

Die Girondiſten ergriffen dieſe Gelegenheit, um den Jakobinern zu ſchmeicheln. Briſſot fragte: ob es denn noch nicht Zeit ſey, das Kriegscartel anzunehmen, welches ihnen Leopold geſandt habe. Einſtimmig antwortete man ihm Ja, und träumte nur noch von Rache und Siegen; Robespierre gab nun völlig nach, und machte ſich die Herzen aller Jakobiner eigen. Von dieſem Augenblick an war Deleſſart's Verderben beſchloſſen, und man ſtritt ſich um den Vorzug, wer ihm die erſten Streiche beibringen ſollte. Briſſot behielt ſich dieſe Ehre vor; er war das Oberhaupt des diplomatiſchen Ausſchuſſes, welchen die geſetzgebende Verſammlung niedergeſetzt hatte; er verlangte und erhielt es, daß dieſes Comité mit der Unterſuchung über das Benehmen des Miniſters beauftragt wurde; er behauptete, daß die durch das franzöſiſche und öſterreichiſche Miniſterium den Jakobinern zugefügten Beleidigungen als eine Beſchimpfung, welche man ſich gegen die Majeſtät der Nation erlaubt habe, zu betrachten ſeyen. —

Statt Maßregeln zu ergreifen, dieſes Ungewitter abzuleiten, beförderten vielmehr die Conſtitutionellen deſſen Ausbruch noch durch ihre Unklugheit. Dieſe Parthei war ſo eben auf eine grauſame Art gedemüthigt worden. Der Clubb

der Feuillants nämlich war mit Gewalt durch ſeine Gegner aufgelöst worden, und hatte ſein kurzes und kraftloſes Daſeyn auf eine ſchimpfliche Weiſe geendigt. Merlin und Legendre hatten eines Abends den Jakobinern vorgeſchlagen, ihre Sitzung einſtweilen aufzuheben, um die bei den Feuillants verſammelten Verſchwörer auseinander zu jagen. Man verſah ſich nun mit Säbeln, Aexten, Stöcken ꝛc., ſetzte ſich in Marſch und der Zug wuchs, ſich fortwälzend, furchtbar an. In den Clubb der Feuillants befanden ſich viele alte Militärs, welche, als ſie ſo unvermuthet angegriffen wurden, darauf antrugen, eine Belagerung auszuhalten; allein die Jakobiner waren bald Herren aller Ausgänge. Unter niedrigen Beſchimpfungen und Schmähungen mußten jene ſich nun zurückziehen. Hiebe und Stockſchläge wurden wohl im Finſtern, jedoch ohne alles Blutvergießen ausgetheilt: die Jakobiner wollten den ſo leicht errungenen Sieg nicht durch Mord bezeichnen. Der Maire Pethion hatte ſich zwar an den Ort des Scandals begeben, that aber nichts zur Verhinderung deſſelben, ſondern antwortete den Feuillants, die ſeine Vermittlung anſprachen: „Das Geſetz beſchützt euch zwar, allein das Volk hat ſich gegen euch ausgeſprochen: und meine Pflicht iſt, auf die Stimme des Volks zu hören.“

Merkwürdige Debatten über den zu erklärenden Krieg.

In der Nationalverſammlung arbeitete und ſtimmte man unaufhörlich für den Krieg. Der Deputirte Genſonné hielt eine heftige Rede wegen der Zurüſtungen Oeſterreichs, und behauptete ſogar, daß durch das Bündniß, welches Oeſterreich mit Preußen ohne Frankreichs Vorwiſſen geſchloſſen habe, der Vertrag von 1756 gebrochen ſey. Er verlangte, daß der König im Namen der franzöſiſchen Nation von dem Kaiſer eine beſtimmte Erklärung verlangen ſolle, ob er, im Falle Frankreich angegriffen werden ſollte, die, vermöge des neunten Artikels des im Monat Mai 1756 geſchloſſenen Vertrages ſtipulirte Hülfe zu leiſten bereit ſey? Die Erklärung auf dieſe Fragen müßte vor dem zehnten Februar gegeben, und es müßte dem Kaiſer erklärt werden, daß eine nicht gänzlich befriedigende Antwort oder eine Weigerung von der Nation als ein Bruch des Vertrages von 1756 und als eine Feindſeligkeit angeſehen werden würde. Ferner müßte der König erſucht werden, die nöthigen Befehle zu geben, damit die Kriegsrüſtungen ſo ſehr als möglich beſchleunigt und die Truppen an den Gränzen verſammelt würden.

Dieſer Vorſchlag wurde von der Verſammlung mit dem lauteſten Beifallklatſchen aufgenommen. Dann beſchloß die Verſammlung, zufolge eines Vorſchlags des Abgeordneten Guadet, daß

ein jeder Franzoſe, welcher mittelbar oder unmittelbar an einem Congreſſe Theil nehmen würde, deſſen Zweck es wäre, die franzöſiſche Conſtitution umzuändern, oder zwiſchen der franzöſiſchen Nation und den Rebellen zu vermitteln, als ein infamer Menſch, als ein Verräther des Vaterlandes, als ein Hochverräther angeſehen werden ſollte. — Dieſer Beſchluß wurde auf Befehl der Verſammlung dem Könige durch eine Geſandtſchaft überbracht, mit der Bitte, daß er denſelben allen auswärtigen Mächten bekannt machen möchte. Der König antwortete: „Sie kennen meine Liebe zur Conſtitution. Verſichern Sie die Nationalverſammlung, daß ich nichts verſäumen werde, was beitragen kann, dieſelbe zu befeſtigen.“ Noch an demſelben Tage wurde der verfaßte Beſchluß von dem Könige genehmigt.

Unterdeſſen kam die Nachricht an, daß die angränzenden Reichsfürſten die Ausgewanderten nicht mehr in ihren Staaten dulden wollten; diejenigen, welche ſich im Churtrieriſchen aufgehalten hatten, mußten, zum Theil bei dem ſchlechteſten Wetter und in der ſtrengſten Kälte, aus dem Lande fliehen, und begaben ſich in die Beſitzungen des Cardinals Rohan, die ſie aber gleichfalls und zwar auf Antrieb des Kaiſers ſelbſt, ſo wie des Herzogs von Würtemberg, bald wieder verlaſſen mußten. Auch das ſich daſelbſt geſammelte Truppencorps der Flüchtlinge wurde gezwungen, auseinander zu gehen, ſo daß der Deputirte Koch offen

bekannte, man könne an dem guten Willen des Churfürſten von Trier, der Nation Genugthuung zu geben, nicht zweifeln. Ganz anders aber ſprach Briſſot, der ſich in einer zwei Stunden langen Rede eifrig bemühte, den Kaiſer als den Hauptfeind der franzöſiſchen Verfaſſung darzuſtellen. Er ſagte in derſelben unter Anderem: „Die Maske iſt endlich gefallen, wir kennen unſern wahren Feind, es iſt der Kaiſer. Die Churfürſten hatten ihm nur ihren Namen geliehen, und die Ausgewanderten waren ein bloßes Werkzeug in ſeiner Hand. — Die Churfürſten verdienen euern Zorn nicht; die Furcht hat ſie alle vor euch auf die Kniee geworfen, und ein freies Volk tritt nicht auf den Feind, der ſich gedemüthigt hat. — Der Kaiſer iſt unſer eigentlicher Feind. Mit ihm, mit ihm müſſen wir es aufnehmen. Er thue Verzicht auf das Bündniß, welches er gegen uns geſchmiedet hat, oder er werde beſiegt! Er iſt unſer Feind. Er will uns angreifen oder ſchrecken. Ein offenbarer Krieg iſt weniger gefährlich, als dieſer heimliche. Wir müſſen alſo eine Genugthuung verlangen, und dieſer koſtſpieligen Unruhe ein Ende machen; denn ſollen wir angegriffen werden, ſo iſt es weit beſſer, daß wir ſelbſt angreifen. — Nicht den franzöſiſchen Adel will Leopold wieder einſetzen; nicht die Prärogative eines politiſchen Schattenbildes will er beſchützen: um ſeinen eigenen Thron iſt er beſorgt. — Der Kaiſer hat das Reichsgutachten beſtätigt, in welchem man erklärt, daß die Fürſten, welche in dem

ehemaligen Elſaß Beſitzungen haben, auf ihre Feudalrechte nicht Verzicht thun können; das heißt, der franzöſiſchen Conſtitution den Krieg erklären. Er hat überdieß die Kreiſe aufgefordert, ſich zu bewaffnen, um dieſe Forderungen zu behaupten. Endlich hat der Kaiſer die vornehmſten Mächte von Europa eingeladen, ein bewaffnetes Bündniß zu ſchließen, um andere Bewegungen und Unternehmuugen, welche dem Anſehen des Königs der Franzoſen nachtheilig ſeyn möchten, zu verhindern, und um die Ehre der Kronen zu erhalten. — Die beiden erſten Thatſachen ſind eine offenbare Verletzung des Völkerrechts und des Vertrags von 1756; die dritte iſt eine wirkliche Feindſeligkeit; die vierte aber iſt eine weit ſtrafbarere Verletzung ſowohl des Völkerrechts, als der Verträge, — ein Verbrechen gegen die Unabhängigkeit jeder Nation, eine Verſchwörung der gekrönten Häupter gegen die franzöſiſche Freiheit, eine Verſchwörung, welche der Kaiſer angezettelt und unterſtützt hat. — Vernichtet muß ſie werden, dieſe Verſchwörung, oder die franzöſiſche Freiheit wird vernichtet. Zwei Mittel gibt es, um den Kaiſer zu dieſem Punkte zu führen: plötzlicher Krieg, oder eine Erklärung vor dem Kriege. Euer Ausſchuß ſchlägt das letztere Mittel vor. Allein, meine Herren, wenn der Kaiſer feindlich gegen uns geſinnt iſt, oder wenn ſeine Plane noch nicht zur Reife gekommen ſind, was wird er thun? Aufhalten wird er uns durch zweideutige Antworten, worauf man wieder wird antworten

müſſen; ſo iſt der Federkrieg eröffnet. Nun folgen Eilboten auf Eilboten, Staffetten auf Staffetten, Antworten auf Gegenerklärungen: die Zeit verfließt und die Kriegsrüſtungen gehen fort. — Im Kriege unterhandelt die Nation, und die Nation läßt ſich nicht betrügen; im Kriege geſchieht Alles öffentlich; in den Cabinetten herrſcht nichts als Dunkel und Trug. Es iſt daher beſſer für ein freies Volk, welches ſeine Unabhängigkeit ſichern will, dieſelbe von dem Erfolge ſeiner Waffen, als von den Feinheiten der Diplomatie zu erwarten. — Ich ſage alſo nicht, wie der diplomatiſche Ausſchuß, zum Kaiſer: „Wollen Sie den Vertrag von 1756 vollziehen?“ ſondern ich ſage ihm: „Sie haben den Vertrag von 1756 verletzt, folglich ſehen wir denſelben als gebrochen an.“ Ich ſage ihm nicht, wie euer Ausſchuß: „Wollen Sie ſich anheiſchig machen, weder Frankreich noch ſeine Unabhängigkeit anzugreifen?“ ſondern ich ſage: „Sie haben ein Bündniß gegen Frankreich geſchloſſen; ich muß Sie folglich angreifen, und dieſer Angriff iſt gerecht und nothwendig.“ — Die Genugthuung des Kaiſers muß in einer förmlichen Verzichtleiſtung auf das Bündniß gegen Frankreich beſtehen. Ich will Krieg den 10. Februar, wofern dieſe Verzichtleiſtung nicht angenommen wird. (Lautes Beifallklatſchen.) — Der Kaiſer, ſey es Politik, ſey es Reue, ſcheint keinen Gedanken mehr an den Krieg zu haben. Wenigſtens ſollte man dieß aus den Befehlen ſchließen, die er den Churfürſten überſchickt hat. — Es

bleibt mir noch übrig, zu beweiſen daß, weit entfernt, den Kaiſer zu fragen, ob er den Vertrag von 1756 vollziehen wolle, wir im Gegentheile dieſen Vertrag als gebrochen anſehen müſſen. Vermöge dieſes Vertrages hatten ſich die beiden Mächte verſprochen, ſich und ihren Erben ihre Staaten gegen die Angriffe einer andern Macht zu garantiren, und ſich mit 24,000 Mann, oder acht bis neun Millionen Franken, beizuſtehen, im Falle eine oder die andere der contrahirenden Mächte angegriffen werden ſollte. Dieſem Vertrage getreu, hat Frankreich unendliche Schätze verſchwendet, und das Blut von tauſenden ſeiner Bürger verſpritzt, um den Wiener Hof in dem ſiebenjährigen Kriege zu unterſtützen, welcher, ohne irgend einen nützlichen Gegenſtand zum Zwecke zu haben, unternommen worden iſt, Frankreich alle ſeine Beſitzungen in Amerika gekoſtet, und es mit Schande bedeckt hat. Durch dieſen Vertrag war Frankreich in den zweiten Rang der europäiſchen Mächte herabgeſetzt; es wurde der blinde Vollzieher der Beſchlüſſe des Wiener Cabinets, und mußte ruhig ſowohl die Theilung von Polen, als die Beſitznehmung von Baiern anſehen. Seit der Revolution hat der Wiener Hof, ſtatt ſich für dieſe Dienſte dankbar zu erweiſen, ſtatt ſeine Vermittlung und ſeine Truppen anzuwenden, um die Zuſammenrottungen der Ausgewanderten und die Verſchwörungen gegen unſere Freiheit zu zerſtreuen, im Gegentheile ſowohl dieſe Zuſammenrottungen, als dieſe Complotte beſchützt. Folglich

hat der Wiener Hof ſeit der Revolution den Vertrag von 1756 gebrochen. Wäre es nicht Thorheit von unſerer Seite, einem Vertrage folgen und ihn anfrecht halten zu wollen, welcher in jeder Rückſicht Frankreich nachtheilig iſt? — einen Vertrag, in welchem ſein Intereſſe durch einen Miniſter aufgeopfert worden iſt, der an Oeſterreich verkauft war, — einen Vertrag, vermöge welches Frankreich unendliche Aufopferungen macht, ohne etwas dagegen zu erhalten, und in welchem es ſich zu einem gegenſeitigen Schutze verpflichtet, da die Natur doch einen Angriff auf ſeine Staaten beinahe unmöglich, und ihre Vertheidigung ſehr leicht macht, wogegen ein Angriff auf die öſterreichiſchen Staaten leicht, und die Vertheidigung derſelben ſehr ſchwer iſt. — Die Vernichtung dieſes Vertrages ſichert uns die Neutralität von Preußen zu; ſie verſchafft Preußen ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen, Frankreich, wieder. — Es iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn nur unſere Geſandten Patrioten und aufgeklärte Männer wären, es, im Falle eines Krieges, ſehr leicht ſeyn würde, alle Churfürſten zur Neutralität zu bewegen."

Herr Briſſot endigte ſeine lange Rede mit dem Vorſchlage zu einem Beſchluſſe, daß der König erſucht werden ſollte, dem Kaiſer im Namen der franzöſiſchen Nation anzukündigen, daß ſie den Vertrag vom 1. Mai 1756 als aufgehoben anſehe, weil der Kaiſer denſelben verletzt habe, und weil ſich derſelbe mit der franzöſiſchen Revolution nicht

vertrage; ihm ferner anzukündigen, daß die franzöſiſche Nation ſich erbiete, im Falle er in Anſehung der weiter unten anzuführenden Beſchwerden Genugthuung verſchaffen würde, gegen ihn das gute Einverſtändniß, die Freundſchaft und Bruderliebe zu erhalten, welche ſie allen Völkern geſchworen habe. Ferner ſchlug Briſſot vor, daß der König erſucht werden ſollte, dem Kaiſer im Namen der franzöſiſchen Nation anzukündigen: „daß ſie die Weigerung, ſeine Dienſte zu verwenden und ſeine Macht zu gebrauchen, um den Zuſammenrottungen in den Churfürſtenthümern ein Ende zu machen, — daß ſie den Schutz und die Unterſtützung, welche er den Churfürſten angedeihen ließe, und ſeinen Beitritt zu der zwiſchen verſchiedenen Mächten geſchloſſenen Verbindung gegen die franzöſiſche Nation, als feindſelige Handlungen anſähe, und daß man dem zu Folge kriegeriſche Maßregeln ergreifen würde, um im Stande zu ſeyn, am 10. Februar ihn anzugreifen, wenn er nicht vor dieſem Zeitpunkte Frankreich eine Genugthuung geben würde, die aller Ungewißheit ein Ende machen könnte.“

Vergniaud hielt unter donnerndem Beifall eine noch weit heftigere Rede; er verlangte, daß man, da der Vertrag von 1756 für die Nation höchſt nachtheilig und vom Kaiſer auch bereits gebrochen ſey, den Krieg ohne Verzug beginnen müſſe. — Isnard ſtimmte ganz Briſſot und Vergniaud bei, hinzufügend, die Reichs-

armee beſtehe nur aus 40,000 Mann erbärmlicher Truppen der kleineren Fürſten und Soldaten der Städte, die Friedrich der Große immer mit einer Handvoll Leute geſchlagen habe. Ein Deputirter rief ihm aber zu: „Allerdings; nur war Friedrich dabei!“

Condorcet wollte, daß man ein Bündniß mit Polen und England ſchließen ſolle.

Nach vielen Debatten wurde endlich folgender Beſchluß von der Nationalverſammlung angenommen:

„Die Nationalverſammlung hat erwogen, daß der Kaiſer durch ſein Rundſchreiben an die Fürſten Europa's vom 25. November 1791, durch ſein letztes Bündniß mit dem Könige von Preußen vom 25. Juli 1791, welches am 6. December beim Reichstage zu Regensburg bekannt gemacht worden iſt, durch ſeine Antwort an den König von Frankreich wegen der Bekanntmachung der Conſtitutionsurkunde, und durch das officielle Schreiben ſeines Hof- und Staatskanzlers vom 21. December 1791, den Vertrag vom 1. Mai 1756 gebrochen hat, indem er geſucht, die auswärtigen Mächte zu einem Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Sie hat erwogen, daß die franzöſiſche Nation, welche geſchworen hat, nie die Regierungsform anderer Staaten verändern zu wollen, berechtigt iſt, eine gegenſeitige Gerechtigkeit

zu erwarten; und indem die Verſammlung der Standhaftigkeit, mit welcher der König von Frankreich auf das letzte Schreiben des Kaiſers geantwortet hat, ihren vollen Beifall giebt, beſchließt ſie:

"1. Der König ſoll durch eine Geſandtſchaft erſucht werden, dem Kaiſer zu erklären, daß er mit den auswärtigen Mächten nicht anders unterhandeln könne, als im Namen der franzöſiſchen Nation und vermöge der Gewalt, die ihm durch die Conſtitution übertragen worden iſt."

"2. Der König ſoll erſucht werden, den Kaiſer zu fragen, ob er als Haupt des Hauſes Oeſterreich geſonnen ſey, in Friede und guter Eintracht mit der franzöſiſchen Nation zu leben, und ob er auf alle Verträge und Uebereinkünfte Verzicht leiſten wolle, welche der Souverainetät, Unabhängigkeit und Sicherheit der franzöſiſchen Nation zuwider ſind."

"3. Der König ſoll erſucht werden, dem Kaiſer zu erklären, daß, wofern er nicht der franzöſiſchen Nation vor dem 1. März wegen der oben angeführten Punkte völlige Genugthuung giebt, ſein Stillſchweigen, oder auch jede zögernde Antwort oder Ausflucht, als eine Kriegserklärung angeſehen werden ſolle."

"4. Der König ſoll erſucht werden, überdieß die ſchnellſten Maßregeln zu ergreifen, damit die Ar=

mee im Stande ſey, auf den erſten Befehl, den ſie erhalten wird, den Feldzug zu eröffnen.«

Dieſer Beſchluß wurde noch an demſelben Tage Sr. Majeſtät überbracht. Der König antwortete, er werde den Gegenſtand in ernſthafte Ueberlegung nehmen.

Der König ließ durch den Miniſter Deleſſart den 1. März 1792 der Verſammlung ein Schreiben übergeben, in welchem er äußerte, daß, ſo ſehr er zum Frieden geneigt ſey, er dennoch die Zurüſtungen zum Kriege nicht minder betreibe, als die Unterhandlungen, welche die Erhaltung des Friedens bezweckten, und zwar ſo, daß man noch vor ſechs Wochen im Stande ſeyn werde, einen Feldzug mit Nachdruck zu beginnen. Indem er ſo ſeine Pflichten vereinige, gebe er den größten Beweis ſeiner Anhänglichkeit für die Verfaſſung. Zugleich mit dieſem Schreiben ließ er der Verſammlung noch eine Note an den franzöſiſchen Geſandten zu Wien mittheilen, worin demſelben aufgetragen war, eine Erklärung ſowohl über den vom Kaiſer dem Marſchall Bender plötzlich ertheilten Befehl, dem Churfürſten von Trier zu Hülfe zu eilen, als auch über die Einmiſchung des Kaiſers in die innern Angelegenheiten Frankreichs, zu verlangen, und zugleich zu fragen, was er unter den zur Erhaltung und Sicherheit der Kronen unter ſich verbundenen Souveränen verſtehe? Auch die Antwort des Staatskanzlers

Kaunitz vom 19. Februar 1792 auf dieſe Note theilte der Miniſter der Verſammlung mit. In derſelben verſicherte der Wiener Hof wiederholt ſeine friedlichen Abſichten, und ſchob abermals die Schuld aller feindſeligen Geſinnungen auf die Jakobiner. In der beigelegten Abſchrift einer Depeſche des Fürſten Kaunitz an den Geſandten von Blumendorf zu Paris hieß es, daß der Befehl, dem Churfürſten zu Hülfe zu eilen, dem Marſchall von Bender nur unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben worden ſey, wenn der Churfürſt, trotz dem, daß er alle Schwierigkeiten hinſichtlich der Ausgewanderten nach dem Beiſpiele, wie man mit ihnen in den Niederlanden verfahren ſey, gehoben habe, dennoch feindlichen Angriffen ausgeſetzt ſeyn würde. — Was die Verbindung der Mächte anbetreffe, ſo ſey es damals, als ſich der König mitten in Frankreich in Gefangenſchaft befunden habe, dem Kaiſer, als nahem Verwandten und Verbündeten deſſelben, zugekommen, die Souveräne Europa's aufzufordern, ſich mit ihm zu vereinigen und für die Sicherheit und Befreiung des Königs wirkſame Maßregeln zu ergreifen, der durch abſcheuliche Gewaltthätigkeiten ſich zur Flucht gezwungen geſehen, gegen die ihm abgenöthigten Bewilligungen proteſtirt habe und bald nachher gefangen und von ſeinem Volke nebſt ſeiner Familie im Gefängniſſe gehalten worden ſey. Jene Verbindung habe auch eben in Wirkſamkeit geſetzt werden ſollen,

als der König aus ſeiner ſchmähligen Gefangenſchaft wieder freigelaſſen, ſein Anſehen wieder hergeſtellt worden ſey, und er ſelbſt durch die Annahme der Verfaſſung ſich an die Spitze der neuen Regierungsform geſtellt gehabt habe. Nun habe Se. Kaiſerliche Majeſtät ein Rundſchreiben an die Mächte erlaſſen, aus welchem abermals zeu erſehn, wie nach der königl. Genehmigung der Conſtitution der Kaiſer ſelbſt die Fürſten zu freundlichen Geſinnungen aufgefordert habe, indem er zugleich die früher vorhandenen Urſachen eines ſolchen Bündniſſes vor der Hand als gehoben dargeſtellt habe. Dieſes merkwürdige Schreiben lautete folgendermaßen:

Circular-Depeſche des Herrn Hof- und Staatskanzlers, Fürſten von Kaunitz-Rittberg, an die Geſandten und Miniſter Sr. Kaiſerl. Majeſtät an mehreren auswärtigen Höfen.

„Wien, am 12. November 1791.“

„Da der Zuſtand der Gefangenhaltung, in welchem der König und die königliche Familie von Frankreich ſich befanden, aufgehört hat, ſo hat der Kaiſer keine Schwierigkeit gemacht, dem franzöſiſchen Geſandten an dieſem Hofe die Audienz zu bewilligen, welche derſelbe von ihm bei ſeiner Rückkunft von Prag verlangte. Er erhielt aus deſſen Hand den beiliegenden Brief, in welchem ihm der König ſeine Genehmigung der neuen franzöſiſchen Conſtitution bekannt macht.“

„Se. Kaiſerl. Majeſtät befiehlt Ihnen, mein Herr, dem Hofe, an welchem Sie ſich aufhalten, davon, ſo wie von der Antwort auf dieſen Brief, die ebenfalls angeſchloſſen iſt, Meldung zu thun, und da der Kaiſer dafür hält, er müſſe Sr. Majeſtät ohne Rückhalt bekannt machen, was er von dem neuen Zuſtande der Dinge und von den Verhältniſſen halte, welche jetzt die Lage Frankreichs und die Entſchließungen Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät darbieten, ſo trägt er Ihnen auf, dieſe Mittheilungen mit folgenden Eröffnungen zu begleiten:

„Als der Kaiſer eine Erklärung und gemeinſame Maßregeln vorſchlug, um die unangenehmen Folgen der franzöſiſchen Revolution zu verhindern, da bedrohten dringende Gefahren die Freiheit, die Ehre und die Sicherheit des Königs und der königlichen Familie, ſo wie auch die Erhaltung der monarchiſchen Regierung in Frankreich, welche durch die Fortſchritte einer Volksanarchie, die für alle europäiſchen Regierungen gefährlich wurde, in ihren Hauptgrundſätzen angegriffen war.“

„Dieſe Gefahren ſind nicht mehr dringend. Die letzten Vorfälle geben Hoffnung für die Zukunft. Es ſcheint, daß der größere Theil der franzöſiſchen Nation, ſelbſt durch die Uebel gedrückt, die ſie ſich bereitet hat, zu gemäßigtern Grundſätzen zurückkehrt, die Nothwendigkeit einſieht, die einzige Regierungsform zu erhalten,

welche für einen großen Staat paſſend iſt, und dahin zielt, dem Throne diejenige Würde und denjenigen Einfluß wieder zu verſchaffen, die zu dem Weſen einer monarchiſchen Regierungsform gehören. Es ſcheint endlich, daß ſich der König mit Zutrauen dieſer Ausſicht überläßt, und daß ſeine auf dieſes Zutrauen gegründete Genehmigung freiwillig geweſen iſt.„

„Von der andern Seite kann man nicht läugnen, daß ſo neue und in mehrerer Rückſicht noch unvollkommene Ausſichten noch nicht hinlänglich über die Feſtigkeit und die Dauer der Geſinnungen, welche ſie ankündigen, beruhigen, und die Beſorgniſſe, welche die Gewaltthätigkeit und die Außerordentlichkeit der vorhergegangenen Begebenheiten nur zu ſehr rechtfertigen, nicht gänzlich vernichten könne.„

„Der Kaiſer kann nicht verhehlen, daß er in der Ungewißheit, welche aus dieſer entgegengeſetzten Hoffnung und Furcht entſteht, noch keine beſtimmte Meinung über die Frage zu faſſen im Stande iſt: ob die Lage des Königs von Frankreich und ſeines Staates ferner der Gegenſtand einer gemeinſamen Sache für alle andern Mächte ſeyn ſoll, oder nicht?„

„Allein, was Sr. Kaiſerl. Majeſtät ſelbſt aus dieſer Ungewißheit offenbar hervorzugehen ſcheint, iſt, daß, ſo lange ſie vorhanden ſeyn

wird, alle Mächte ein bleibendes, gemeinſchaftliches Intereſſe dabei haben werden, daß der gegenwärtige gute Anſchein, deſſen Nichtfortdauer ſogleich die Nothwendigkeit und die Rechte einer gemeinſchaftlichen Dazwiſchenkunft nöthig machen würde, fortdaure und Beſtand gewinne."

"Der Kaiſer hat es für nützlich gehalten, dieſe Denkungsart in ſeiner Antwort an Se. Allerchriſtlichſte Majeſtät nicht zu verhehlen; und da er überzeugt iſt, daß, wenn die andern Mächte ähnliche Geſinnungen zeigen würden, dies nothwendig zu der Aufmunterung und dem Siege der gemäßigten Parthei, welche gegenwärtig in Frankreich die Oberhand hat, auf eine vortheilhafte Weiſe beitragen müßte, ſo ſchlägt Se. Kaiſerl. Majeſtät Sr. Majeſtät vor, ihre Miniſter zu gelegentlichen Aeußerungen von ähnlicher Art zu bevollmächtigen."

Dem öſterreichiſchen Geſandten wurde zugleich aufgetragen, zu erklären, daß, nachdem die Ausgewanderten ſelbſt zerſtreut ſeyen, und, zur Ruhe verwieſen, von keiner Macht Unterſtützung erhielten, kleine Geldhülfen zu nothdürftigem Unterhalte abgerechnet, dennoch die Bewaffnung Frankreichs ohne irgend einen Grund fortdaure. Mit Recht äußerte Oeſterreich ferner, daß die republikaniſche Parthei (die Jakobiner) Alles aufbiete, um den Kaiſer zu einem Bruche mit Frankreich zu reizen, und daß dieſe Parthei deßhalb vorſätzlich alle inneren Unruhen und Gährungen in dieſem

Reiche unterhalte, und der Nation, um ſie fortwährend in einem aufgeregten Zuſtande zu erhalten, die Geſinnungen des Kaiſers und der auswärtigen Mächte ſo verdächtig als möglich zu machen ſtrebe. Unter dem Vorwande eines bloßen Widerſtandes gegen einige Tauſend zerſtreute Flüchtlinge haben jene eine Armee von 150,000 Mann verſammelt. Ihre drohende und gebieteriſche Sprache nehme die National-Verſammlung mit einem unbegränzten Beifall auf; ihre Reden voll Beleidigungen, die Völker zum Aufſtande gegen die Regierungen auffordernd, werden des Drucks würdig erklärt und überallhin zu verbreiten geſucht. Durch dieſes Alles ſuche man den Kaiſer gewiſſermaßen zu gewaltſamen Maßregeln zu zwingen, indem man ſowohl ſeine Würde angreife, als auch ſogar Aufruhr und Verſchwörung gegen ihn begünſtige und ſelbſt beſchütze, was ein ſo eben in den Niederlanden entdecktes Complott, deſſen Mittelpunkt, wie man ſich die Ueberzeugung verſchafft habe, zu Douay ſey, noch beſonders belege. — Dieſe Depeſche endigte mit den Worten:

„Endlich kann auch nur dem ſchädlichen Einfluſſe derſelben Parthei und dem Zwecke, den Krieg mit Sr. Kaiſerl. Majeſtät zu beſchleunigen, das ungeſetzmäßige Decret vom 25. Januar zugeſchrieben werden, durch welches man in das, dem Könige vermöge der Conſtitution zugehörige Recht, den Vorſchlag zu thun, einen Eingriff gethan, und ſich erlaubt hat, dem Kaiſer vorzu-

werfen, daß er den Freundſchafts= und Bundes=vertrag von 1756 verletzt hätte, weil er dem gefangenen Könige von Frankreich und der zur Zeit des 21. Junius 1791 zerſtörten franzöſiſchen Monarchie zu Hülfe kommen wollte, und weil er ſeit der Zeit des 13. Septembers ſich bemüht hat, in den andern Souverainen die Entſchlüſſe und Hoff=nungen des allerchriſtlichſten Königs zu erwecken; durch welches man den König erſucht, im Namen Frankreichs, welches ſich zum Kriege bewaffnet, über die feindſeligen Abſichten des Kaiſers, der ſich nicht bewaffnet, der den Bewaffnungen An=derer ein Ende gemacht hat, den dieſe Partei jetzt nöthigt, ſich zu ſeiner Vertheidigung zu bewaff=nen, Rechenſchaft zu fordern; durch welches man zu der Ungerechtigkeit noch die Beleidigung hinzu thut, und ſich anmaßt, wegen unbewieſener Vor=würfe einem achtungswürdigen Souverain, einem Bundesverwandten Frankreichs, einen peremtori=ſchen Termin der Genugthuung vorzuſchreiben, gleichſam als wenn die durch das Staatsrecht der Völker geheiligte Achtung und Grundſätze dem Richterſtuhle einer franzöſiſchen National=Verſamm=lung unterworfen wären.“

„Ungeachtet eines ſo beleidigenden Verfah=rens will dennoch der Kaiſer Frankreich den deut=lichſten Beweis von der fortdauernden Aufrichtig=keit ſeiner Zuneigung geben, indem er ſeiner Seits diejenige Ruhe und Mäßigung beibehält, welche ſein freundſchaftlicher Antheil an der Lage

des Königreichs ihm einflößt. Er läßt den perſönlichen Geſinnungen des Königs, ſeines Schwagers, Gerechtigkeit widerfahren. Er iſt weit entfernt, ein Verfahren ſolcher Art dem größeren Theile der Nation zuzuſchreiben, welche theils ſelbſt über die Uebel ſeufzt, die ſie von einer raſenden Parthei erdulden muß, theils unwillkührlich an den Irrthümern und Vorurtheilen Theil nimmt, in welchen man ſie über das Betragen Sr. Kaiſerl. Majeſtät zu unterhalten ſich beſtrebt.“

„Das ganze Detail und den ganzen Plan ſeines Betragens gegen Frankreich ohne Vorbehalt und ohne Verſtellung den Augen des Königs und der ganzen Nation vorzulegen, dieß iſt die einzige Waffe, zu welcher der Kaiſer glaubt ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen, um die Kunſtgriffe einer Kabale zu vernichten, welche einen Staat im Staate ausmacht, ihr durch das Geſetz gemißbilligtes Uebergewicht auf Unruhe und Verwirrung gründet, und kein anderes Hülfsmittel hat, um dem Vorwurfe zu entgehen, die Nation in eine Verlegenheit gebracht zu haben, aus welcher ſich dieſelbe nicht zu retten weiß, als dieſelbe in noch größere Verlegenheiten und in noch größeres Unglück zu ſtürzen, damit es ihr durch Hülfe deſſelben gelinge, ihren Plan auszuführen, und die vermöge der Conſtitution beſtätigte monarchiſche Regierung umzuſtoßen.“

„In einer ſo freundſchaftlichen und heilſamen Abſicht hat der Kaiſer zu eben der Zeit, da er

nicht mit Worten, ſondern durch Thatſachen, die Beſorgniſſe zu vernichten ſuchte, welche die Ausgewanderten Frankreich gaben, geglaubt, es an das Daſeyn einer Verbindung der Mächte erinnern, und ihm erklären zu müſſen, daß es ſeine Abſicht ſey, die Reichsſtände im Falle eines Anfalls zu beſchützen; damit Diejenigen, welche Feindſeligkeiten veranlaſſen möchten, dem Könige und der Nation verantwortlich würden. Unſtreitig wird das franzöſiſche Miniſterium Ihnen eine, Wort für Wort ähnliche, Erklärung bekannt gemacht haben, die demſelben von dem Geſandten Sr. Königl. Preuß. Majeſtät zu gleichem Zwecke officiell mitgetheilt worden iſt.“

„Ueberhaupt geſchieht es in derſelben Abſicht, daß der Kaiſer jetzt die Sprache der Wahrheit den Ausfällen der Bosheit entgegenſetzt. Er iſt überzeugt, daß Se. allerchriſtlichſte Majeſtät ſowohl, als der vernünftige und größere Theil der Nation darin den Charakter und die Pflichten einer aufrichtigen Freundſchaft erkennen, und es ihm Dank wiſſen werden, daß er ohne Schonung Irrthümer, zu deren Opfer man ſie machen will, aufgedeckt hat.“

„Sie werden zu dieſem Zwecke, mein Herr, eine Abſchrift dieſer Depeſche dem Miniſter der auswärtigen Angelegenhiten zuſtellen, ihn bitten, dieſelbe dem Könige vorzulegen, und ihr überhaupt die genaueſte und ausgedehnteſte Publicität zu verſchaffen.“

Mit dieſen Papieren wurde der Verſammlung von Deleſſart noch folgende Note des preußiſchen Geſandten vorgelegt.

Officielle Note des Herrn Grafen von Goltz, außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters Sr. Preuß. Maj.

„Paris am 28. Februar 1792.“

„Der unterzeichnete außerordentliche Geſandte und bevollmächtigte Miniſter Sr. Maj. des Königs von Preußen bei Sr. allerchriſtlichſten Maj. hat die Ehre, Sr. Excellenz, dem Herrn Deleſſart, in Erinnerung zu bringen, daß er ihm zu wiederholten Malen zu erkennen gegeben hat, wie ein Einfall von franzöſiſchen Truppen auf das Gebiet des Reichs von dem deutſchen Reiche nicht anders als eine Kriegserklärung angeſehen werden könnte; und wie demzufolge Se. Preuß. Maj. nicht umhin könnten, in Verbindung mit Sr. Kaiſerl. Majeſtät ſich demſelben aus allen Kräften zu widerſetzen. Er hat vorzüglich dieſe Eröffnung dem franzöſiſchen Miniſterium bei Gelegenheit der Note gemacht, welche der Kaiſerl. Hof dem Geſandten von Frankreich am 5. Januar zuſtellen ließ. Er wiederholt dieſelbe heute bei Gelegenheit einer Depeſche des Herrn Hof- und Staatskanzlers, Fürſten von Kaunitz, vom 17. des laufenden Monats, an Herrn von Blumendorf, Geſchäftsträger Sr. Majeſtät des Kaiſers, und von dieſem dem Miniſterium Sr. Allerchriſtl. Maj. übergeben. Dieſe

Depeſche enthält die Grundſätze, über welche die Höfe von Berlin und Wien vollkommen einig ſind.“

„Graf von Goltz.“

Alle dieſe Mittheilungen brachten die Wuth der Jakobiner auf das höchſte, welche während der Verleſung derſelben laut murrten, lachten, ſpotteten, auf den Kaiſer und ſeine Miniſter ſchimpften, und ſich niedrige Ausfälle erlaubten.

Ueber dieſe Mittheilungen gab es nun wieder heftige Debatten. Der Abgeordnete Brüat ſagte: Der Kaiſer war ſo gnädig, dem König über ſein bisheriges Betragen einige Erklärungen zu geben; allein von dem, was er für die Zukunft im Sinne hat, ſchweigt er ſehr weislich, und ſagt gar nichts, als daß er mit unſerer Regierungsform unzufrieden iſt, und ſich vorbehält, Gericht zu halten über Frankreich, wofern dieſes nach ſeiner Anſicht dem Anſehen des Königs zu nahe treten und die Jakobiner es wagen ſollten, ferner die Verbrechen der Deſpoten anzuklagen, und über die Tyrannen zu wachen. Er endigte mit Schmähungen gegen den Kaiſer, und mit dem Begehren, daß man ihn nicht länger ſchonen, ſo wie daß man binnen acht Tagen ſich beſtimmt über die Depeſchen und den Vertrag von 1756 erklären ſolle.

Rouyer wollte nur drei Tage geſtatten, und verlangte, daß man alle Miniſter geradezu fortjagen ſolle. Solche Reden fanden Beifall, wer aber gegen den Krieg ſprach, wurde ausgeziſcht.

Narbonne's Entlaſſung.

Für die gemäßigtgeſinnten Conſtitutionellen war folgendes Ereigniß ſehr beklagenswerth, und mehrere unter ihnen trugen unbedachtſam zu dem Triumph ihrer Gegner bei. — Narbonne hielt unter der Leitung und dem Beiſtand der Frau von Stael Rath mit den Freunden des abweſenden Lafayette; einſtimmig verwarf man in demſelben Deleſſarts Plane. Man entſchied, daß der Hof ſich nicht zu früh dieſes Miniſters entledigen könne, daß deſſen Abſetzung das einzige Mittel ſey, ihn zu retten, daß man dem König einige Gewalt anthun, und ihn wegen der Folgen der zugleich aufſchiebenden und drohenden Politik Deleſſarts zu erſchrecken ſuchen müſſe. Es wurde nun beſchloſſen, daß Narbonne gegen die Majorität des Miniſteriums an die öffentliche Meinung appelliren ſolle. Man zweifelte gar nicht, daß der erſchrockene König dann Narbonne ſeine vollkommene Zufriedenheit bezeugen, und Deleſſart verabſchieden würde. Das Geheimniß der neuen Uueinigkeit im Miniſterrath Sr. Maj. wurde nun in einem Briefe niedergelegt, den Narbonne an die drei commandirenden Generale Lafayette, Luckner und Rochambeau, welche durch ihn ihre Ernennung erhalten hatten, richtete. In der bemerkten Abſicht veranſtaltete man es, daß dieſer Brief in den öffentlichen Blättern abgedruckt wurde. Narbonne hatte darin die Abſicht ausge-

prochen, ſich von dem Miniſterium zurückzuziehen, wegen der wenigen Einigkeit, die zwiſchen ihm und ſeinen Collegen herrſchte, deren perſönlichen Charakter er zwar ſchätze, ihr Benehmen als Miniſter aber nicht billigen könne, und weil es durchaus nöthig ſey, daß bei der conſtitutionellen Regierung keine ſchädliche Zwietracht ſtatt finde. — Die drei Generale antworteten in einem, wie man behauptete, verabredeten Schreiben, in welchem ſie Herrn Narbonne beſchworen, ſeine Stelle nicht niederzulegen, und ſich dem Vaterlande zu erhalten, während ſie zu gleicher Zeit Deleſſarts Benehmen und Plane zu mißbilligen ſchienen. Narbonne gab dagegen ihren Wünſchen nach, und erklärte, ſo lange das Portefeuille behalten zu wollen, als Frankreich mit Krieg bedroht ſeyn würde.

Als der König dieſe Correſpondenz zu leſen bekam, wurde er äußerſt aufgebracht; er bebte vor den Folgen zurück, welche ſie für ſeinen unglücklichen Freund und Miniſter Deleſſart haben konnte. Hier zeigte er für den Augenblick ein feſtes Benehmen und entſetzte Narbonne ſeiner Stelle.

Deleſſart wird in Anklagezuſtand verſetzt.

Narbonne's Entlaſſung, an welcher beſonders die Frau von Stael nebſt ihrem Anhange außerordentlichen Antheil nahmen, brachte eine gewaltige Gährung ſowohl in den Clubbs als in der National-Verſammlung ſelbſt hervor; beſonders aber waren es Bertrand de Molleville und Deleſſart, gegen welche man alle zu Gebote ſtehenden Waffen in Bewegung ſetzte. Der König machte nun auch die Entlaſſung des Erſtern bekannt, um den Eindruck zu vermindern, den jene von Narbonne hervorgebracht hatte. Es nützte aber nichts, und das Ungewitter zog ſich über Deleſſart nur deſto drohender zuſammen. Dieſer bereitete ſich vor, einem doppelten Angriffe zu widerſtehen; dem ſeiner eigenen und perſönlichen Feinde, und dem jener Deputirten, die man bis jetzt als die Vertheidiger des Miniſteriums betrachtet hatte.

Alles vereinigte ſich, um ihn zu verderben. Die Verſammlung hatte mit der Nachricht von Narbonne's Entlaſſung zu gleicher Zeit auch die von dem Tode des Kaiſers Leopold erhalten, deſſen friedfertige und weiſe Geſinnungen mit denen von Ludwig und Deleſſart ſehr übereingeſtimmt hatten.

Den 10. März zeigte bei der Eröffnung der Sitzung ein drohendes Murren den Ausbruch eines furchtbaren Ungewitters an. Die Girondiſten hielten indeſſen noch an ſich, weil ſie Narbonne's Freunden das Vergnügen laſſen wollten, Deleſſart den erſten Stoß zu verſetzen. Der Abgeordnete Ramond fing damit an, zu verlangen, daß man nun dem Könige ohne weitere Umſtände erklären müſſe, daß ſein ganzes Miniſterium mit der Befeſtigung der Verfaſſung ein= für allemal unverträglich ſey, nachdem man noch den einzigen Mann, der ſeine Pflichten gegen die Nation treu und redlich erfüllt habe, aus demſelben geſtoßen, was er (Ramond) als ein öffentliches Unglück beklage. Er begehrte, daß man hinſichtlich Narbonne's dieſelbe Erklärung erlaſſen ſolle, welche man am 14. Juli, als Necker in Ungnade gefallen war, dahin gegeben habe: „daß der abgeſetzte Miniſter das Vertrauen der Nation mit ſich nehme,“ und man ſolle noch beifügen: „welches die andern Miniſter verloren haben.“ — Die Girondiſten ſchienen den Vorſchlag eines Abgeordneten, der bis jetzt ihr entſchiedenſter Gegner geweſen war, mit Enthuſiasmus aufzunehmen; indeſſen beeilten ſie ſich nicht, einen Beſchluß zu faſſen, welcher einen Miniſter, der ein Freund der conſtitutionellen Monarchie war, in der Meinung der Republikaner zu hoch hätte ſtellen können. Die meiſten Redner unterließen es, ſeinen Namen zu nennen, und begnügten ſich damit, den Namen Deleſſart's mit tauſend Verwünſchun=

gen und Schmähungen zu begleiten. Die Hauptvorwürfe, die man Deleſſart machte, waren, daß er in den diplomatiſchen Verhandlungen mit Oeſterreich die Ehre der Nation hintangeſetzt und derſelben viel zu viel vergeben habe, ſo wie daß er im Einverſtändniſſe mit Kaunitz jene abſichtlich in die Länge gezogen habe. Briſſot ergriff begierig dieſe Gelegenheit, den ihm ſo verhaßten Miniſter zu ſtürzen, und machte einen langen Bericht über das Benehmen deſſelben, worin er ihm Schuld gab, den Deſpotismus gegen die Verfaſſung bewaffnet zu haben. Einen Hauptpunkt ſeiner Anklage ſtützte er auf die Aeußerung Deleſſart's: daß die Mehrheit der Nation der Verfaſſung zugethan ſey. „Abſcheuliche Treuloſigkeit!“ rief Briſſot aus. „Dieſer unwürdige Miniſter hat damit ſagen wollen, daß ihr die Minderzahl entgegen ſey.“ Die Verſammlung ſchenkte dieſem Wortſpiele großen Beifall, und dem Beobachter entging es nicht, daß Deleſſart im Voraus ſchon verurtheilt ſey. Briſſot fuhr nun fort, und brachte dreizehn Klagepunkte gegen ihn an:

„Der König,“ ſprach er, „ſagte in ſeiner Antwort am 28. Januar, daß er ſeit mehr als vierzehn Tagen bereits vom Kaiſer eine Antwort im Sinne unſers Anſuchens verlangt habe. Es iſt doch ſonderbar, daß man dem Könige eine dreifache Lüge in den Mund legt. Erſtlich hat der König dem Kaiſer nicht geſchrieben,

denn man hat uns bloß einen Brief des Herrn Deleſſart vorgelegt. Zweitens iſt der Brief des Herrn Deleſſart vom 20. Januar, folglich nur um ſieben Tage älter, als die Antwort des Königs. Drittens iſt der Brief an Kaunitz nicht im Sinne unſers Anſuchens. — Da es offenbar iſt, daß das Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den andern Mächten immer noch vorhanden iſt, und daß daſſelbe keinen andern Zweck hat, als die franzöſiſche Conſtitution zu bedrohen, wie könnte man die Antwort des Herrn Deleſſart billigen? Er nimmt auf Alles das keine Rückſicht, was Herr von Kaunitz, ſein Mitbruder, über dieſes Einverſtändniß ſagt, und hält ſich bei einem einzigen Worte auf, welches ſich in der Note des öſterreichiſchen Miniſters befindet. Er überſieht alle Drohungen und Beleidigungen, und verweilt bei den Friedens= und Freundſchafts=Verſicherungen. — Da demzufolge die Antwort der vollziehenden Gewalt auf die kaiſerliche Depeſche nicht von der Art iſt, daß eine Erklärung darauf erfolgen muß, welche uns berechtigte, die Waffen niederzulegen oder zu ergreifen, ſo muß die National=Verſammlung das Anſuchen vom 24. Januar wiederholen, dem Könige die Nothwendigkeit vorſtellen, eine beſtimmte Erklärung zu verlangen, einen Termin feſtzuſetzen und die Kriegsrüſtungen zu beſchleunigen. — Nun komme ich auf meine Anklage gegen Herrn Deleſſart. — Hat der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte das Intereſſe der Nation verrathen, oder

nicht?

nicht? Auf dieſe Frage laſſen ſich die übrigen alle zurückführen. — Herr Deleſſart hat weder der Nationalverſammlung, noch dem diplomatiſchen Ausſchuſſe, die Circularbriefe vom Monate Juli, den Vertrag des Kaiſers mit Preußen, die Uebereinkunft von Pillnitz und die Erklärung vom Monate November mitgetheilt. Er hat demzufolge der Nationalverſammlung wichtige Papiere verborgen, welche ihr die Gefahren gezeigt haben würden, die ihr von Außen drohten. — Nicht nur verbarg uns Herr Deleſſart dieſes Alles, ſondern er wollte uns auch noch überreden, daß der Kaiſer friedfertig gegen uns geſinnt ſey.“ — Nachher beſchwerte ſich Briſſot darüber, daß der Miniſter und der König an den Kaiſer geſchrieben habe. Die Entſchuldigung, daß es in Geſchäften ſo gewöhnlich ſey, wollte er nicht gelten laſſen. Auch fand er es ſonderbar, daß Deleſſart nicht geradezu an den Fürſten von Kaunitz, ſondern an den franzöſiſchen Geſandten geſchrieben habe. Dann ging er zu der Unterſuchung des Schreibens Deleſſart's über, und beſchuldigte den Miniſter, daß derſelbe nicht kräftig genug gegen das Bündniß der Höfe geſprochen habe; daß er den innern Zuſtand Frankreichs auf eine unrichtige und treuloſe Weiſe geſchildert, und daß er auf eine niederträchtige Weiſe den Kaiſer um Frieden gebeten habe. Statt dem Kaiſer zu ſchreiben, daß die Verſammlung den Vertrag von 1756 als gebrochen anſehe, habe er geſchrieben, daß man dieſen Vertrag zu halten wünſche. „Ich weiß nicht,“

rief Briſſot aus, „ob ich irre; aber ein Gedanke iſt in mir aufgeſtiegen, nachdem ich dieſes Schreiben durchgeleſen hatte. Das Intereſſe Frankreichs iſt in demſelben aufgeopfert, Frankreich wird in demſelben ſo ſehr herabgeſetzt, daß man ſich nicht entlaſſen kann, zu ſagen: Kein franzöſiſcher Miniſter hat dieſen Brief geſchrieben, er fließt aus der Feder des öſterreichiſchen Geſandten! Und eben ſo geräth man in Verſuchung, die Antwort des Kaiſers dem franzöſiſchen Miniſterium zuzuſchreiben. Es giebt ein Dilemma, aus welchem ſich Herr Deleſſart nicht ziehen kann. Entweder er glaubte an die feindſeligen Abſichten des Kaiſers und der Verbindung; in dieſem Falle iſt er ſchuldig, weil er nicht ſchon im Monate December denſelben zuvorgekommen iſt. Oder er glaubte, daß der Kaiſer friedfertige Geſinnungen hege; in dieſem Falle iſt er ſchuldig, weil er durch ſeine Kriegsrüſtungen den Kaiſer zum Kriege gereizt hat. — Wer hat unſern Aſſignaten einen tödtlichen Streich verſetzt? Wer hat den Credit vernichtet? Wer hat den Wechſelcurs fallen gemacht? Wer hat die innere Unordnung unterhalten? — Das ſchlechte Betragen des Miniſters!“ — Briſſot verlangte, daß dem Kaiſer ein Termin zu ſeiner endlichen Erklärung vorgeſchrieben, und gegen Deleſſart ein Anklagedecret von der Verſammlung abgegeben werden ſolle.

Viele der gemäßigten Deputirten, welche zuerſt gegen den Miniſter aufgetreten waren, be=

reſieten dies nun, da ſie deſſen unvermeidlichen Untergang ſahen, und mußten darüber die Vorwürfe ihrer Freunde und den bittern Spott der Partei, welcher ſie die Waffen in die Hände gegeben hatten, anhören. Man ſah nun, wie ſie ſich Mühe gaben, die Anklage der heftigſten Gegner zu widerlegen, die ſie möglichſt zu beſänftigen ſuchten, indem ſie ſagten: „Laßt ihn aus dem Miniſterium ſtoßen, aber ſchont ſeines Lebens! Keine Grauſamkeit mehr!“ Allein es war zu ſpät. Die durch Deleſſart beleidigten Jakobiner wollten ihren Raub nicht mehr fahren laſſen, ſondern ſchrieen laut: „Man ſtimme ab, — zur Anklage!“ — ohne ſich an die Oppoſition der rechten Seite, beſonders Vaublanc's, Jaucourt's, Quatremères, Beugnot's und Anderer, die ſich gegen ſolche große Eile ſehr eifrig und laut erklärten, zu kehren. Isnard ſchrie laut: „Laßt uns mit dem Anklagedecrete gegen Deleſſart eilen, der vielleicht in dieſem Augenblick flieht!“ Einige Tage früher hatte er, von der Verantwortlichkeit der Miniſter redend, geſagt: „Daß ſie ſich ja nicht irren; dieſe Verantwortlichkeit iſt der Tod!“ Dieſe Worte hatte er mit einer Bewegung geleitet, welche das fatale Beil ſchon auf Deleſſart's Nacken fallen zu laſſen ſchien. Guadet ſetzte die Verſammlung in ein allgemeines Staunen, als er das Wort für den Miniſter verlangte. Die Jakobiner ſchienen verſteinert, und die rechte Seite ſchöpfte Hoffnung. Aber ironiſch ſprach er die Worte: „Es iſt zur Ehre und im

Intereſſe des Herrn Deleſſart ſelbſt, wenn ich begehre, daß er in Anklageſtand verſetzt werde. Alle Vorurtheile ſind gegen ihn; ganz Frankreich hat ihn im Verdachte; nur eine Unterſuchung und ein Urtheilſpruch kann ihn rechtfertigen und ſeine Unſchuld an den Tag bringen.«

Vergniaud trat in Briſſot's Fußſtapfen, mit welchem er ſich gegen den Miniſter verbunden hatte, und fügte zu den von jenem anhängig gemachten Klagepunkten noch neue hinzu, die ganz dazu gemacht waren, die Gemüther noch mehr zu erbittern. Er ſagte unter Andern: »Stellvertreter des franzöſiſchen Volkes! Es iſt nicht mehr meine Stimme, die zu euch ſpricht; es iſt die wehmüthig klagende, welche aus der Eisgrube von Avignon zu euch ſtöhnt. Sie ruft euch zu: Das Decret der Vereinigung der Grafſchaft mit Frankreich war ſchon im Monat September erlaſſen; hätte man es uns ſogleich zurückgeſandt, ſo würde es wahrſcheinlich den Frieden gebracht, den unſeligen Zwiſtigkeiten ein Ende gemacht, jenes abſcheuliche Gemetzel verhindert haben, und unſer Boden würde nicht durch ſolche Miſſethaten beſudelt worden ſeyn. Allein Herr Deleſſart, damals Miniſter des Innern, hat es für gut gefunden, das Decret zwei Monate in ſeinem Portefeuille zu behalten, und während dieſer Zeit haben die Uneinigkeiten fortbeſtanden und neue Verbrechen unſer Vaterland entehrt. Es iſt unſer Blut, es ſind unſere verſtümmelten Leich-

name, welche Rache von dieſem Miniſter fordern.“ — In dem übrigen Theile ſeiner Rede ging **Vergniaud** weiter, und ſuchte ſeine Streiche höher anzubringen. Der König ſelbſt war es, an den er wollte. Man wußte, daß dieſer nicht ohne Bedenklichkeit wegen der Rechtmäßigkeit der Vereinigung Avignons mit Frankreich geweſen. Vergniaud gab daher dem Hofe die Schuld der Anklage, die er zuerſt gegen die Miniſter vorgebracht hatte, und, **Mirabeau's** Beiſpiel nachahmend, ſagte er:

„Ich ſehe von dieſer Rednerbühne die Fenſter des Pallaſtes (er wies nach den Tuillerien), wo verrätheriſche Rathgeber den König, welchen die Conſtitution uns gegeben hat, verführen und betrügen, — wo verrätheriſche Rathgeber die Ketten ſchmieden, mit welchen ſie die Nation feſſeln wollen, — wo verrätheriſche Rathgeber die Cabalen zubereiten, welche uns in die Gewalt des Hauſes Oeſterreich liefern ſollen! Ich ſehe die Fenſter des Pallaſtes, hinter welchen man an der Gegenrevolution arbeitet, — wo man die Mittel verabredet, welche uns in die Sklaverei ſtürzen ſollen, wenn wir alle Unordnungen der Anarchie und alle Gräuel eines Bürgerkrieges werden erduldet haben! Der Tag iſt angebrochen, an welchem ihr dieſer Verwegenheit und dieſem Uebermuthe Gränzen ſetzen und die Verſchwörer zertrümmern könnt. Schrecken und Entſetzen ſind zu den Zeiten des Deſpotismus oft aus dieſem

Pallaſte gekommen; heute mögen ſie nun im Namen des Geſetzes dahin zurückkehren und bis in alle Herzen dringen! Alle Bewohner deſſelben ſollen erfahren, daß die Conſtitution Niemand als den König für unverletzbar erklärt hat; ſie ſollen erfahren, daß das Schwert des Geſetzes alle Häupter der Schuldigen ohne Unterſchied treffen und abſchlagen wird. Man ſtimme ab über das Anklagedecret."

Kaum hatte Vergniaud ſeine Rede beendigt, ſo forderten mehr als 400 Stimmen auf das Dringendſte das Anklagedecret, welches nun auch ſogleich, wie folgt, abgefaßt wurde:

"Die Nationalverſammlung beſchließt, zufolge einer mit Gründen begleiteten Anklage eines ihrer Mitglieder, daß gegen Herrn Deleſſart, Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, Anklage Statt finde. Sie trägt der vollziehenden Gewalt auf, die nöthigen Befehle zu ſeiner Verhaftnehmung zu ertheilen, und auf alle Papiere, die ihm perſönlich zugehören und ſich in ſeinem Wohnhauſe befinden, das Siegel legen zu laſſen. Gegenwärtiges Decret ſoll ſogleich der vollziehenden Gewalt überbracht werden, welche morgen von den zur Vollziehung deſſelben genommenen Maßregeln Rechenſchaft ablegen wird."

Die Gründe, welche dieſes Decret bewirkten, waren in folgenden Ausdrücken gefaßt. "Die Na-

tionalverſammlung zieht in Erwägung, daß der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte die Sicherheit der Nation in Gefahr geſetzt, indem er diejenigen Schriften nicht mitgetheilt hat, welche das Daſeyn einer Verbündung der Mächte bezeugten; daß er dem Wiener Hofe nicht angelegen hat, dieſe Verbindung aufzugeben; daß er die Depeſche vom 5. Januar geheim zu halten geſucht hat; daß er in einem vertrauten Briefe an Herrn de Noailles dem Wiener Hofe unrichtige oder übertriebene Nachrichten über den innern Zuſtand des Königreichs gegeben und in dem genannten Briefe über den Zeitpunkt, welcher vor der Genehmigung der Conſtitution herging, eine conſtitutionswidrige Lehre vorgebracht hat; daß er auf eine niederträchtige Weiſe Frieden verlangt; daß er das Decret vom 25. Januar verachtet hat, — ein Decret, welches er ſelbſt veranlaßte, indem er die kaiſerlichen Depeſchen mittheilte und den Berathſchlagungen des diplomatiſchen Ausſchuſſes ſelbſt beiwohnte; daß er Feigherzigkeit und Schwäche gezeigt hat; daß er das Intereſſe der Nation vernachläſſigt oder verrathen, und daß er ſich geweigert hat, dem Decrete zu gehorchen, welches ihm befahl, die Originale ſeiner Correſpondenz vorzulegen.“

Die rechte Seite ſchien vom Donner gerührt. Briſſot triumphirte, ſeinen Feind vernichtet zu haben, und nannte ſich von dieſem Tage an den Mann des 10. März. Die Girondiſten freu-

ten ſich, ein königlich geſinntes Miniſterium geſtürzt zu haben, und ein republikaniſch geſinntes, von dem Geiſte der Frau Roland beſeelt, an deſſen Stelle ſetzen zu können. Eben ſo die Jakobiner.

Narbonne, von Schmerz durchdrungen, ſeine ehemaligen Collegen am Rande des Verderbens zu ſehen, wollte ſich nun der Vertheidigung des Königs weihen. Madame Stael war außer ſich, gewiſſermaßen der Spielball einer Partei geweſen zu ſeyn, die mehr ihre eigene Rachſucht, als die Beredtſamkeit einer geiſtreichen Frau beachtete; ſie verlor allen Credit, allen Einfluß, und gab dennoch die ehrgeizige Sucht nicht auf, Miniſter ſchaffen und bilden zu wollen.

Unterdeſſen hatte der Gegenſtand ſo großen Haſſes und Mitleidens, Deleſſart, die letzte Unterredung mit dem Könige. Bei der Eröffnung der Sitzung hatte er ſehr deutlich wahrgenommen, daß ſein Verderben beſchloſſen ſey. Man rieth ihm, die Flucht zu ergreifen; der König ermahnte ihn auf das Dringendſte dazu. „Meine Flucht,“ erwiederte der Miniſter, „würde ein Triumph für die Feinde Eurer Majeſtät ſeyn; man würde an verbrecheriſche Intriguen glauben, die man Ihnen, Sire, gleich dem hauptſächlichſten Urheber, zur Laſt legen würde; Briſſot würde nicht ermangeln, zu ſagen: Deleſſart hat durch ſeine Flucht die Complotte des Hofes, das Vaterland der öſter-

reichiſchen Herrſchaft zu unterwerfen, enthüllt. Dieß Alles befiehlt mir, mich ohne Verzug in die Gefängniſſe von Orleans zu begeben, und vor die Richter dieſes Obergerichts zu ſtellen. Was ſie aus mir machen werden, weiß ich nicht; ich kenne nur die Gefahr, die meinem Könige durch meine Flucht drohen würde.“ — Der König antwortete ihm ſeufzend: „Ach! kann ich denn nichts für einen treuen Miniſter, für einen Freund thun, der ſich für mich aufopfert? Ihre Flucht würde mich minder beunruhigen.“ — Sollte man nicht glauben, die Unterredung des unglücklichen Strafford mit Carl I. zu hören? — Deleſſart ging in die Gefängniſſe nach Orleans ab, nachdem er noch vorher nachſtehendes Schreiben an die Aufſeher der Abtheilungen von Paris, und das folgende an den Präſidenten der Nationalverſammlung geſchrieben hatte:

„Paris am 11. März, um zwei Uhr des Morgens.“

„Meine Herren! In dem Augenblick, wo ich erfahren, daß man gegen mich ein Anklagedecret abgegeben habe, habe ich geglaubt, daß ich mich gewaltſamem und ungeſetzmäßigem Zwange entziehen müſſe, den eine irregeführte Menge gegen mich habe ausüben wollen. Da ich aber weiß, daß die Aufſeher verſammelt ſind, und ſich mit meiner Angelegenheit beſchäftigen, ſo eile ich, Ihnen bekannt zu machen, daß ich bereit bin, mich dem Geſetze zu unterwerfen, und daß Sie dem

zufolge die nöthigen Befehle zu der Vollziehung deſſelben geben können. Ich werde nach Orleans die Geſinnungen mitnehmen, welche mich während des ganzen Laufes meines öffentlichen Amtes geleitet haben, und welche, ſo wie ſie mir jederzeit gedient haben, meinen Pflichten treu zu bleiben, mir auch, wie ich hoffe, dienen werden, meiner Unſchuld den Sieg zu verſchaffen.« —

»Herr Präſident! In dem Augenblicke, da ich nach Orleans abreiſen ſoll, iſt es mir erlaubt, mich darüber zu beklagen, daß die Nationalverſammlung gegen mich das ſchrecklichſte Decret abgegeben habe, ohne mich zu hören, ohne irgend eine Erläuterung von mir erhalten zu haben; und daß, da es ihr ſo leicht war, ſich von meiner Unſchuld zu überzeugen, ſie dennoch lieber mich Frankreich und ganz Europa als einen des Verbrechens der Verrätherei Verdächtigen hat darſtellen wollen. Mein Gewiſſen gibt mir Stärke, und darum fürchte ich den Urtheilsſpruch nicht, dem ich mich jetzt unterwerfen werde. Ich will beweiſen, daß mein ganzes Betragen ſich auf Achtung der Geſetze, Anhänglichkeit an die Conſtitution, und einen brennenden Eifer für das gemeine Beſte, gründete; ich will Lügen und Verläumdung zu Schanden machen: allein als öffentlicher Beamter und Staatsbürger werde ich jederzeit bedauern, daß die Nationalverſammlung mich nicht in den Fall geſetzt hat, von ihr ſelbſt diejenige Gerechtigkeit erhalten zu können, die ich von dem Gerichtshofe erwarte, welchem ſie mich zuſendet.«

Die Ruhe eines reinen Gewiſſens, welche aus dieſem Briefe ſo deutlich hervorſcheint, machte ſelbſt die heftigſten Feinde des Miniſters in der Verſammlung verſtummen, als dieſer Brief vorgeleſen wurde. Ueberhaupt erwarb die Art, wie ſich Herr Delcſſart in ſeinem Unglücke betrug, dieſem Miniſter die Hochachtung aller Rechtſchaffenen.

Mit der Abſetzung und Anklage des Miniſters hatte Pethion als Maire von Paris zwar nichts zu thun; allein ſeine Freude über die Kränkung, die dadurch dem Hofe widerfahren war, war ſo groß, daß er dieſelbe unmöglich verbergen konnte. An der Spitze der Municipalität erſchien er gleich am folgenden Tage, am 11. März, vor den Schranken der Nationalverſammlung. Mit lautem Händeklatſchen wurde er empfangen; dann ſprach er: „Die Municipalität von Paris kommt, in dieſem wichtigen Zeitpunkte, um Ihnen das Opfer ihres Patriotismus und ihrer Bewunderung darzubringen. Wann die Atmoſphäre mit bösartigen Dünſten angefüllt iſt, dann reinigt ſie ſich durch die Gewalt des Blitzes. Was uns umgab, war Alles verpeſtet; nun hat ein wohlthätiger Schlag die Luft gereinigt. — Es iſt alſo wahr, daß die Verantwortlichkeit der Miniſter kein leerer Schall mehr iſt! Es iſt alſo wahr, daß das Schwert der Gerechtigkeit alle Köpfe ohne Unterſchied trifft!“

Die Tageblätter ließen nun gleichfalls ihren

Zorn unter den heftigſten Ausdrücken über Deleſſarts Verrath aus. Hier nur ein Beiſpiel aus dem von Marat redigirten Volksfreunde, welches einen Begriff von dem Tone geben mag, der damals in den Zeitſchriften herrſchte.

„Ach! was wird das Ende aller dieſer Verſchwörungen ſeyn! Wird das Volk ſiegen oder nicht? Wird Ludwig XVI. nebſt ſeinem Weibe, ſeinen Miniſtern und allen vornehmen Verſchwörern auf dem Greveplatze hingerichtet werden, oder nicht? Mir ſcheint es, die am allgemeinſten angenommene Meinung, ſelbſt in der Nationalverſammlung, wo dieſe Cannibalen des Hochverraths überwieſen worden ſind, ſey, daß in vierzehn Tagen ſpäteſtens das Volk ihre Köpfe fordern werde. — Wir müſſen der Anarchie durch den Schrecken der Hinrichtung ein Ende machen. Fort, ihr Herren Stellvertreter, zeichnet euch aus! Um einiger einzelnen Perſonen willen darf nicht die ganze Nation zu Grunde gehen! Der Brief ihres Anführers wird euch überzeugt haben, wie ſehr dieſer unwürdige Monarch die Spitzbuben beſchützt. Ihr habt decretirt, daß die Herren Narbonne, Düportail, Montmorin, und alle, die das Miniſterium verlaſſen werden, Paris nicht verlaſſen könnten, ohne ihre Rechnung abgelegt zu haben. Das war gar nicht, was geſchehen ſollte. Da ſie ganz ausgemacht ſtrafbar ſind, ſo mußte man in Rückſicht ihrer die Maßregeln befolgen, welche Herr Vergniaud gegen den Böſewicht Deleſſart vorgeſchlagen hat.

Sie taugen alle mit einander nichts. Es ſind wahre Diebe, die ſich unter einander vortrefflich verſtehen: und hat dieſer ein Anklagedecret verdient, ſo könntet ihr eben ſo gut alle übrigen Miniſter unter das Schwert des Geſetzes bringen.“

Das Blatt, welches dieſen Aufſatz enthielt, war den Tag, nach welchem man Deleſſart's Anklagezuſtand decretirt hatte, erſchienen. Den folgenden Tag klagte Guadet und noch andere Mitglieder der Verſammlung auch den Juſtizminiſter Düport du Tertre an, deſſen feſtem Benehmen es gelang, 24 Stunden Aufſchub zu ſeiner Vertheidigung zu erhalten, um ſich über die gegen ihn erhobenen Klagen verantworten zu können, welches er dann auch mit ſo vielem Erfolg that, daß ſeine Ankläger verſtummten.

Veränderung des Miniſterium.

Durch alle dieſe Begebenheiten ward der ohnehin ſo ſchwankende Hof außer Faſſung gebracht, und die Girondiſten ſuchten den Schrecken deſſelben beſtmöglichſt zu benützen. Briſſot, welchen man als einen der gewandteſten und thätigſten Unterhändler kannte, verſprach die Wuth ſeiner Parthei zu beſänftigen, wenn man die Miniſter aus den Gegnern des Hofes, nach dem Bei-

ſpiel des Königs von England, wähle, der durch dieſes politiſche Spiel ſehr oft aus den gefährlichſten Gegnern des königlichen Anſehens die beſten Vertheidiger deſſelben ſchaffte. Dieſe Sache war aber in dem ſchon zu ſehr bewegten Frankreich, wo Niemand ſich ſchmeicheln durfte, die revolutionäre Parthei lange nach Willkühr zu leiten, durchaus nicht anwendbar; dennoch ging der Hof in ſeiner betäubenden Furcht in die ihm gelegte Falle. Düpört, Bertrand de Molleville, Cahier de Gerville und Tarbe nahmen ihre Entlaſſung, und der unglückliche König ernannte an Narbonne's und an Deleſſart's Stelle Dumouriez für die auswärtigen Angelegenheiten, Roland für das Innere, Lacoſte für die Marine, Clavière für die Finanzen, Duranton für die Juſtiz, und de Greve, der aber bald durch Servan erſetzt wurde, zum Kriegsminiſter.

Dumouriez.

Unter allen dieſen Männern verdienten nur zwei die öffentliche Aufmerkſamkeit: Roland, eigentlich deſſen Gattin, und der General Dumouriez. Der letztere war 47 Jahre alt, als die Revolution begann. Er hatte in den polniſchen Angelegenheiten nicht ohne Auszeichnung gedient, und befehligte damals ein kleines Corps

Franzoſen, welches von einer größern Maſſe verbündeter Pohlen unterſtützt wurde. Sein erſtes Gefecht war gegen den General Souwarow, der gleichfalls ſeinen erſten Feldzug machte. Die Pohlen wurden bald geſchlagen, aber die Franzoſen machten unter Dumouriez Anführung einen ehrenvollen und Achtung erregenden Rückzug. Man machte damals Aufſehen von den kleinſten Waffenthaten, welche die militäriſche Ehre Frankreichs aufrecht hielten, die in den letzten 20 Jahren der Regierung Ludwigs XV. ſo ſchrecklich verunglimpft worden war. Dumouriez war zu derſelben Zeit mit einem Theil der geheimen Correſpondenz beauftragt, welche Ludwig XV. mehr unterhielt, um ſeine eigenen Miniſter auszuforſchen, als um die fremden Cabinette zu beobachten. Dieſe diplomatiſche Miſſion von ſo zweideutiger Natur hatte die öffentliche Achtung für ihn ſehr geſchwächt. Ludwig XVI. hatte ihm keine ſeinen Talenten entſprechende Anſtellung gegeben. Indeſſen hatte er dennoch ſeine Dienſte dem unglücklichen Monarchen, während jener drohenden Tage, welche dem 14. Juli vorausgingen, angeboten. Der von ihm vorgeſchlagene Plane, demjenigen ganz entgegengeſetzt, welchen man unglücklicherweiſe befolgte, war voll Kraft und Kühnheit; aber man hatte kein Zutrauen zu dem, der ihn entworfen hatte. Während der letztern Zeit der erſten Nationalverſammlung hatte die Vendée, die damals die erſten Zeichen ihres ſpätern Benehmens gab, die widerſpenſtigen Prieſter in Schutz genommen. Um

dieſen Schürheerd des Fanatismus, wie man ſich ausdrückte, zu löſchen, ernannte man Dumouriez und Genſonné, die noch nicht Deputirte waren, zu Commiſſarien. Dumouriez aber, mit ſeinem lebhaften und glänzenden Verſtand, ſchmeichelte ſeinem Collegen, dem er ſpäter ſeine Ernennung ins Miniſterium verdankte. Höfling 1789, conſtitutionell während der erſten Verſammlung, Girondiſt während der zweiten, und Jakobiner unter der Republik, hatte er allerdings die ausgezeichnetſte Stellung. Er beſaß alle Mittel eines ſeltenen Genies: einen unternehmenden Character, eine unermüdliche Thätigkeit, einen ſehr richtigen Ueberblick, und ein außerordentliches Zutrauen in den Erfolg ſeiner Unternehmungen; außerdem war er freimüthig, umgänglich, geiſtreich, kühn, wußte ſich leicht in alle Lagen zu finden, und jeden dabei erſcheinenden Vortheil auf das beſte und ſchnellſte zu benützen. Wahr iſt es, daß dieſe großen Eigenſchaften durch mehrere Fehler verdunkelt und geſchmälert wurden. Er war ein Wagehals, leichtſinnig, von großem Unbeſtand hinſichtlich ſeiner Entwürfe der Wahl der Ausführungsmittel, am meiſten dieß wohl wegen der ihm zum Bedürfniß gewordenen unaufhörlichen Thätigkeit. Ein Hauptfehler von Dumouriez war ſein gänzlicher Mangel an klarer Einſicht überwiegender Politik. Zur Zeit einer Revolution bewirkt man nichts, wenn man nicht der Mann einer Partei, und wenn man nicht ehrgeizig genug iſt, um nicht weiter als das Ziel zu ſehen, welches man ſich vorgeſteckt hat.

So

So haben es Cromwell und Napoleon gemacht, während Dumouriez, nachdem er das Werkzeug der Parteien geweſen, glaubte, ſie alle durch ſeine Intriguen beſiegen zu können. Es fehlte ihm die Leidenſchaft ſeiner Zeit, welche allein zum Herrſchen erheben kann. Im Grunde ſeines Herzens haßte er die Anarchie. — Vollenden wir das Bild eines Mannes, der während ſeines Erſcheinens auf der revolutionären Scene, ſich unter den verſchiedenſten Geſtalten zeigte, und den Pichegru's, Moreau's und Napoleon's ſo zu ſagen den Weg bahnte. Seine Geſtalt war klein, ſein Gang leicht und ſtolz. Im fünfzigſten Jahr zeigte er noch die Unbeſonnenheit und Kühnheit eines jungen Menſchen. Er erhielt in ſeiner lebhaften und geiſtreichen Phyſiognomie eine gewiſſe Heiterkeit, welche die Revolution aus beinahe allen Geſichtern verbannt hatte. Er ſprach mit Leichtigkeit und Feuer, zeigte aber eher einen gewandten Intrikanten, als großen Redner. Welche Materie er auch zur Aufgabe erhalten oder ſich ſelbſt gegeben hatte, immer war ſein Styl deutlich und klar, natürlich und dennoch anziehend. Da er feſt überzeugt war, ſich aus der ſchwierigſten Lage wieder retten zu können, ſo ſtand er auch keinen Augenblick an, ſich in dieſelbe zu verſetzen, ſobald ſie ihm Bewegung und Ruhm verſprach, und verband ſich ohne Bedenken mit Böſewichtern und Gaunern, ſobald er dieß für ſeinen Zweck zuträglich fand, während er ſich jedoch das Vergnügen vorbehielt, ſie zu hintergehen. Roland,

voll republikaniſcher Strenge, ſchien ihm unbequem und lächerlich.

Dumouriez gab ſich große Mühe, ſich die Jakobiner geneigt zu machen. Am 19. März erſchien er in der Jakobiner-Geſellſchaft mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, betrat die Rednerbühne und ſprach: „Brüder und Freunde! Alle Augenblicke meines Lebens werden dem Willen der Nation und den Geſchäften des conſtitutionsmäßigen Königs gewidmet ſeyn. Alle Kraft eines freien Volkes will ich in die Unterhandlungen bringen, und dieſe müſſen entweder einen dauerhaften Frieden, oder einen entſcheidenden Krieg zur Folge haben. Im zweiten Falle will ich meine politiſche Feder wegwerfen, und ſelbſt zur Armee gehen, um mit meinen Brüdern entweder zu ſiegen, oder mit ihnen frei zu ſterben. Brüder! ich habe eine große Laſt zu tragen. Ich bedarf guten Rathes, den ihr mir nicht verſagen müßt. Ich bitte euch, ſagt mir die Wahrheit, die härteſte Wahrheit; verachtet aber die Verläumdung, und ſtoßet nicht einen Mann von euch, den ihr von jeher als einen eifrigen Bürger des Staates gekannt habt.“

R o l a n d.

Völlig verſchieden von Dumouriez hatte dieſer ſehr einfache Manieren, ſtrenge Sitten, erprobte Meinungen, er liebte die Freiheit enthuſiaſtiſch, und war fähig, ihr ſein ganzes Leben ohne alle ſelbſtige Abſichten zu widmen, und ſich für ſie ohne Scheu und Furcht dem Tode zu weihen. Die Revolution fand dieſen Charakter ganz für eine Republik geſchaffen und gebildet. Ein Mann, würdig in den ſittlich ſtrengen Zeiten der alt-römiſchen Republik zu leben, war er während der franzöſiſchen Revolution durchaus nicht an ſeiner Stelle, und nicht geeignet, Parteikämpfe zu beſänftigen oder beizulegen. Bei mittelmäßigen Geiſtesanlagen war ſein Weſen etwas unbeugſam; bei nicht unbedeutender Arbeitſamkeit, Thätigkeit und Aufklärung würde er doch ohne ſeine Frau wenig bemerkt worden ſeyn. Dieſe beſaß alles, was ihm fehlte, Kraft, Gewandtheit, Geiſtesgröße, Urtheilskraft, ſie war die Seele der Gironde, und um ſie her verſammelten ſich jene muthvollen Männer mit den glänzendſten Talenten, um ſich von den Bedürfniſſen und Gefahren des Vaterlandes zu unterhalten; ſie war es, welche die einen zum Handeln anfeuerte, bei welchen ſie die Kraft dazu verſpürte, und die andern die Rednerbühne zu beſteigen antrieb, bei denen ſie Beredtſamkeit wußte. Mehrere der neuen Miniſter würden ſich von der natürlichen Gutmüthig-

keit Ludwigs XVI. haben einnehmen und hinreißen laſſen, wenn ſie dieſelbe nicht beſtändig daran erinnert hätte, daß ſie noch gewaltige Neulinge bei Hof ſeyen, und ſich durch die dort herrſchende große Verſtellungskunſt und glatte Worte nicht dürften irre machen laſſen. Der Hof nannte das neue Miniſterium ſpottweiſe die Ohnehoſen (Sans-culottes). Als Roland das erſtemal ſich mit Schleifen an den Schuhen, und mit einem runden Hut, ſo ganz gegen alle Regeln der bis dahin üblichen Etiquette, im Schloſſe zeigte, wollte ihn der Ceremonienmeiſter nicht vorlaſſen; als er aber doch genöthigt war, ihn einzulaſſen, ſagte der Mann ganz erſtarrt zu Dumouriez, auf Roland deutend: „Ach, mein Herr, nun iſt Alles, Alles verloren, keine Schnallen an den Schuhen!“ — Dumouriez erwiederte mit der größten Kaltblütigkeit: Ja freilich, mein Herr, nun iſt Alles verloren. — Man ſieht hieraus, mit welchen Begriffen das Gehirn eines ſolchen Ceremonien-menſchen angefüllt ſeyn mußte, der das Wohl und Weh eines Staates und des Monarchen an einen Chapeau claque, Schuhſchnallen, kurzen Beinkleidern, und andern Lappalien der Art nachſetzte.

Die Ernennung der neuen Miniſter machte der König durch folgende merkwürdige Zeilen kund:

„Tief gerührt durch die Unglücksfälle, unter denen das Königreich leidet, und durch die Con-

ſtitution berufen, um über die öffentliche Sicherheit zu wachen, habe ich alle Mittel angewandt, welche dieſelbe meinen Händen übergeben hat. Ich hatte zu meinen erſten Wortführern Männer gewählt, welche die öffentliche Meinung ſowohl, als die Rechtſchaffenheit ihrer Grundſätze, mir empfohlen hatte; jetzt habe ich geglaubt, dieſelben durch Männer erſetzen zu müſſen, welche wegen ihrer populären Geſinnungen im Credit ſtehen. Sie haben mir ſo oft geſagt, daß eine ſolche Wahl der öffentlichen Sache nützlich ſeyn könnte, und daß ſie das einzige Hülfsmittel ſey, welches zur Rettung unſeres Landes noch übrig bliebe, daß ich geglaubt habe, ihren Bemerkungen nachgeben, und der Bosheit allen Vorwand rauben zu müſſen. Dem zufolge habe ich zum Miniſter des Innern ꝛc. den Herrn Roland ꝛc. ernannt."

Tod Leopold's II.

Der würdige Nachfolger Josephs II., den man mit dem beſten Gewiſſen einen wahren Regentenſpiegel nennen darf, ſtarb den 1. März 1792. Fünf und zwanzig Jahre hatte er als Großherzog von Toskana dieſes Land durch ſeine menſchenfreundliche und wohlwollende Regierung beglückt und ſo vortheilhaft umgeſchaffen, daß es

zum Muſter aller Staaten hätte dienen können. Er ſteigerte deſſen Wohlſtand durch Beförderung und Belebung des Handels, der Fabriken, und beſonders des Ackerbaues, auf eine ſeltene Höhe; durch Urbarmachung von brach liegenden Ländereien, durch Anlegung von Landſtraßen, hatte er Wüſteneien in die fruchtbarſten Felder verwandelt; die Inquiſition hob er ohne weiteres auf, und machte der Herrſchſucht der Pfaffen in ſeinem Lande ein Ende, ohne ſich daran zu kehren, daß der Pabſt in ſeinem heiligen Eifer ſagte, dieſer Fürſt könne nie den Schaden verantworten, den er der römiſch-katholiſchen Kirche zugefügt habe. Sein vortreffliches Criminal-Geſetzbuch hatte die Sitten in den von ihm beherrſchenden Ländern außerordentlich gebeſſert, ſeine Staatsverwaltung war muſterhaft, und er ſelbſt der leutſeligſte und liebevollſte Fürſt, den man ſich denken kann. Den Klagen und Anliegen ſeiner Unterthanen ſchenkte er gerne Gehör, und ſuchte ſie entweder ſelbſt zu beſeitigen, oder vom Irrthum, wenn ihnen dieſer zu Grunde lag, zu belehren. In ſeinen Reformen war er darum viel glücklicher, als ſein Bruder, weil er mit mehr Behutſamkeit zu Werk ging. Als ihn deſſen Tod auf den Kaiſerthron berief, und er faſt überall Unruhe und Aufruhr fand, brachte er bald die empörten Niederländer, nachdem ſie ſeine Vorſchläge nicht angenommen hatten, mit der Gewalt der Waffen zur Ruhe; mit den Türken machte er erſt Waffenſtillſtand und ein Jahr darauf Frieden; auch die Unruhen

in Ungarn hatte er zu ſtillen gewußt; wie er hinſichtlich der franzöſiſchen Revolution dachte und handelte, haben wir bereits geſehen. Leopold hat ſeine hohe Würde als Regent niemals anders, als wie eines der ſchwierigſten Aemter angeſehen; ſeine von ihm laut und oft ausgeſprochenen Aeuſſerungen über Regentenpflichten ſind ganz dazu gemacht, allen Herrſchern eine richtige Anſicht ihrer Pflichten zu geben, ſo wie eine Anweiſung, wie ſie ſolche am beſten erfüllen können. Indem eine der erſten Kronen Europas ſein Haupt ſchmückte, legte er den ihm von der Vorſehung anvertrauten Völkern vor den Augen von ganz Europa die genaueſte Rechenſchaft über ſeine ſchwere Verwaltung ab, und widerlegte durch dieſe kaiſerliche That jene kleinliche Staatsklugheit, welche aus der Verwaltung des Schatzes der Nation ein Geheimniß machen will. Sein ſo unerwarteter Tod brachte überall das größte Bedauern und die innigſte Theilnahme hervor, denn was hatte man nicht zu hoffen und ſich zu verſprechen gehabt von einem ſo edeln Fürſten! Potter ſagt in Ricci's Memoiren, von ſeiner Regierung Toskana's ſprechend:

„Die Geſchichte Scipio's von Ricci iſt die der Regierung Leopold's, — einer ſo trefflichen Regierung, daß ſie in unſern Zeiten faſt wie ein unglaubliches Phänomen erſcheint.“

„Ein Fürſt, der im Namen der Moral und der Aufklärung den Genius der Freiheit hervorruft, und zwar in der Mitte einer Nation, welche die vorgeblichen Rechte der Geburt ſeinem bon plaisir unterworfen hatten, — ein Fürſt, der die verächtliche Stütze des Aberglaubens verabſcheuete, und es verſuchte, den Fanatismus von Grund auszurotten, indem er Roms despotiſchen Scepter zertrümmerte, der die Privilegien einiger ſeiner Mitbürger, als die unverjährbaren Rechte aller andern über den Haufen werfend betrachtete, — Rechte, die er zu erhalten und zu vertheidigen für ſeine Pflicht hielt, — ein Fürſt endlich, deſſen Regierung ein langer Kampf gegen das Volk war, welches er beherrſchte, um ſeine Größe und ſein Wohl zu befördern, — ein ſolcher Fürſt muß uns eher als ein Phantom, denn als ein Herrſcher erſcheinen, der wirklich exiſtirt hat.“

Wahrlich, wenn ein Schriftſteller, ohne zu ſchmeicheln, einem Fürſten ein ſolches Denkmal mit dem vollſten Rechte ſetzen darf, ſo iſt dieß mehr werth, als alle egyptiſchen Pyramiden, als Millionen koſtende Mauſoleen, vom Gelde der Völker bezahlt, und als alle Statüen der ganzen Welt.

Benehmen der Königinn von Frankreich bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders, und ſonſtige Vorgänge beim Hofe; deſſen fernere Politik.

Die Königinn war ausgefahren, als die Nachricht von dem Tode Leopold's in den Tuillerien ankam. Bei ihrer Zurückkunft übergab ihr Madame Campan den Trauerbrief, und ſie rief aus: „Man hat den Kaiſer vergiftet!“ Sie hatte eine Zeitung aufgehoben, worin von jener Zeit her, als Leopold ſich für die Coalition erklärt hatte, die Aeußerung eines Jakobiners in einer der Sizzungen der Jakobiner bemerkt war. Dieſer ſagte nämlich damals: „Eine Paſtetenkruſte kann dieſe Sache ausgleichen.“ Von jenem Augenblick an hielt ſie dieß für eine den Propagandiſten entſchlüpfte Drohung. Sie bedauerte nun den Verluſt ihres Bruders, doch nicht mit demſelben ſchmerzlichen Gefühle, als den Joſephs. Die Erziehung Franz II., welche durch ihn geleitet worden war, gab ihr zwar neue Hoffnungen; ſie zweifelte nicht, daß er deſſen Geſinnung für ſie, und von den trefflichen Eigenſchaften ſeines Onkels geerbt habe. Zu dieſer Zeit hatte Barnave von ihr verlangt, daß er alle Briefe, die ſie ſchrieb, durchleſen dürfe. Er fürchtete, daß ihre Privat-Correſpondenz dem Plane entgegen wirken möchte, den er entworfen hatte. Er mißtraute ihr in dieſer Hinſicht wohl nicht mit Unrecht, denn was den Hof mit ſolcher

Schnelle zum Verderben führte, das war die Verſchiedenheit ſo vieler Rathſchläge. Dieſe verhinderten die Annahme eines folgerechten Benehmens nicht weniger, und ſetzte ihn in die Nothwendigkeit, auf der einen Seite den Anſichten der conſtitutionellen Partei und auf der andern insgemein wieder denen der franzöſiſchen Prinzen und ſelbſt der auswärtigen Höfe zu entſprechen. Als die Prinzen und Ausgewanderten erfuhren, daß ſich die Königinn den Conſtitutionellen genähert hatte, waren ſie ſehr unruhig und ſogar aufgebracht; ſie befürchteten Alles von dieſem Schritte. Barnave aber ſchrieb der unglücklichen Fürſtinn zu dieſer Zeit: „Noch iſt nicht Alles verloren, wenn Sie und der König ſich ohne allen Rückhalt als conſtitutionell geſinnt zeigen, was noch immer der Wunſch der meiſten Franzoſen iſt. Zählen Sie nicht mehr auf die Partei der Ausgewanderten; die meiſten von ihnen haben das Intereſſe, welches ſie anfänglich noch einflößten, durch ihre üble Aufführung im Auslande faſt ganz verſcherzt.“ Daß dieſer treffliche Rath ſo wenig wie alle andere befolgt wurde, dafür ſorgten auch hier wieder — die Höflinge.

Folgender Vorfall trug dazu bei, den ohnehin ſchon ſo tief eingewurzelten Haß gegen die unglückliche Marie Antoinette, die man jetzt nur noch Madame Veto titulirte, ſo wie man ſie unter Necker Madame Deficit genannt hatte (auch den König nannte man ſpottweiſe Monſieur

Veto), zu vermehren, und ihren Feinden neue Waffen in die Hände zu geben.

Die uns durch die Halsband-Geſchichte ſchon bekannte und berüchtigte Madame Lamotte hatte eine neue Schmähſchrift gegen die Königinn fabricirt. Durch einen Geiſtlichen ließ man vermittelſt der Madame Campan das Manuſcript dieſes Libells für 1000 Louisd'or antragen, ehe es in Druck käme; der Pfaffe erbot ſich, zu gleicher Zeit, ſo wie man ihm die 24,000 Franken übergeben würde, das Libell auszuliefern. Die Königinn wies den Antrag mit der Bemerkung zurück, daß dieſe aufgekaufte Schmähſchrift doch wieder gedruckt, und alsdann weit gefährlicher werden würde, wenn das Publikum durch die unzähligen Spione in Erfahrung gebracht habe, welche Mittel angewandt worden ſeyen, um ihm dieſelbe zu entziehen. Unterdeſſen hatte der König von dieſer Sache erfahren, und die neue ſchon gedruckte Auflage des ſaubern Werkes ohne Vorwiſſen ſeiner Gemahlinn heimlich ganz aufgekauft. Laporte, der mit dem Aufkauf und mit der nachherigen Verbrennung dieſer Broſchüre beauftragt war, hatte, ſtatt ſolche gleich zu verbrennen, dieſelbe eine Zeitlang in ſeinem Hotel aufbewahrt. Da ihn aber die reißenden Fortſchritte der Revolution und die immer mehr umſichgreifende Geſetzloſigkeit befürchten ließ, daß man eines Tages bei ihm, dem den Jakobinern ſo verdächtigen Intendanten der Civilliſte des Hofes und dem

Director von deſſen heimlicher Policei, gewaltſam einbrechen und ſich dieſer Bücher bemächtigen möchte, ſo hatte er einem ſehr verdächtigen und gefährlichen Menſchen, der ſich ſchon der entehrendſten Handlungen und Verbrechen ſchuldig gemacht, ja wegen der ſtrafbarſten Verfälſchungen nur mit Mühe dem Galgen entwiſcht war, eiuem ehemaligen Advocaten von Nancy, Namens Riſton, den Auftrag gegeben, dieſes Machwerk zu verbrennen. Derſelbe hatte kurz vorher eine höchſt wichtige Commiſſion für den König, an deren Geheimhaltung Alles gelegen war, übertragen bekommen, aber auch mit dieſem beſondern Zutrauen mehr zu paradiren, als ſich ſeines Auftrages nach Pflicht zu entledigen geſucht. (So war der Monarch durch ſeine Höflinge berathen.) Jener Riſton ließ nun die ganze Ausgabe des Libells auf einem Karren in die Porcellain-Fabrik von Sèvres führen, und dort in Gegenwart aller Arbeiter, denen es aber verboten war, ſich zu nähern, ein großes Feuer damit anzünden. Dieſes Verfahren machte die Sache, wie zu erwarten war, ſo öffentlich, daß noch denſelben Abend der National-Verſammlung die Anzeige davon gemacht wurde. Briſſot und noch viele andere behaupteten, daß die verbrannten Papiere nichts Anders, als die geheime Correſpondenz und die Regiſter des ſogenannten öſterreichiſchen Comités ſeyen. Laporte wurde vor die Schranken gefordert, und erzählt die Sache genau, wie ſie ſich verhielt; ebenſo beſtätigte der nach ihm vorgeforderte Riſton

in Allem Laporte's Ausſagen, und der gleichfalls herbeigeholte Director der Porcellain-Fabrik erklärte, den Befehl erhalten zu haben, dieſe gedruckten Bücher in den Oefen, welche zum Ausbacken der Maſſen dienen, zu verbrennen. Aber dieß alles konnte den ſchlimmen Eindruck, welchen dieſe Geſchichte einmal bei dem Publikum gemacht hatte, nicht verwiſchen.

Mit dem ſo eben erwähnten öſterreichiſchen Comité, deſſen Daſeyn nie erwieſen worden, und wahrſcheinlich nur eine Erfindung der Orleans'ſchen Partei war, um die Königinn der Nation noch verhaßter zu machen, hatte es folgende Bewandtniß: Man behauptete, die Fürſtinn präſidire in den verborgenſten Gemächern der Tuillerien einem geheimen Ausſchuß, wo man ſich Tag und Nacht berathe, wie man recht viel Unheil über Frankreich bringen, und demſelben thätige auswärtige Feinde, beſonders Oeſterreich, erwekken könne, um die Nation durch dieſe ſchwere Laſten zu erdrücken, und wieder unter die frühere Sclaverei zu bringen, und dieß nannte man das öſterreichiſche Comité. Marat, Briſſot, Robespierre, Chabot, Pethion, Manuel, und die Redacteure einiger Zeitſchriften gaben ſich die größte Mühe, den Glauben von dem Daſeyn eines ſolchen Comité zu unterhalten. Carra kündigte in ſeinem Journal und von der Rednerbühne der Jakobiner dem Volk das Daſeyn deſſelben, wodurch es verkauft und verrathen werde,

förmlich an. Man ſchrie laut an allen öffentlichen Orten: „Eine neue wichtige Entdeckung, das Daſeyn eines öſterreichiſchen Ausſchuſſes in Paris.“ — Der Pater Duchésne ſtieß die ſchimpflichſten Schmähungen gegen den König und die Königinn aus, die er nicht anders als Monſieur und Madame Veto, Menſchenfreſſer, Briganden ꝛc. ..... nannte. Martel trieb in ſeinem Journal die Unverſchämtheit noch weiter, und nannte den König bald Monſieur Capet, bald Monſieur Veto, bald Louis Sanguinola (Blutſauger), der ſich von franzöſiſchem Blut nähre ꝛc.

Der Hof machte ſich nichts deſto weniger fortwährend über die neuen Miniſter luſtig. Roland ſetzte ihnen republikaniſchen Stolz entgegen und Dumouriez gab den oft bittern Spott ſehr treffend und witzig zurück, war zugleich äußerſt fleißig, und der König fing an, da er biegſamer als die Andern war, Behagen an ihm zu finden, weßwegen die Königinn ſich endlich entſchloß, ihm eine Unterredung zu geſtatten, von der er in ſeinen Memoiren folgenden Bericht entwirft:

Als er in das Zimmer der Königinn eingeführt wurde, fand er ſie allein, ſehr roth und äußerſt bewegt, mit großen Schritten auf- und abgehend; Alles zeigte eine lebhafte Erörterung an. Er ſtellte ſich an das Kamin, trauernd über das Loos und die herzdurchſchneidenden Empfindungen dieſer Fürſtinn. Sie kam mit einer

majeſtätiſchen und zornigen Miene auf ihn zu und ſagte: „Mein Herr, Sie ſind in dieſem Augenblicke allmächtig, aber durch die Gunſt des Volkes, welches ſeine Götzenbilder ſehr bald verbricht. Ihr Leben hängt von Ihrem Betragen ab. Man ſagt, Sie haben große Gaben. Sie können ſich denken, daß weder der König noch ich dieſe Neuerungen, dieſe Verfaſſung ausſtehen können. Ich erkläre es Ihnen frei; nehmen Sie Ihren Entſchluß.“

Dumouriez antwortete: „Madame, ich bin über die unangenehme Eröffnung, die Eure Majeſtät mir machen, ſehr betroffen. Ich werde Sie nicht verrathen; allein ich ſtehe zwiſchen dem Könige und der Nation, und gehöre meinem Vaterlande an. Erlauben mir Eure Majeſtät, vorzuſtellen, daß das Wohl des Königs, das Ihrige, das Ihrer erlauchten Kinder, an die Verfaſſung geknüpft iſt, ſo auch die Wiederherſtellung der geſetzlichen Gewalt des Königs. Ich würde Ihnen und ihm ſchlecht dienen, wenn ich anders ſpräche. Sie ſind Beide von Feinden umgeben, die Sie ihrem eigenen Vortheile opfern. Wenn die Verfaſſung einmal in Kraft iſt, ſo wird ſie weit entfernt ſeyn, das Unglück des Königs zu verurſachen, ſondern ſie wird ſein Glück und ſein Ruhm ſeyn; er muß mitwirken, daß ſie ſchnell und kräftig in's Leben tritt.“ — Die unglückliche Königinn war darüber aufgebracht,

daß Dumouriez ihrer Art zu denken widerſprach, und ſagte mit erhabener Stimme: „Das kann nicht dauern; nehmen Sie ſich in Acht!“

Dumouriez antwortete mit beſcheidener Feſtigkeit: Madame, ich bin mehr als fünfzig Jahre alt; mein Leben war ſehr ſtürmiſch, und als ich das Miniſterium übernahm, habe ich recht wohl gewußt, daß die Verantwortlichkeit nicht meine größte Gefahr ſey.“ — „Die Verläumdung fehlte noch!“ rief ſie mit Schmerz; „Sie ſcheinen zu glauben, daß ich im Stande ſey, Sie ermorden zu laſſen!“ — und Thränen entſtürzten ihren Augen.

Eben ſo ſehr bewegt, als ſie ſelbſt, ſprach er: „Gott bewahre mich vor einer ſolchen Beleidigung gegen Eure Majeſtät. Ihr Charakter iſt edel und groß: Sie haben heldenmüthige Beiſpiele hiervon gegeben, die ich bewundert habe und die mich an Sie gekettet haben.“ Im Augenblicke war ſie ruhig und näherte ſich ihm. Er fuhr fort: „Glauben Sie mir, Madame, ich habe keinen Vortheil dabei, Sie zu täuſchen, und ich verabſcheue eben ſo ſehr, als Sie ſelbſt, Verbrechen und Geſetzloſigkeit. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung. Ich habe eine günſtigere Stellung, Eure Majeſtät, um die Umſtände beurtheilen zu können. Dieſe Bewegung des Vol-

kes

kes iſt nicht blos eine vorübergehende, wie Sie zu glauben ſcheinen. Es iſt der Aufſtand beinahe eines ganzen großen Volkes gegen eingewurzelte Mißbräuche. Große Parteien fachen dieſes Feuer an; bei allen ſind Schurken und Narren. Ich betrachte bei dieſer Umwälzung nur den König und die ganze Nation; Alles, was darauf abzweckt, ſie zu trennen, führt ſie in gegenſeitiges Verderben; ich gebe mir alle mögliche Mühe, ſie zu vereinigen, und Eure Majeſtät ſollten mich hierbei unterſtützten. Wenn ich Ihren Planen im Wege ſtehe, wenn Sie bei denſelben beharren, ſo ſagen Sie es mir, und ich bringe auf der Stelle dem Könige meine Entlaſſung, und ziehe mich in die Verborgenheit zurück, um über das Loos meines Vaterlandes und über das Ihrige zu trauern.“

Das Ende der Unterredung ſtellte das Vertrauen der Königinn gänzlich wieder her. Sie gingen mit einander die verſchiedenen Parteien durch; er führte ihr die Fehler und die Verbrechen aller an; er bewies ihr, daß in ihrem innerſten Dienſte Verräther ſeyen; er führte ihr Reden an, die ſie unter ihren engſten Vertrauten hatte hören laſſen. Die Königinn ſchien endlich ganz überzeugt, und entließ ihn heiter und freundlich. Sie war damals wirklich auf gutem Wege; allein ihre Umgebungen und beſonders die ſchrecklichen Läſterungen Marat's und der Jakobiner, brachten ſie bald wieder zu ihren unſeligen Entſchlüſſen.

Eines Tages ſagte ſie ihm in Gegenwart des Königs: „Ich bin in Verzweiflung; ich darf nicht an ein Fenſter gehen, welches nach dem Garten ſieht. Geſtern Abend zeigte ich mich, um Luft zu ſchöpfen, an einem Fenſter gegen den Hof; ein wacheſtehender Kanonier rief mir eine grobe Beleidigung zu und ſagte: „Wie gern ſähe ich deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonets!“ In dieſem gräßlichen Garten ſieht man auf der einen Seite einen Menſchen auf einem Stuhle ſtehen und mit lauter Stimme abſcheuliche Dinge gegen uns leſen; auf der andern Seite zieht man einen Officier oder einen Abbé in einem Teiche herum, und bedeckt ihn mit Beſchimpfungen und Stößen. Während deſſen ſpielen Andere Ball, oder gehen ganz ruhig ſpazieren. Welch ein Aufenthalt! Welch ein Volk!“ —

Frau Campan erzählt die Unterredung Dumouriez's anders:

„Alle Parteien trieben ſich um; die einen um den König zu retten, die andern um ihn zu verderben. Eines Tages fand ich die Königinn ſehr beunruhigt. Sie ſagte mir, ſie wiſſe nicht, wie ſie daran ſey. Die Häupter der Jakobiner haben ſich durch Dumouriez anbieten laſſen, oder Dumouriez habe dieſelben verlaſſen, und ſich ſelbſt angeboten; ſie habe Gehör gegeben; er habe, als er allein mit ihr geweſen, ſich ihr zu Füßen geworfen und geſagt, daß er zwar die rothe Mütze

bis über die Ohren gezogen habe, aber kein Jakobiner ſey und keiner ſeyn könne; man habe die Revolution bis zu dem Auswurfe dieſer Zerſtörer hinabrollen laſſen, die nur nach Plünderung trachten, Alles zu thun fähig ſeyen und der Verſammlung ein furchtbares Heer zur Untergrabung des nur zu ſehr erſchütterten Thrones ſtellen können. Mit Hitze ſprechend, habe er ſich auf die Hand der Königinn geworfen, ſie mit Entzücken geküßt und gerufen: Laſſen Sie ſich retten! Die Königinn ſagte, man könne den Betheuerungen eines Verräthers nicht trauen; ſein ganzes Betragen ſey allzugut bekannt; das Beſte ſey, ſich nicht auf ihn zu verlaſſen; die Prinzen empfehlen überdieß, ſich keinem aus dem Innern kommenden Vorſchlage anzuvertrauen.« —

Dieſe Erzählung iſt, wie man ſieht, etwas verſchieden; im Weſentlichen aber iſt ſie dieſelbe. Nur mußte ſie, indem ſie durch den Mund der Königinn und der Frau Campan ging, eine für Dumouriez ungünſtige Farbe annehmen. Die von Dumouriez malt auf eine wahrſcheinlichere Art die Bewegungen der unglücklichen Marie Antoinette. Uebrigens iſt es allerdings möglich, daß Dumouriez's Eitelkeit ihn bewogen hat, vor allen die für ihn ſchmeichelhaften Aeußerungen uns aufzubewahren. —

Die Königinn hatte ihren bisherigen Beichtvater, den Pfarrer von St. Euſtache, ſeitdem

er den verfaſſungsmäßigen Eid geleiſtet hatte, entlaſſen, und der neue eidſcheue Geiſtliche wurde nur mit der größten Vorſicht heimlich bei ihr eingeführt; ſie wollte ſich, ſo wie der König, nicht für die conſtitutionellen Prieſter erklären, aber eben ſo wenig durch ihre Handlungsweiſe ſich denſelben abhold zeigen. Sie hielt ihre Oſtern (1792) und nahm das Abendmahl heimlich, von einer einzigen Kammerfrau begleitet, um fünf Uhr des Morgens in der Schloßcapelle, und ließ durch einen vertrauten Caplan daſelbſt Meſſe leſen.

Guſtav III., König von Schweden, wird auf einem Maskenballe ermordet.

Dieſer Monarch hatte ſich den Adel ſeines Reiches größtentheils zum Feinde gemacht, weil er den Anmaßungen, den unmäßigen Vorrechten und der Willkühr deſſelben durch eine von ihm geleitete und glücklich ausgeführte Revolution ein Ziel geſteckt, und dadurch allen fernern überſpannten Forderungen und deſſen Uebermuthe ein Ende gemacht. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung hatte er in der Verſammlung der Reichsſtände öffentlich erklärt, daß er auf keinen andern Ruhm Anſpruch mache, als auf den, der erſte Bürger eines freien Volkes zu ſeyn, und ihnen Einigkeit empfoh-

len. Um das Volk gegen den König aufzuwiegeln, hatte man während einer großen Hungersnoth, die in einigen Provinzen herrſchte, auf eine ſchlaue Weiſe die Vertheilung des Getreides zu verhindern gewußt, welches die Stände hatten vom Auslande kommen laſſen. Unter dem Vorwande, neue Manöuvres zu verſuchen, hatte der König 150 junge Officiere aus den verſchiedenen Corps der Armee gezogen. Ein Hauptmann, Namens Guſtavskjoeld (vorher Hellichius), wurde beauftragt, die revolutionären Operationen in der Feſtung Chriſtianſtadt zu beginnen. Es gelang ihm auch, die Garniſon aufzuwiegeln, worauf er die Thore der Stadt ſchließen ließ und ein Manifeſt gegen die Stände bekannt machte. Ein Officier, der mit großer Gefahr aus der Feſtung entkommen war, brachte dieſe beunruhigende Neuigkeit den zu Stockholm verſammelten Ständen. Der König verlangte, gegen die Revolutionäre zu marſchiren, und ſeine Brüder, die er unter verſchiedenen Vorwänden ſchon abgeſandt hatte, an die Spitze der Regimenter zu ſtellen. Die Stände aber trauten dem Könige nicht, ſondern übergaben den Oberbefehl einem alten erfahrnen General, ließen an einige Regimenter den Befehl ergehen, daß ſie ſich in forcirten Märſchen nach Stockholm verfügen ſollten, und ſtellten in einem geheimen Rathe ſelbſt die Frage auf, ob man ſich nicht der Perſon des Königs bemächtigen ſolle? Guſtav wandte aber dieſen Streich ab, indem er ſich in den Senat begab, wo er mit der größten Natür-

lichkeit den über die Nachricht von der Rebellion höchſt Erſtaunten ſpielte, den General Rudbeck, der die Rebellen bekämpfen ſollte, herzlich umarmte, indem er ihn ſeinen theuerſten Freund nannte, und ſeine Dienſtanerbietungen mit ſo viel Wärme erneuerte, daß man glaubte, ſich mit dem Entſchluſſe begnügen zu müſſen, von dem Könige zu verlangen, daß er die Stadt nicht verlaſſen, auch auf der Stelle Couriere an ſeine Brüder mit der Ordre abſenden ſolle, daß ſie zurückkommen ſollten. Die Bürgerſchaft zu Stockholm griff nun zu den Waffen, und der König ſelbſt begleitete die Cavallerie-Patrouillen derſelben, indem er ſich freundlich mit ihnen unterhielt; er bewies ſo großen Eifer, die öffentliche Ruhe zu erhalten, daß er alle Herzen für ſich gewann. Einſtweilen belagerte Prinz Carl Chriſtianſtadt zum Schein, nachdem man ſich geweigert hatte, ihm die Feſtung auf ſeine Aufforderung zu übergeben. Bei dieſer Spiegelfechterei kam indeſſen Niemand um, denn man ſchoß nur blind. Seit Carl dem XII. hatte Schweden Könige in Deutſchland geſucht, mit denen es nicht ſonderlich zufrieden war. Keiner dieſer Fürſten war in Schweden geboren worden, keiner ſprach die Landesſprache ſo wie Guſtav, der, noch jung, liebenswürdig und beredtſam, bald der Abgott des Volkes wurde, daß durch ihn Schutz gegen die Unterdrückungen und den Despotismus ſeiner kleinen adelichen Tyrannen zu erhalten hoffte. Den 18. Auguſt 1781 gab er noch ein ſehr prächtiges und glänzendes Hoffeſt, und

entzückte alle Gäſte durch ſeine Heiterkeit und freundliche Herablaſſung. In dieſer Nacht (vom 18. auf den 19. Auguſt) kündigten ihm die auf Befehl ihrer Höfe mit ihm einverſtandenen franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſandten (Laſcy und Vergennes) an, daß er keinen Augenblick mehr zu verlieren habe, indem die von den Ständen nach Stockholm beorderten Truppen nur noch einen Tagmarſch von der Hauptſtadt entfernt ſeyen, und die Manöuvres der Prinzen in den Provinzen und die des Königs in ſeiner Reſidenz anfingen, aufgedeckt zu werden. Den Morgen des 19. Auguſts ritt der König mit den von ihm auserleſenen Officieren und andern ihm ergebenen Perſonen ſpazieren und durch die Straßen Stockholms, begab ſich hierauf nach dem Arſenal zur Wachtparade, welche er manöuvriren ließ, wo ſich alle Officiere verſammelten, auf die er rechnen zu können glaubte; von da ging er in ihrer Begleitung nach dem Schloſſe, wo eben die Wache abgelöst wurde, und hielt in der Wachtſtube folgende Anrede an dieſelben: „Mein Leben,“ ſagte er, „befindet ſich in der größten Gefahr; ich vertraue es Ihnen an; ewige Zwiſtigkeiten zerrütten das Vaterland; man muß ihnen ein Ziel ſetzen, und ich will dem Throne den Glanz wieder geben, den er zu Guſtav Adolphs Zeiten hatte.“ Er verpflichtete ſich hierauf, niemals nach dem Deſpotismus zu trachten, den er verabſcheue, ſondern nur immer nach den Geſetzen zu regieren. Er endigte ſeine Rede mit den Worten: „Ich bin gezwungen, mein Leben und

meine Freiheit zu vertheidigen, ſo wie die Exiſtenz des Reiches gegen die Angriffe der Ariſtokratie. Wollen Sie mir getreu ſeyn, ſo wie es Ihre Vorfahren dem Guſtav Waſa und Guſtav Adolph waren, ſo will ich Alles für das Heil des Vaterlandes wagen.“ Einige Augenblicke herrſchte ein dumpfes Schweigen, und der König war im Zweifel. Auf einmal ſchrie der junge Lieutenant Liewen: „Ich bin bereit, all mein Blut für meinen König zu geben, und wer von uns würde nicht ein Gleiches thun?“ Nun erſcholl ein faſt allgemeines Vivat, und Guſtav dictirte ſogleich den Eid der Treue, den alle Umſtehende, bis auf Drei, unter denen der Hauptmann Cederſtröm war, leiſteten. Den ſich Weigernden ließ er ganz ruhig die Degen abfordern; dann band er ſich ein weißes Tuch um den linken Arm, indem er ſagte: an dieſem Zeichen wolle er ſeine Freunde erkennen, — und Alle thaten ein Gleiches. Hierauf redete er die Unterofficiere und Soldaten an, welche ihm gleichfalls Beifall zuriefen. Nun ließ er alle Ausgänge des Verſammlungsſaals des Senats von ſeinen Gardegrenadieren beſetzen, welche die Bajonette gegen die Thüre fällten, ſo daß Niemand herauskonnte, und demſelben ein ruhiges Verhalten anbefehlen. Dann ſtieg er wieder zu Pferd, und ritt mit ſeinem Gefolge, welches ſich jeden Augenblick vermehrte, gleich einem Triumphator durch die Straßen der Hauptſtadt, redete das ihm zujauchzende Volk auf den öffentlichen Plätzen an, indem er es gleichfalls ſeines unaus-

löſchlichen Haſſes gegen allen Deſpotismus verſicherte und ſeine Reden immer mit den Worten: „Ich will nur der erſte Bürger eines freien Volkes ſeyn,“ endigte. Alle Militärpoſten leiſteten ihm den Eid der Treue. Ein Gegenbefehl wurde den im Anmarſch begriffenen Regimentern durch einen getreuen Officier überbracht, welche, da die Thore von Stockholm geſchloſſen worden waren, von den ſtattgehabten Vorgängen nichts erfahren hatten und ſich ohne Widerſtand zerſtreuten. Dagegen ließ der König ein Corps finnländiſcher Truppen in die Stadt rücken, welches ihm der von ihm durch ſeine Freigebigkeit gewonnene General Sprengporten zuführte. Dieſe Truppen umgaben den königlichen Pallaſt. Eine Abtheilung der Garde wurde mit Artillerie beſetzt und um das Haus geſtellt, in welchem ſich die Adelichen verſammelten; eben ſo umgab die Artillerie den Verſammlungsſaal des Reichsrathes. Die Abgeordneten erhielten Befehl, ſich am Morgen des 21. Auguſts wieder zu verſammeln, mit der Bemerkung, daß die Nichterſcheinenden als Verräther des Vaterlandes erklärt werden würden. Alle defilirten zwiſchen einem Spalier von Soldaten unter dem Gewehr, und Kanonieren mit den angezündeten Lunten in der Hand. Der König hielt von der Höhe ſeines Thrones eine Rede, welcher das Project einer Conſtitution in 57 Artikeln folgte, die nun ohne alle Einwendung angenommen wurde. Ein einziger Adelicher ſchlug eine Abänderung vor, mit der er aber ſogleich ab-

gewieſen wurde, indem der König ſagte, daß, da ſich die andern Stände ganz auf ſeine väterlichen Geſinnungen verließen, es dem Adel zukäme, dieſem Beiſpiele gleichfalls zu folgen. Der König empfing nun die Glückwünſche der fremden Geſandten, gab allen Verhafteten ihre Freiheit wieder, und ſomit war dieſe ſeltſame Revolution in vierundzwanzig Stunden geendet. Im Jahre 1789 fand er es indeſſen für gut, dieſe Conſtitution zu verändern, da einige Artikel derſelben, auf die er nicht geachtet hatte, wie z. B. die Beibehaltung eines Senats, das den Ständen vorbehaltene Recht, Krieg zu erklären, die gänzliche Freiheit der Preſſe, welche durch einen beſondern Artikel förmlich garantirt war, ſo wie die freien Berathſchlagungen der Stände, ihm anſtößig waren. Er warf, ſo zu ſagen, ſeine eigene Revolution um, ſchaffte aber dabei die Tortur ab, welche noch den ſchwediſchen Codex der Juſtiz entehrte. Die neuen Abänderungen, welche dem Könige faſt unumſchränkte Herrſchersrechte verliehen, machten ihn dem Adel, der ihm ohnehin ſchon bei jeder Gelegenheit trotzte, noch weit verhaßter, und verminderte überhaupt die Zahl ſeiner Anhänger außerordentlich. Er hatte, um dieſe zweite Verfaſſung zu begründen, die Reichsſtände 1789 zuſamberufen, in denen ſich aber trotz aller Bemühungen ſeiner Freunde, eine Oppoſition ſelbſt unter dem Bürger- und Bauernſtand bildete, welche anfing, die Oberhand zu gewinnen, wodurch die Sitzungen ſehr ſtürmiſch wurden. Jetzt entſchloß ſich

Guſtav zu einem Gewaltſtreich; er ließ die bürgerliche Cavallerie, deren Anführer ihm zugethan war, die Waffen ergreifen, und ſiebenzehn ſtändiſche Mitglieder verhaften, unter denen Graf Horn war, einer der Hauptacteurs der Revolution von 1772. Hierauf ließ er die vier Stände im großen Verſammlungsſaal zuſammenkommen, umgab denſelben mit Truppen, indem er ankündigte, das Wohl des Staates erfordere einen Zuſatz zu den Grundgeſetzen, und ſchlug den Ständen eine Urkunde vor, welche er die der Einigkeit und Sicherheit nannte, nach welcher dem König allein das Recht zukam, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, die Juſtiz nach Gutdünken zu verwalten, den Senat aufzuheben, die Preſſe zu beſchränken, u. ſ. w. Die Adelichen erhoben ſich nun in Maſſe von ihren Sitzen, und ſchrien: „Nein, nein, das können wir nicht zugeben!“ Der König befahl ihnen aber, ſich in ihr beſonderes Zimmer zu verfügen, um über die Sache zu berathſchlagen, und blieb mit den drei andern Ständen (Bauern-, Bürgerſtand und Geiſtlichkeit) in dem Saal, und bald kündigte man dem Publikum an, daß dieſe drei Stände die Sicherheitsurkunde angenommen hätten. Aber der Adel verwarf ſie beinahe einſtimmig. Der König ließ ihm nun ſagen, daß, da die Majorität der drei andern Stände dieſelbe angenommen hätte, ſeine Zuſtimmung gar nicht nöthig ſey, und die Urkunde von dieſem Augenblick an Geſetzeskraft habe. Der Adel gab zwar eine Proteſtation ein, die indeſſen unbeachtet

blieb, und der Reichstag ward aufgelöſt, worauf der König auch ſogleich wieder den Krieg gegen Rußland fortſetzte. Nachdem dieſer Krieg unermeßliche Summen gekoſtet hatte, und der König die Hoffnung, Petersburg einzunehmen, aufgeben mußte, willigte er endlich ein, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Den 11. Auguſt 1790 wurde der Friede zu Werelä geſchloſſen, durch welchen für beide kriegführende Mächte der Stand der Dinge, wie ſolcher vor dem Kriege war, wieder hergeſtellt wurde. Nach ſo manchen verlorenen und gewonnenen Schlachten und Gefechten konnte Guſtav auch nicht die Abtretung eines einzigen ruſſiſchen Dorfes erhalten. Jetzt wandte er ſeine Blicke auf die während dieſer Zeit in Frankreich ausgebrochene Revolution, und hoffte neuen Ruhm zu erlangen, wenn er als das Oberhaupt einer mächtigen Verbindung, die man vorbereitete, jene bekämpfte. Er hatte deßhalb im Sommer 1791 eine Reiſe nach Aachen unternommen, unterhandelte deswegen mit Rußland, Preußen, Oeſterreich, und auch mit den franzöſiſchen Prinzen. Die Mächte aber, obgleich ſie ihn als Alliirten anzunehmen bereit waren, wollten ihn weder zum Haupt des Unternehmens, noch zum Befehlshaber einer ihrer Armeen machen. Catharina hatte zwar einen Freundſchaftsvertrag mit ihm geſchloſſen, aber ihm ein Commando zu geben, war auch ihr nicht Ernſt. Er beſchloß nun für ſich an der Spitze der Seinigen zu handeln, und ſchrieb nach Aachen an den General Paroli: „Wenn ich Sie

mit ihrem braven Regiment Weſtro-Gothie und meine Dalekarlier hier hätte, ſo würde ich dieſer franzöſiſchen Nationalgarde die Spitze bieten, und ſie bald vernichtet haben.“ Allein die Finanzen des Königreichs waren im beunruhigendſten Zuſtand. Man hatte während des koſtſpieligen Krieges eine ungeheure Menge Papier in Umlauf geſetzt, daß faſt keinen Werth mehr hatte. Guſtav hatte die Reichsſtände in der kleinen Stadt Gefle, ganz im Norden Schwedens, wo das Clima und die Kälte am unerträglichſten ſind, verſammelt, indem er hoffte, daß wegen der beſchwerlichen Reiſe dahin viele Deputirte von der Oppoſition wegbleiben würden. Dennoch war der Reichstag ſehr ſtürmiſch; indeſſen erlangte der König einige Unterſtützung an Geld. Nach Stockholm zurückgekommen, beſchäftigte er ſich nun mit dem größten Eifer, ſein Project hinſichtlich Frankreichs auszuführen, und ſagte zu ſeinen Vertrauten, daß, indem er ſich der Sache der Bourbons annähme, er die Intereſſen der Waſa nicht vergeſſen würde. Das mittägliche Europa, äußerte er, bietet meinem Talente ein weiteres und würdigeres Feld dar, als das verarmte Schweden und Finnlands Eisfelder. — Er ernannte Bouillé zum Generallieutenant bei der ſchwediſchen Armee, und deſſen Sohn, der damals zu Stockholm war, zum Adjutanten. Allein das Schickſal, welches aller Projecte ſpottet, hatte es anders beſchloſſen, und ſchon das Ziel von Guſtavs Tagen geſteckt. Die Barone Bielke und Pechlin, die Grafen

Horn und Ribbing, der Obriſtlieutenant Lilјehorn und noch andere Edelleute hatten eine Verſchwörung angezettelt, um den König zu ermorden, und die alte Ariſtokratie des Adels wieder herzuſtellen. Zu ihrem Werkzeug erwählten ſie einen gewiſſen Ankerſtröm, der ſeit mehreren Jahren mit dem Grad eines Hauptmanns aus dem ſchwediſchen Dienſt getreten war, und dem König einen unverſöhnlichen Haß geſchworen, weil er perſönliche Beleidigungen von ihm erhalten hatte. In ſeinen nachherigen Verhören geſtand er, daß er den König ſchon zu Gefle und im Schloſſe zu Haga habe ermorden wollen, wo er aber theils die Gelegenheit nicht dazu gefunden, theils auch ein gewiſſer Schauder ihn abgehalten habe. In der Nacht vom 16. auf den 17. März fand zu Stockholm ein großer Maskenball ſtatt. Noch vor dem Beginnen des Balles warnte man den König in einem mit Bleiſtift geſchriebenen Billet, und rieth ihm, denſelben nicht zu beſuchen. Schon oft hatte man dem König dergleichen Warnungen zukommen laſſen; er fand in ſeinen Gemächern, und ſogar unter ſeiner Serviette bei Tafel, Zettel, worin man ihm mit einem gewaltſamen Tode drohte. Deßhalb achtete er wenig mehr auf ſolche Anzeigen. Er zeigte das erhaltene Billet ſeinem Stallmeiſter, und begab ſich gegen deſſen Rath dennoch um 11 Uhr auf den Ball. Zuerſt begab er ſich in eine Loge, und da er ſah, daß alles ruhig blieb, ging er in den Saal hinab. Hier drängte ſich aber augenblicklich eine Menge Masken um ſeine

Perſon, und eine derſelben klopfte ihm mit den Worten: „gute Nacht, Maske!“ auf die Schulter (dieß war Horn) und in demſelben Augenblick fällt ein Schuß (durch Ankerſtröm), der ihn im Rücken verwundet. Zwölf Tage noch lebte er nach der erhaltenen Wunde, und verſchied den 29. März um 10 Uhr des Morgens, nachdem er ſeinen letzten Willen dictirt, einige Abänderungen in ſeinem Teſtamente getroffen, und die Acte, welche ſeinen Sohn zum König auszurufen befahl, eigenhändig unterzeichnet hatte. Durch ſein Teſtament gab er ſeinem Günſtling, dem Baron Armfeldt, großen Antheil an der Regentſchaft während Guſtav Adolphs Minderjährigkeit. Aber der Herzog von Südermanland nahm dieſe Papiere aus Armfeldt's Händen, warf ſie ins Feuer, und bemächtigte ſich als Regent allein der Zügel des Staates. Mehr als 200 Individuen wurden als Mitſchuldige Ankerſtröms verhaftet, die aber faſt alle nach des Königs Tod wieder in Freiheit geſetzt wurden. Wechſelſeitig klagte man die Ariſtokratie, den ſchwediſchen Adel, und die Jakobiner Frankreichs, als dieſes Mordes ſchuldig an, und der König ſelbſt hatte, während er verwundet darniederlag, geſagt: „Ich möchte wohl wiſſen, was Briſſot zu dieſem Vorfall ſagen wird.“ Durch die Verhöre Ankerſtröms, der, obgleich er nach dem Schuß die Waffen weggeworfen, und ſich unter der Menge im Saal verloren hatte, gerade durch jene verrathen worden war, kam indeſſen die Wahrheit an den Tag. Er geſtand, daß es

meiſtens Privathaß geweſen ſey, welcher ihn zu dem Mord verleitet habe. Seine Mitverſchworenen wollte er aber durchaus nicht nennen. Er wurde verurtheilt, mit Ruthen gepeitſcht, und dann auf einem Karren auf das Schaffot geſchleift zu werden, und endete ſein Leben mit großer Standhaftigkeit, indem er ſeines Verbrechens noch während des letzten Ganzes ſich rühmte, im 31. Jahre ſeines Alters. Ribbing, Horn und Liljehorn, als Mitſchuldige gleichfalls zum Tode verurtheilt, kamen noch mit Landesverweiſung davon.

Guſtavs Regierung hatte Schweden mit einer Menge Unzufriedener angefüllt; ſeine mörderiſchen Kriege riefen allgemeines Elend hervor, während ſeine Günſtlinge mit Inſolenz jeder Art noch eine wahre Raubbegierde verbanden. Der Adel, als ſolcher, war ihm abhold, weil er deſſen Macht faſt vernichtet hatte, denn während Guſtav, ſagte jener, ſich zum Richter des franzöſiſchen Adels aufwerfe, ſey er der Feind des ſchwediſchen. Schon früher waren unter dieſen Verhältniſſen Complotte entſtanden, doch jedesmal geſcheidert.

Guſtav III. hatte die Wiſſenſchaften und Künſte geliebt, war Schriftſteller und ein Beſchützer der Gelehrten, wie der Gewerbsleute, der thätigen Bürger und Bauern.

Als

Als die Nachricht von dieſer That nach Paris kam, vergötterte man daſelbſt den Verbrecher Ankerſtröm, man nannte ihn einen großen Mann, einen Brutus, einen Tyrannentödter u. ſ. w.

Frankreich erklärt dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg.

Seit Dumouriez Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war, hatten die Unterhandlungen mit den fremden Mächten, und namentlich mit Oeſterreich einen andern, weit raſchern Gang genommen, und es wurde dabei eine ernſtere Sprache geführt. Zu Coblenz hatten die Zuſammenrottungen wieder neuerdings begonnen; man wußte noch nicht, wie der junge Nachfolger Leopold's geſinnt war. Ohne nur Kaunitzens Antwort auf Deleſſarts letztes Schreiben abzuwarten, ſandte Dumouriez folgende Depeſche an den franzöſiſchen Geſandten Noailles zu Wien:

„Paris am 18. März 1792.“

„Mein Herr! Ich habe Ihre Depeſchen vom 29. Januar, vom 1. und 3. März dem Könige vorgelegt. Die Geſchäfte werden durch den Tod Leopolds einen neuen Gang nehmen, folglich erwartet der König keine ſehr ſchnelle Antwort

auf die Depeſche des Herrn Deleſſart. Die Ungnade, in welche dieſer Miniſter gefallen iſt, kommt größtentheils von der Schwäche ſeiner Unterhandlungen her. Es iſt unangenehm, daß Sie dem Fürſten von Kaunitz den vertrauten Brief mitgetheilt haben. Ein gut gemachter Auszug aus demſelben würde dieſem Miniſter keine Gelegenheit an die Hand gegeben haben, ſich in heftigen Declamationen auszulaſſen, welche den friedfertigen Unterhandlungen nothwendig ſchaden mußten, die, wie man aus der Depeſche des Herrn von Kaunitz ſchließen kann, den Grundſätzen des verſtorbenen Kaiſers gemäß waren. Die Unterhandlung wird künftig einen einfachen und geraden Gang geben. So will es der König, und dieß hat er mir bei meinem Eintritte in das Miniſterium empfohlen. Folglich können alle Depeſchen, die Sie künftig erhalten werden, ohne alle Gefahr dem Miniſter des neuen Souverains vorgelegt werden. Frieden und Krieg hängen gänzlich von dem Wiener Cabinette ab. Was Sie mir von dem Character des Königs von Ungarn und Böhmen melden, läßt hoffen, daß er die Schreckniſſe eines nicht zu endigenden Krieges vorausſehen wird, von welchem er allein die Koſten tragen und den Verluſt leiden würde, ſelbſt dann, wenn es ihm gelingen ſollte, Frankreich zu Grunde zu richten. Ich vermuthe, daß die Aufopferung des Bündniſſes, welches dem Hauſe Oeſterreich ſo nützlich geweſen iſt, ihn nach dem Kriege ohne irgend einen Bundesverwandten laſſen und ihn ſei-

nen natürlichen Feinden um ſo viel mehr ausſetzen würde, je vortheilhafter der Krieg für ihn würde ausgefallen ſeyn.“

„Wenn er die ſträfliche Wuth der Ausgewanderten begünſtigte, welche das väterliche Gemüth des Königs betrüben, ſo würde zuverläſſig für ihn nur ein Zuſtand von Schwäche und Erſchöpfung daraus entſtehen, gleich demjenigen, in welchen er Frankreich würde geſtürzt haben; dann aber würde er das ganze Uebergewicht verlieren, welches ein zweihundertjähriger Beſitz des kaiſerliches Thrones ſeinen Vorfahren verſchafft hat; vielleicht würde er ſogar dieſe erhabene Würde verlieren: und wenn er in der Folge durch ſeine, ſeit kurzem erſt erhaltenen Bundesverwandten angegriffen werden ſollte, ſo könnte er von dem, durch einen nach geendigtem äuſſeren Kriege noch lange fortdauernden Bürgerkrieg erſchöpften und zerfleiſchten Frankreich keine Hülfe gegen ſeine neuen Feinde erwarten.“

„Dieß iſt eine Schilderung ſeiner Gefahren im Falle eines glücklichen Erfolgs. Sollte hingegen der Krieg, den man uns zu erklären ſcheint, für die angreifenden Mächte übel ausfallen, dann würden Frankreichs Siege bloß dem Könige von Ungarn und Böhmen ſchädlich ſeyn, weil nur er allein an Frankreich gränzende Staaten beſitzt, in welchen unſere ſiegreichen Armeen ſich verbreiten würden. Es iſt möglich, daß man dieſem Fürſten

eine ſchnelle Krönung zum Kaiſer als eine Lock=ſpeiſe vorhalte, und daß man es zur Bedingung derſelben mache, den Krieg zu beſchleunigen, und denſelben als Reichsoberhaupt zu führen. Allein dieſer Unterſchied zwiſchen dem Oberhaupte des Reiches und dem Oberhaupte des Hauſes Oeſter=reich könnte keinen Augenblick Stich halten. So=gleich würden alle Bande zerriſſen ſeyn, und die=ſer Krieg würde gegen ihn ſelbſt geführt werden. Folglich würde die ganze Laſt deſſelben auf ihn fallen, wie ich es oben bereits geſagt habe.„

„Laßt uns übrigens ſehen, welches die Be=weggründe des Krieges ſind, mit welchem man Frankreich bedroht. Die Sache der im Elſaß be=ſitzhabenden Fürſten? Dieſe kann durch Unter=handlungen beigelegt werden; der Krieg aber würde im Gegentheile allen Maßregeln ein Ende machen, die man nehmen könnte. — Die Sache der Ausgewanderten? Der König bezeugt, daß er alle Mittel, dieſelben nach Frankreich zurück kehren zu machen, angewandt hat. Sie ſind im erklärten Ungehorſam gegen Se. Majeſtät und handeln ſtrafbar gegen ihr Vaterland. Könnte wohl der König von Ungarn und Böhmen die Vertheidigung der Rebellen übernehmen, und würde nicht dieſes Beiſpiel für ihn ſelbſt gefähr=lich werden? — Unſere Bewaffnung? Sie iſt durch den Pillnitzer Vertrag veranlaßt worden, durch den drohenden Zufluchtsort, welchen man den Auszewanderten auf unſerer Gränze einge=

räumt hat. Sie iſt bloß defenſiv, und ſie kann keine Macht beſonders beſorgt machen, weil ſie gegen keine offenſiv iſt. Der Beweis davon liegt darin, daß der König keine Ausrüſtung von Schiffen befohlen hat, weil England keine drohende Stimmung zeigt.“

„Ich werde nichts von den Clubbs und Broſchüren ſagen; dieſe können keine Urſache des Krieges ſeyn. Wären ſie eine, ſo müßten ſchon vorlängſt alle Mächte Europas ſich genöthigt geſehen haben, einen Kreuzzug gegen England zu unternehmen. In unſerer Conſtitution, in unſern neuen Geſetzen, ja ſogar in unſerer Erklärung der Rechte, müſſen die Häupter der Nationen unſere Grundſätze und die Quelle unſeres Betragens ſuchen. Der König der Franzoſen weiß die Conſtitution auswendig. Er liebt und will dieſelbe. Sein Betragen wird unabänderlich ſeyn; und man kann auf die Offenherzigkeit ſeiner Art zu unterhandeln ſich völlig verlaſſen. Dies iſt es, wovon Sie den neuen Souverän und ſeine Miniſter wohl überzeugen müſſen, — dies iſt es, was die Beweggründe zum Kriege, die man ihm vorſtellt, vernichten muß. Als Oberhaupt einer großen und freien Nation wird der König Alles thun, was ſich mit ſeiner Würde verträgt, um einem auf ſo kleinliche Beweggründe ſich ſtützenden Kriege auszuweichen. Sollten die Zeitumſtände oder die Verblendung der Häupter der Nationen ihn nöthigen, ſich zu vertheidigen,

ſo wird er der franzöſiſchen Nation die Unterhandlungen vorlegen, die er zur Erhaltung des Friedens betrieben hat, und dies wird die Hülfsquelle ſeyn, worin er die zur Führung des Krieges nothwendige Energie finden wird.“

„Das Bündniß der Mächte iſt offenbar gegen ihn gerichtet. Dieſes Bündniß kann nur kurze Zeit dauern, weil es der Ordnung und dem politiſchen Intereſſe entgegen iſt. Es kann nicht dauern; es muß nothwendig aufhören, entweder nach dem Kriege, oder während des Krieges. In jedem Falle wird das Oberhaupt des Hauſes Oeſterreich verlaſſen und allein bleiben, erſchöpft an Gelde und an Truppen. Dieſe ganze Gefahr kann durch eine freimüthige Erklärung des Wiener Hofes und durch eine gegenſeitige Entwaffnung für die eine und für die andere Partei aufhören. Der Vorwand, daß in den Niederlanden viele Truppen nöthig ſeyen, um den Revolutionsgeiſt zu verhindern, dorthin zu dringen, iſt kein hinreichender Beweggrund. Je mehr Truppen man in jenen ſchönen Provinzen verſammeln wird, deſto mehr wird das Volk geplagt, zu Grunde gerichtet und zum Aufruhr geneigt werden. Armeen halten die Völker nicht im Zaume, wenn dieſelben frei ſeyn wollen. Je mehr Kraft man entgegenſetzt, deſto größer wird der Widerſtand und verwandelt ſich endlich in Wuth. Genua kann dem Hauſe Oeſterreich zum Beiſpiele dienen; dieſe mittelmäßige Stadt hat eine ganze Armee

aus ihren Mauern vertrieben. Die franzöſiſche Revolution iſt ein noch auffallenderes Beiſpiel hievon. Die Belgier ſeyen glücklich, man erhalte ihnen ihre Conſtitution, und ſie werden ruhig bleiben. Der Wiener Hof weiß wohl, wer die Unruhen in Belgien veranlaßt hat, — er weiß wohl, daß die conſtituirende Verſammlung die Belgier abgewieſen hat, weil ihre theokratiſche Revolution das Gegentheil von der unſrigen war. Seine neuen Bundesverwandten haben ihm dieſen übeln Dienſt gethan, und ſobald ſich dieſe nicht mehr in die belgiſchen Angelegenheiten miſchen werden, ſo wird weiter nichts nöthig ſeyn, um ſie ruhig zu erhalten, als eine gute Regierungsform und die gewöhnlichen Beſatzungen. Die Zurückziehung der Truppen aus dieſen Provinzen iſt daher ein nothwendiger Punkt, um die guten Geſinnungen des Königs von Ungarn und Böhmen zu beweiſen, ſo wie auch die Vertreibung aller bewaffneten und zuſammengerotteten Ausgewanderten aus allen Provinzen der öſterreichiſchen Herrſchaft. Ein ſolches Beiſpiel würden die kleinern deutſchen Reichsfürſten nachahmen, und bald würden die Zuſammenrottungen und der Verdacht von beiden Seiten aufhören. Alle Drohungen und Kriegsrüſtungen würden ein Ende nehmen, und es würde weiter nichts übrig bleiben, als die Sache der beſitzhabenden Fürſten beizulegen. Dieſe Sache kann nicht unter dem Geklirre der Waffen verhandelt werden. — Was aber das Bündniß der Mächte betrifft, ſo wird ſich dieſes,

da es nur einen Zweck hat, welcher alsdann aufhören würde, da es ein politiſches Ungeheuer iſt, von ſelbſt zerſtören, und es wird nichts von demſelben übrig bleiben, als ein Mittel mehr, um den Frieden in Europa zu erhalten.“

„Dieſes, mein Herr, ſind die Grundſätze, nach welchen der König Ihnen befiehlt, mit dem Wiener Hofe zu unterhandeln, um eine offene und entſcheidende Antwort zu erhalten. Ich werde Sr. Majeſtät von dem Erfolge Ihrer Unterhandlung Bericht erſtatten, und ich bin überzeugt, daß, wenn Sie dem Wiener Hofe dieſe mächtigen Gründe kräftig und wahr darſtellen, es Ihnen in kurzer Zeit gelingen werde, dieſe politiſche Kriſis zur Entſcheidung zu bringen, welche nicht lange dauern kann.“

„Dumouriez.“

Den 27. März ſandte Dumouriez eine noch kategoriſchere Depeſche folgenden Inhalts ab:

„Paris am 27. März 1792.“

„Mein Herr, ich habe Ihre Briefe vom 28. und 29. Februar, und vom 12. und 13. März, ſo wie auch den Brief Nr. 110, ebenfalls vom 13. März, von Herrn Marbois, erhalten. Ich ſehe aus Ihrem erſten Briefe, daß die Unterhandlung ſich außerordentlich in die Länge ziehen würde, wenn Sie dieſelbe nicht im Geiſte meiner Depeſche fortſetzten, daß der König gar nicht im

Stand ſeyn würde, der Nation eine genugthuende Antwort zu geben, und daß, wenn die Meinung des Herrn von Cobenzl die Oberhand behielte, wir weit entfernt ſeyn würden, zu einer Entſcheidung zu gelangen. Denn es iſt ganz unmöglich, uns zu überzeugen, daß die Truppen, welche uns überall umgeben, uns keine Beſorgniß machen ſollten. Es iſt unmöglich, uns zu überreden, daß der Wiener Hof Truppen in das Breisgau ſenden werde, daß er die Truppen im Mailändiſchen beträchtlich verſtärken, und daß er endlich eine Armee mit einem Artilleriezug, Belagerungsgeſchützen und ungeheuern Magazinen, zuſammenziehen müſſe, um die Ruhe in den Niederlanden zu unterhalten."

"Da der Frühling ſich nähert, da die Zahl der Truppen zunimmt, da wir in ganz Europa feindſelige Zurüſtungen gegen uns ſehen, ſo iſt es nicht möglich, ſich länger an alle dieſe Worte zu kehren. Die Meinung des Herrn von Cobenzl iſt eben ſo irrig, wenn er Ihnen zu verſtehen geben ſucht, daß es keinen Grund gebe, warum nicht die Uebereinkunft der Fürſten zu beſtehen fortfahren ſollte, wie ſie bisher beſtanden hat, nämlich bedingungsweiſe. Unſere Regierungsform hat Kraft und Feſtigkeit, was auch der Herr von Cobenzl ſagen mag. Es iſt ganz und gar keine Rede von einem republikaniſchen Syſteme; der König iſt mit einer conſtitutionsmäßigen Gewalt bekleidet, die weit größer iſt als

die Gewalt des Deſpotismus, und es iſt die gröſste Unwahrheit, wenn man ſagt, wir würden die Ruhe aller benachbarten Mächte ſtören: denn da man glaubt, daſs wir uns in der Anarchie befinden, ſo ſieht man uns alſo nicht fürchterlich an, und man verbindet ſich nur gegen uns, um den Ueberreſt unſerer Macht zu theilen. Sind wir aber in gutem Stande, ſo hat man Unrecht, uns zu bedrohen. Die Vereinigung Avignons mit Frankreich iſt ebenfalls ein leerer Vorwand. Dieſer mitten in unſern mittäglichen Provinzen eingeſchloſſene Staat hat lange Zeit Frankreich zugehört, und dieſes hat ſeine Anſprüche darauf niemals aufgegeben. Es war ein Proceſs zwiſchen dem Könige von Frankceich und dem Papſte; jetzt iſt ein Proceſs zwiſchen der franzöſiſchen Nation, dem Könige von Frankreich und dem Papſte daraus geworden. Er kann ſich höchſtens, wie die Sache der beſitzhabenden Fürſten, durch eine Entſchädigung endigen.“

„Das Miniſterium zu Wien hat aus unſerm Betragen und aus unſerer Conſtitution, die man leſen muſs, um uns verſtehen zu können, und welche der Kaiſer Leopold anerkannt hat, leicht ſchlieſsen können, daſs wir auf immer jeder Eroberung entſagen, und daſs es uns alſo niemals einfallen kann, von den Bewohnern der Niederlande zu verlangen, ſich an Frankreich zu ergeben.“

„Der Herr von Cobenzl glaubt eben ſo wenig, als Sie, an die Bemerkungen, die er Ihnen gemacht hat, welche, weit entfernt, eine friedfertige Unterhandlung herbeizuführen, in die Nothwendigkeit ſetzen würden, alle Unterhandlungen abzubrechen. Es iſt unmöglich, daß der König noch länger warten kann, und daß, da er durch eine Botſchaft von der National-Verſammlung erſucht worden iſt, eine kategoriſche Erklärung zu verlangen, er fortfahren ſollte, eine Unterhandlung in die Länge ziehen zu laſſen, von welcher das Schickſal von ganz Europa abhängt; und daß er ferner alle acht Tage ſchon ſo oft vorgebrachte Gründe widerlege, von denen es Anſchein hat, als würden ſie nur vorgebracht um Zeit zu gewinnen. Da er der Stellvertreter einer großen Nation iſt, die ihr Zutrauen in ihn ſetzt, ſo erwartet er von Tag zu Tag eine kategoriſche Antwort. Meine erſte Depeſche kündigt Ihnen an, von welcher Art dieſe Antwort ſeyn muß. Wenn der Nachfolger Leopolds ſeine Verträge mit Frankreich erhalten will, ſo muß er, ohne zu zaudern, diejenigen Verträge brechen, welche er, ohne Vorwiſſen Frankreichs und mit feindſeligen Geſinnungen gegen daſſelbe, geſchloſſen hat; er muß die Truppen zurückziehen, die uns bedrohen, weil dieſer mißliche Zuſtand theils mit dem Betragen eines alten Bundesverwandten ſich nicht verträgt, theils ſogar dem Intereſſe des Wiener Hofes entgegen iſt. Wenn dieſe Erklärung nicht ſchnell und offen erfolgt, ſo wird der

König bei der Rückkunft des Eilboten, den Sie zurückſenden müſſen, ſich als ausgemacht im Kriege begriffen betrachten, und er wird von der ganzen Nation, die nach einer ſchnellen Entſcheidung verlangt, kräftig unterſtützt werden. Suchen Sie, mein Herr, dieſe Unterhandlung auf irgend eine Weiſe vor dem 15. April zu endigen. Wenn wir, von jetzt an bis zu dem angegebenen Zeitpunkte, erfahren, daß die Verſammlung von Truppen an unſern Gränzen fortfahren und zunehmen, ſo wird es nicht länger möglich ſeyn, den gerechten Unwillen einer ſtolzen und freien Nation zurückzuhalten, welche man herabzuwürdigen, in Furcht zu ſetzen und ſo lange zum Beſten zu haben ſucht, bis alle Zurüſtungen zu ihrem Angriffe gemacht ſind.“

„Ich erwarte von Ihnen, mein Herr, alle die Energie, welche der franzöſiſchen Nation geziemt. Sie werden die Würde derſelben erhalten, wie Ihnen aufgetragen iſt, wenn Sie ſich freimüthig erklären, und wenn Sie ſchleunigſt, auf die eine oder auf die andere Weiſe, die Sache zu Ende bringen.“

„Dumouriez.“

Noailles Antwort auf Dumouriez's erſte Depeſche lautete:

„Wien, am 2. April 1792.“

„Mein Herr! Ich habe geſtern durch den Eilboten Duclos das Schreiben erhalten, wel-

ches Sie am 19. März an mich zu ſenden mir die Ehre erwieſen haben. An eben dem Tage iſt auch die Antwort auf die letzte Note abgegangen, welche ich den Auftrag hatte, dem hieſigen Miniſterium zu übergeben. Ich habe mich gänzlich nach der, am 1. März bei der National-Verſammlung geſchehenen, Ankündigung gerichtet. Sie werden geſehen haben, was der Erfolg davon geweſen iſt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß in der That die Geſchäfte ſeit dem Tode des Kaiſers Leopold ein neues Anſehen bekommen haben. Allein es fehlt viel, daß die vorgegangene Veränderung die Hoffnung derjenigen vermehren könnte, welche aufrichtig die allgemeine Ruhe wünſchen. Der junge König wird ſich, wie ich ſchon bemerkt habe, im Anfange ſeiner Regierung natürlicherweiſe leiten laſſen. Er wird, wo nicht vermöge ſeines eigenen Charakters, doch gewiß vermöge des Charakters ſeines Miniſters, eine große Unbiegſamkeit in ſeinen Grundſätzen zeigen."

"Ich habe mich des Schreibens des Herrn Deleſſart unter dem Titel: "im Vertrauen mitgetheilter Auszug" bedient. Ich habe das Schreiben nicht ganz mitgetheilt; ich habe aber, das iſt wahr, einen großen Theil deſſelben beibehalten, weil die Ausdrücke in demſelben ſo gut abgemeſſen waren, daß ich auf alle Weiſe eine gute Wirkung davon erwarten durfte. Eine Erfahrung, welche ein neunjähriger Aufenthalt dahier mir verſchafft hat, berechtigte mich, ſo zu

urtheilen. Das öſterreichiſche Miniſterium hat ſogleich Geſinnungen gezeigt, die es vorher verborgen hatte. Das Schreiben des Herrn Deleſſart iſt zerſtückelt worden, und einzelne Stellen haben alsdann denjenigen Sinn gegeben, den man haben wollte.“

„Es iſt nicht die Abſicht dieſer Bemerkungen, mich zu rechtfertigen, ſondern die wahren Geſinnungen des Wiener Hofes darzuſtellen. Habe ich durch meine letzte Note zu den Declamationen Gelegenheit gegeben, welche man in der öſterreichiſchen Antwort findet, die uns weiter zurückſetzt, als wir im verwichenen Juli waren? Ich habe jetzt nicht nöthig, alle die Bemühungen zu beſchreiben, die ich angewandt habe, um hier den Miniſter zu überzeugen, daß, wenn er ſich die Ruhe ſichern, und auch für unſere Ruhe arbeiten wollte, er vor allen Dingen einer jeden Bemerkung ausweichen müſſe, die dahin abzwecken könnte, unſere innere Staatsverwaltung zu tadeln. Ich habe ohne Aufhören wiederholt, daß dergleichen Kritiken, die höchſtens in Privatunterredungen erlaubt ſeyn möchten, die Ehre einer Nation auf das empfindlichſte beleidigten, ſobald ſie in miniſteriellen Schriften vorgebracht würden. — Was haben meine durch ſo wichtige Gründe unterſtützten Vorſtellungen für einen Erfolg gehabt? Sie haben jetzt die Schrift vom 18. März in Händen. Die hieſige Regierung hat dieſer Schrift ſowohl, als denen, die vor derſelben hergegangen ſind,

alle Art von Publizität gegeben; ſie läßt dieſelben ſeit geſtern gedruckt verkaufen (wovon ich drei Exemplare beilege), und läßt ankündigen, daß nächſtens eine genaue deutſche Ueberſetzung davon erſcheinen werde. Iſt wohl eine ſtärkere Beleidigung möglich? Was giebt es nach dieſem noch für Wege, die zur Unterhandlung offen blieben? Ich kenne dieſe Wege ſo wenig, daß ich demjenigen, was der Ehre der Nation und der Würde des Königs gebührt, etwas weſentliches zu vergeben glauben würde, wenn ich hier irgend einen Schritt bei dem Miniſterium thun wollte, ehe Sie die Gewogenheit gehabt haben werden, auf meine Depeſche vom 19. März zu antworten. Nur habe ich geeilt, an die Staatskanzlei einen Brief des Königs an den König von Ungarn und Böhmen zu ſenden, in der Vorausſetzung, daß es eine Antwort auf die Bekanntmachung des Todes des Kaiſers ſeyn würde. Ich werde, mein Herr, die Uebergabe meiner Beglaubigungsbriefe aus den Beweggründen der Ehre, die ich ſo eben angeführt habe, noch aufſchieben. Uebrigens iſt nichts in Gefahr, weil nichts zu unterhandeln iſt.“

„Als einen weitern Grund für die Zurückhaltung meiner Beglaubigungsbriefe führe ich noch an, daß ich am 24. März an den König geſchrieben habe, um Se. Maj. unterthänigſt zu bitten, mir zu erlauben, mich zurückzuziehen. Ich bitte nochmals um dieſe Gnade durch Sie, mein Herr; und ich bitte darum mit allem dem Eifer eines

ſeinem Vaterlande treuen Dieners, welcher, ſobald er ſo wie ich die gänzliche Unmöglichkeit einſieht, auf ſeinem Poſten nützlich zu ſeyn, denſelben einem Andern überlaſſen muß. Ich kann übrigens in meiner jetzigen Lage wohl fortfahren, die Geſchäfte zu beſorgen bis an das Ende dieſes Monats, indem ich die letzten Befehle Seiner Majeſtät abwarte."

"Noailles."

Danton.

Unſere Zeit,

oder

geſchichtliche Ueberſicht

der

merkwürdigſten Ereigniſſe
von 1789 — 1830.

Nach den

vorzüglichſten franzöſiſchen und
engliſchen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officier der kaiſerlich = franzöſiſchen Armee.

Fünfzehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Die franzöſiſche
Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geſchichte
der
geſetzgebenden oder zweiten
National-Verſammlung.

Frankreich erklärt dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg. (Fortſetzung.)

Auf des Miniſters zweites Schreiben erwiederte der franzöſiſche Geſandte (Noailles) zu Wien:

„Wien, den 5. April 1792.“

„Mein Herr! Ihre Depeſche vom 27. März iſt mir von dem Eilboten Dolville am 4. April übergeben worden. Ich habe ſogleich die Inſtructionen, welche in derſelben enthalten waren, befolgt, indem ich den Hof- und Staats-Vice-Canzler, Herrn Grafen von Cobenzl, beſuchte. Ich habe mich lieber an ihn wenden wollen, weil er leichter zu ſprechen iſt, als der Fürſt von Kaunitz, und weil ich ſicher war, daß auf dieſem Wege Dasjenige, wovon ich den Souverain in Kenntniß zu ſetzen wünſchte, ſchneller an ihn gelangte. Ich habe dem Vice-Canzler Alles geſagt, was zu einer entſcheidenden Erläuterung, ſo wie Sie dieſelbe wünſchen, führen konnte. Ich habe ihm vorgeſtellt, daß die Beſorgniſſe bei dem Anblicke der kriegeriſchen Rüſtungen, die von allen Seiten gegen uns gemacht werden, ſich täglich mehr und mehr begründen; daß man uns vergeblich unſere eigne Bewaffnung vorwerfen werde;

daß man wohl wiſſe, daß dieſelbe nöthig gemacht worden ſey; daß wir wünſchen, eben ſo viel Zutrauen in das Betragen der auswärtigen Mächte gegen uns ſetzen zu können, als dieſelben Urſachen haben, in Rückſicht unſerer Abſichten ſicher zu ſeyn; daß, wenn die Bosheit weniger thätig gegen uns geweſen wäre, wir das Werk unſerer Wiedergeburt friedlich vollendet haben würden; daß der Wiener Hof den Anfang damit gemacht habe, ein Bündniß gegen uns zu Stande zu bringen, den Ausgewanderten Schutz und Zuflucht zu gewähren, und gegen ihre Wortführer auf alle Weiſe zuvorkommend zu ſeyn; daß dieſer Hof jetzt im Breisgau Truppen ſammle, die uns um ſo viel verdächtiger ſeyen, weil die Ruhe der Niederlande nichts dergleichen erfordere; daß es nothwendig ſey, uns durch mehr als bloße Worte zu beruhigen; daß bloße Friedensverſicherungen uns jetzt keinen andern Zweck zu haben ſcheinen, als Zeit zu gewinnen; daß überhaupt der Stand der Dinge von der Art ſey, daß ich den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, eine Erklärung zu verlangen, in welcher der Wiener Hof ſeinen Bewaffnungen und der Verbindung entſagen ſolle, oder anzukündigen, daß, wenn dieſe Erklärung nicht erfolge, der König ſich als mit Oeſterreich im Kriege begriffen anſehen werde, und daß ihn die ganze Nation, die nur nach einer ſchleunigen Entſcheidung verlange, kräftig unterſtützen werde.“

„Der Graf von Cobenzl unternahm es, ſeinen Hof wegen der feindſeligen Abſichten, die man bei ihm vorausſetzte, zu rechtfertigen. Er hat mich verſichert, daß der König von Ungarn und Böhmen weit entfernt ſey, ſich in unſere innern Angelegenheiten miſchen zu wollen, und daß er auf keine Weiſe daran denke, die Abſichten der Ausgewanderten zu unterſtützen. Er wiederholte, was er mir ſchon mehrmals geſagt hatte, daß man Verſtärkungen in das Breisgau geſendet, weil man dieſelben für das Land ſelbſt für nötyig erachtet habe, um daſelbſt Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten, und damit ſie in der Nähe ſeyen, um den benachbarten Staaten des Reiches, welche Hülfe nöthig haben ſollten, beiſtehen zu können. Ich bemerkte, daß ſo große Vorſicht, vereint mit der uns bekannten Verbündung, unſere Beſorgniß nur allzuſehr rechtfertige. Ich beſtand vorzüglich auf der Aufhebung dieſer Verbündung, welche Allem, was wir von einem Bundesverwandten mit Recht erwarten können, ſo ſehr entgegen ſey.“

„Die Antwort des Grafen von Cobenzl hat mich in der Meinung beſtärkt, welche ich von jeher gehegt habe, daß man uns zwar nicht angreifen will, aber geſonnen iſt, Forderungen an uns zu machen, deren Erfüllung vielleicht ſchwerlich Statt finden dürfte, ohne vorher die Gewalt der Waffen verſucht zu haben. Der öſterreichiſche Miniſter hat mir geſagt: die Verbündung ſey nun nicht mehr eine Sache, die den König von Un-

garn und Böhmen allein angebe; der König könne ſich nur in Gemeinſchaft mit den andern Höfen aus dieſer Verbündung zurückziehen, und dieſelbe werde fortwährend den nämlichen Zweck haben, ſo lange Dasjenige, was man mit Frankreich in Richtigkeit zu bringen habe, nicht beigelegt ſey. Er hat mir folgende drei Punkte genannt:

„1. Wiedereinſetzung der in Lothringen und im Elſaſſe beſitzhabenden Fürſten in ihre Rechte.“

„2. Wiedererſtattung der Grafſchaft Avignon an den Pabſt.“

„3. Maßregeln, die unſererſeits zu nehmen und die von ſolcher Art ſeyen, daß unſere Regierungsform eine hinlängliche Kraft habe, um das, was die andern Staaten beunruhigen könne, im Zaume zu halten.“

„Da alles Raiſonnement über dieſe Gegenſtände unſererſeits bereits erſchöpft iſt, und da das hier angenommene Syſtem keine Aenderung erleiden zu wollen ſcheint, ſo habe ich den Grafen von Cobenzl gefragt: ob ich ſtatt der Antwort auf die Vorſtellungen, die ich ihm ſo eben gemacht habe, melden könne, ſein Hof wolle ſich an die officielle Note vom 18. März halten?“ Der Vicecanzler, der ſich in dem Kreiſe, in welchen ich ihn einſchloß, unbehaglich fand, gab zur Antwort: er wolle ſich von dem Könige Befehle erbitten, und er werde ohne Aufſchub mich von

Demjenigen benachrichtigen, was Se. Majeſtät ihm auftragen würden, mir zu ſagen." —

"Herr von Biſchofswerder iſt am 5. d. M. abgereist, um nach Berlin zurückzukehren. Er würde eher abgereist ſeyn, wenn er nicht, wie man mir geſagt hat, einige Tage lang die Abfaſſung eines Circularſchreibens abgewartet hätte, welches an die verbündeten Höfe, und wahrſcheinlich auch an die Reichsſtände als Mittelſtände, geſandt werden ſoll, um bei jedem anzufragen, was für Beiſtand an Truppen oder Geld er im Falle eines Krieges zu leiſten geſinnt ſey. Ich habe indeſſen keine Gewißheit über das, was dieſes Circularſchreiben betrifft. Der Herr von Biſchofswerder wird ſich zu Prag aufhalten, um den Fürſten von Hohenlohe zu ſprechen, und mit ihm den Tag und den Ort verabreden, an welchem zwiſchen dem öſterr. General und dem Herzoge v. Braunſchweig eine Unterredung gehalten werden kann. Man vermuthet, daß dieſe Unterredung während des laufenden Monats zu Leipzig Statt finden wird. So weit meine Kenntniß reicht, hat der Wiener Hof einen blos defenſiven Plan angenommen, ungeachtet der dringenden Aufforderungen des Berliner Hofes, einen andern anzunehmen."

"Noailles."

Endlich ſagte Noailles noch in einem dritten Schreiben:

„So eben hat mir Graf Cobenzl im Namen des Königs, ſeines Herrn, geſagt, daß die vom 18. März datirte Note die Antwort auf die Fragen enthalte, welche ich zu wiederholen den Auftrag gehabt habe, und daß man die in jener Note ausgedrückten Geſinnungen um ſo viel weniger abändern könne, da dieſelbe auch die Meinung des Königs von Preußen über die Sache Frankreichs enthalte, eine Meinung, die in jeder Rückſicht mit der Meinung des Königs von Ungarn übereinſtimmend ſey.“

Auf Dumouriez's Begehren mußte Ludwig folgenden Brief an ſeinen Neffen, damals noch König von Ungarn und Böhmen, ſchreiben:

„Mein Herr Bruder und Neffe! Die Ruhe von Europa hängt von der Antwort ab, welche Ew. Majeſtät auf die Mittheilung des gegenwärtigen Schritts ertheilen wird, den ich dem großen Intereſſe der franzöſiſchen Nation, ihrer Ehre und dem Wohle der unglücklichen Schlachtopfer eines Krieges ſchuldig bin, mit welchem die Verbündung der Mächte Frankreich bedroht. Ew. Majeſtät können nicht daran zweifeln, daß ich aus freiem Willen und ungezwungen die Conſtitution angenommen habe. Ich habe geſchworen, dieſelbe aufrecht zu erhalten. Meine Ruhe und meine Ehre ſind mit derſelben verbunden, und mein Schickſal hängt von dem Schickſal derjenigen Nation ab, deren erblicher Stellvertreter ich bin, und die ungeachtet der Verläumdungen,

welche man gegen ſie zu verbreiten beliebt, jederzeit die Achtung aller Völker verdient und erhalten wird. Die Franzoſen haben geſchworen, frei zu leben oder zu ſterben, und ich habe denſelben Eid geleiſtet.“

„Herr de Maulde, welchen ich als außerordentlichen Geſandten zu Ew. Majeſtät ſende, wird Ihnen die Mittel bekannt machen, die uns übrig bleiben, um die Plagen des Krieges, welcher Europa bedroht, zu verhüten. In dieſen Geſinnungen“ u. ſ. w.

„Paris, am 13. April 1792.“ „Ludwig.“

Den 20. April begab ſich der König, von ſeinen ſechs Miniſtern begleitet, in die Nationalverſammlung; vierundzwanzig Deputirte waren ihm entgegengegangen, um ihn zu empfangen. Er nahm zur Linken des Präſidenten Platz, und ſprach:

„Ich komme in die Nationalverſammlung wegen eines der wichtigſten Gegenſtände, die die Aufmerkſamkeit der Stellvertreter der Nation beſchäftigen können. Mein Miniſter der auswärtigen Geſchäfte wird Ihnen den Bericht vorleſen, welchen er in meinem Staatsrathe über unſere Lage in Rückſicht auf Deutſchland abgeſtattet hat.“

Nun las Dumouriez einen langen Bericht ab, den er ſchon im Staatsrath abgeleſen hatte, aus dem wir hier nur die merkwürdigſten Stellen mittheilen:

„Sire! Als Sie die Conſtitution zu erhalten geſchworen haben, welche Ihnen die Krone zugeſichert hat; als Ihr Herz ſich aufrichtig mit

dem Willen einer freien und ſouverainen Nation vereinigte: da wurden Sie der Gegenſtand des Haſſes der Feinde der Freiheit. Stolz und Tyrannei haben alle Höfe in Bewegung geſetzt; kein Band der Natur, kein Vertrag hat die Ungerechtigkeit derſelben zurückhalten können. Ihre ehemaligen Bundesgenoſſen haben Sie aus der Reihe der Deſpoten ausgeſtrichen: allein die Franzoſen haben Sie zu der ruhmvollen und dauerhaften Ehre des höchſten Oberhaupts einer frei gewordenen Nation erhoben. Das Geſetz, welches Sie angenommen haben, ſchreibt Ihnen Ihre Pflichten vor; und Sie werden dieſelben alle erfüllen.“

„Man verläumdet die franzöſiſche Nation; man will die Souverainetät derſelben nicht anerkennen. Ausgewanderte Rebellen finden einen Zufluchtsort bei unſern Nachbarn. Sie verſammeln ſich auf unſern Gränzen und drohen öffentlich, in ihr Vaterland einzudringen und daſſelbe mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihre Wuth würde ohnmächtig ſeyn, oder vielmehr die Reue wäre ſchon an die Stelle derſelben getreten, wenn ſie nicht Schutz bei einer Macht gefunden hätten, welche alle Bande, durch welche ſie mit uns verknüpft iſt, zerriſſen hat, ſobald ſie ſah, daß unſere Umſchaffung unſerem Bündniſſe mit ihr eine neue Geſtalt geben, und daſſelbe bald gleicher machen würde.“

„Seit dem Jahre 1756 hatte Oeſterreich einen

Bundesvertrag gemißbraucht, für welchen Frankreich immer zu viele Achtung gehabt hat. Seit jener Zeit hatten wir, dieſem Vertrage zufolge, unſer Blut vergoſſen und unſere Schätze verſchwendet, in ungerechten Kriegen, welche der Ehrgeiz anzündete, und welche ſich immer durch Verträge endigten, die, von einer trügeriſchen und lügenhaften Politik eingegeben, die Mittel, einen neuen Krieg zu erregen, immer noch übrig ließen. Seit jenem unglücklichen Zeitpunkte von 1756 erniedrigte ſich Frankreich ſo ſehr, daß es in den blutigen Trauerſpielen des Deſpotismus eine untergeordnete Rolle ſpielte. Es war von dem immer geſchäftigen Ehrgeize des Hauſes Oeſterreich unterjocht, welchem es ſeine natürlichen Verbindungen aufopferte. Sobald Oeſterreich in unſerer Conſtitution las, daß Frankreich nicht länger das Werkzeug ſeiner Eroberungsſucht ſeyn könnte, hat es dieſem Werke der Vernunft Vernichtung geſchworen; es hat alle die Dienſte vergeſſen, welche Frankreich ihm geleiſtet hatte, und iſt endlich, da es die franzöſiſche Nation nicht länger beherrſchen kann, ihr unverſöhnlicher Feind geworden.«

»Der Tod Joſephs des Zweiten ſchien von Seiten ſeines Nachfolgers mehr Ruhe zu verſprechen. Leopold, welcher die Philoſophie neben ſeinem Throne in Toskana hatte herrſchen laſſen, ſollte ſich, ſchien es, mit nichts anderem beſchäftigen, als mit der Heilung der Wunden, welche

der unbegränzte Ehrgeiz ſeines Vorfahren ſeinen Staaten geſchlagen hatte. Leopold war auf dem Kaiſerthrone nur eine vorübergehende Erſcheinung; und dennoch hat er ohne Unterlaß die Mächte Europens gegen uns aufzuwiegeln geſucht. *) Er iſt es, der in den Conferenzen zu Padua, Reichenbach, Haag und Pillnitz die feindſeligſten Plane gegen uns entworfen hat; Plane, welche er unter dem erniedrigenden Vorwande eines vorgeblichen Mitleidens mit Ew. Maj. verbarg, da Sie doch, Sire, der ganzen Welt erklärt hatten, daß Sie frei wären, daß Sie die Conſtitution aufrichtig angenommen hätten, und daß Sie dieſelbe mit aller Macht handhaben würden. Er verläumdete die Nation, deren erblicher Stellvertreter Sie ſind. Er trieb die Beleidigung gegen Sie, Sire, ſo weit, daß er ſich ſtellte, als hielte er Sie nicht für frei, und Ihre Abſichten nicht für lauter. Er bediente ſich aller Triebfedern einer im Finſtern ſchleichenden Politik, um die Zahl von Frankreichs Feinden zu vermehren, unter Vorwänden, die eine ſo drohende Verbündung keineswegs rechtfertigen konnten. Leopold, ſeit langer Zeit mit Rußland verbunden, um Polen und die Türkei zu theilen, entzog unſerem Bündniſſe jenen nordiſchen König, deſſen unruhige Thätigkeit nur der Tod hemmen konnte, in eben

---

*) Wie unwahr dieſe und die folgende Behauptung Dumouriez's ſind, haben unſere Leſer ſchon im Laufe dieſes Werkes geſehen. (Anm. d. Verf.)

dem Augenblicke, da er das Werkzeug des Hauſes Oeſterreich werden wollte. Leopold hat gegen Frankreich den Nachfolger des unſterblichen Friedrichs aufgebracht, gegen den wir, aus Treue gegen unkluge Verträge, vierzig Jahre lang Oeſterreich beſchützt hatten. Leopold hat ſich als das Haupt einer Verbündung erklärt, welche zur Abſicht hat, unſere Conſtitution umzuwerfen. Er hat in Depeſchen, über welche Europa das Urtheil ſprechen wird, einen Theil der franzöſiſchen Nation aufgemuntert, ſich gegen den andern zu bewaffnen. So wollte er über Frankreich zugleich die Schrecknisse eines Bürgerkrieges und alle Plagen eines auswärtigen Krieges bringen."

"So hat ſich der Kaiſer Leopold gegen eine edelmüthige Nation vergangen, die, ſelbſt ſeit ihrer Wiedergeburt, die Verträge heilig hielt, wie ſchädlich und nachtheilig dieſelben auch für ſie ſeyn mochten. Es iſt nothwendig, Sire, Sie an eine officielle Note des Fürſten von Kaunitz vom 19. Februar zu erinnern, weil ſie in den Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer Leopold und Ew. Maj. die letzte Urkunde iſt. Seine feindſeligen Abſichten erhellen ganz klar aus derſelben. Sie iſt eine förmliche Kriegserklärung und verdient eine genauere Unterſuchung."

"Der Fürſt von Kaunitz, welcher im Namen ſeines Herrn ſpricht, ſagt gleich im Anfang derſelben, daß man niemals eine unparteiiſche

Abſicht deutlicher gezeigt und bewieſen habe, als die Abſicht Sr. kaiſerl. Maj. in Rückſicht auf die Zuſammenrottungen der Ausgewanderten im Trieriſchen. Es iſt wahr, der Wiener Hof hatte damals die bewaffneten Ausgewanderten gezwungen, die Niederlande zu verlaſſen, aus Furcht, die Franzoſen möchten in ihrem Unwillen in die belgiſchen Provinzen einfallen, wo die Rebellen noch ihren Staab haben, welcher aus Generalen mit weißen Cocarden beſteht. Sogar am Hofe zu Brüſſel empfieng man, und empfängt man noch täglich, gegen alle Capitulationen und Cartels, zahlreiche Banden und ganze Corps, mit Waffen, Gepäcke, Officieren, Fahnen und Kriegskaſſen. So beſchützt man die ſträflichſte Deſertion, welche mit Diebſtahl und Verrätherei verbunden iſt.“

„Zur nämlichen Zeit legte der Wiener Hof, auf das unregelmäßige Anſuchen des Fürſten von Bruntrut, Beſatzung in das Bißthum Baſel, um in die Abtheilung des Doubs einfallen zu können. Dadurch verletzte er das Territorium des Cantons Baſel, und handelte gegen die Verträge, welche das Bißthum unter den Schutz des Cantons ſowohl, als Frankreichs geſetzt haben. Zur nämlichen Zeit vermehrte der Wiener Hof beträchtlich ſeine Beſatzung im Breisgau; zur nämlichen Zeit gab der Wiener Hof dem Feldmarſchall Bender den Befehl, mit Truppen in das Churfürſtenthum Trier einzurücken, im Fall die Fran-

Franzoſen in daſſelbe einrücken ſollten, um die bewaffneten Rotten zu zerſtreuen. Es hatte zwar den Anſchein, als wenn der Wiener Hof dem Churfürſten von Trier vorgeſchrieben hätte, dieſe Zuſammenrottungen nicht mehr zu dulden; es ſchien auch einen Augenblick, als wenn dieſer geiſtliche Fürſt geſonnen ſey, dieſelben zu zerſtreuen: aber alles dieſes geſchah nur zum Scheine. Man ſuchte den Miniſter Ew. Maj. zu Trier durch Lügen zu täuſchen, und durch Beleidigungen abzuſchrecken. Die Zuſammenrottungen haben zu Coblenz in größerer Anzahl angefangen als vorher; ihre Magazine ſind im nämlichen Stande geblieben: und Frankreich ſah in dieſer ganzen Angelegenheit nichts als Betrug, Drohungen und Gewaltthätigkeiten.„

An einer andern Stelle heißt es:

„Der König von Ungarn und Böhmen hat, auf die Aufforderung, eine kategoriſche Antwort zu geben, um den Beſorgniſſen beider Nationen ein Ende zu machen, und die Ruhe in Europa herzuſtellen, Ew. Maj. ſeinen letzten Entſchluß durch eine Note des Fürſten von Kaunitz vom 18. März zu wiſſen gethan. Da nun dieſe Note das Ultimatum des Wiener Hofes, und noch beleidigender iſt, als alle vorhergehenden; ſo verdient ſie genauer erwogen zu werden. Das erſte Wort dieſer Note iſt eine argliſtige Beleidigung: „Da die franzöſiſche Regierung kategoriſche Er-

läuterungen verlangt hat --" Sire! Es iſt alſo nicht mehr die Rede von dem Könige der Franzoſen! Fürſt von Kauniß trennt Sie von der Nation, um glauben zu machen, daß Sie nicht frei ſeyen, daß Sie an den Unterhandlungen keinen Antheil hätten; daß Sie kein Intereſſe daran nähmen. Fürſt von Kauniß ſagt ferner: "Allein noch weit mehr kam es der Würde großer Mächte zu, offenherzig zu widerlegen, und Beſchuldigungen ſowohl als Aufforderungen, zwiſchen denen ſich die Worte Frieden oder Krieg befanden, und die mit Beleidigungen aller Art begleitet waren, nicht als vertraute Mittheilungen zu betrachten, die man in der Antwort übergehen könnte." Ganz gewiß hat ſich der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte vorzuwerfen, daß er ſich bei einer ſolchen Gelegenheit eine Antwort im Vertrauen erlaubt hat; allein er konnte ſich nicht vorſtellen, daß der Fürſt von Kauniß die Treuloſigkeit begehen würde, dieſelbe zu verſtümmeln oder abzuändern, um einen Misbrauch davon zu machen. Und wenn jemals wieder eine friedliche Unterhandlung Statt haben könnte, ſo müßten Ew. Maj. vor allen Dingen von dem Könige von Ungarn und Böhmen die Beſtrafung eines treuloſen erſten Miniſters verlangen, welcher durch gemißbrauchtes Zutrauen ſich bemühte, das Herz eines jungen Monarchen abwendig, und zwei Nationen, die ſich gegenſeitig ſchätzen ſollten, zu unverſöhnlichen Feinden zu machen."

Der Bericht ſchloß mit den Worten:

„Der Herr von Kaunitz ſagt weiter: „Sollten aber ihre Plane und ihre Schleichwege die Oberhand behalten, ſo ſchmeichelt ſich Se. Maj., daß wenigſtens der vernünftige und vorzügliche Theil der Nation alsdann das Daſeyn einer Verbündung, deren Abſichten ihres Vertrauens ſowohl, als der wichtigſten Criſis, welche jemals das gemeinſchaftliche Intereſſe von Europa betroffen hat, würdig iſt, als eine tröſtliche Ausſicht des Schutzes anſehen werde.“ In dieſen treuloſen Ausdrücken verbirgt man den Plan gar nicht, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen. Auf eine ſolche Weiſe ſchleudert dieſer achtzigjährige Miniſter, mit ſchwacher Fauſt, die Fackel des Bürgerkrieges mitten unter uns. Nein, Sire! die Franzoſen werden ſich nicht entzweien, wenn Frankreich in Gefahr ſeyn wird. Viele Ausgewanderte werden die Fahnen der Feinde verlaſſen, über ihren Irrthum erröthen, und denſelben dadurch gut machen, daß ſie kommen, um für ihr Vaterland zu fechten. Ew. Maj. werden ein Beiſpiel von Bürgertugend geben, wenn Sie die der Nation angethane Beleidigung rächen.“

„Als Sie mir das Miniſterium der auswärtigen Geſchäfte übertrugen, da war es meine Pflicht, dem Zutrauen der Nation ſowohl als das Ihrige dadurch zu entſprechen, daß ich in Ihrem Namen die kraftvolle Sprache der Vernunft und Wahrheit führte. Da ſich das Miniſterium von Wien durch eine freimüthige Unter-

handlung zu ſehr im Gedränge ſah, zog es ſich in ſich ſelbſt zurück, und berief ſich auf die Note vom 18. März, die ich Ihnen ſo eben zergliedert habe. Dieſe Note iſt eine wahre Kriegserklärung. Die Feindſeligkeiten ſind nur eine Folge davon; denn der Krieg beſteht nicht blos in Kanonenſchüſſen, ſondern in den Herausforderungen, Zurüſtungen und Beleidigungen.„

„Aus dieſer Ueberſicht erhellt, Sire: 1) daß das Haus Oeſterreich in der That den Vertrag von 1756 gebrochen hat. 2) Daß das Einverſtändniß unter den Mächten, zu welchem der Kaiſer Leopold im Monate Juli 1791 aufgefordert, und welches der König von Ungarn und Böhmen beſtätigt hat, zufolge der Note des Fürſten von Kauniz vom 18. März 1792, die das Ultimatum der Unterhandlungen enthält, gegen Frankreich gerichtet und eine förmliche Feindſeligkeit iſt. 3) Daß, da ich auf Befehl Ew. Maj. gemeldet habe, daß Sie Sich als ausgemacht im Kriege begriffen betrachten würden, wenn der Eilbote bei ſeiner Rückkehr nicht eine ſchnelle und offene Erklärung auf die Depeſchen vom 19. und 27. März mitbrächte, dieſes Ultimatum, welches nicht auf dieſelben antwortet, eine förmliche Kriegserklärung iſt. 4) Daß ſogleich dem Herrn de Noailles muß befohlen werden, nach Frankreich zurückzukehren, ohne Abſchied zu nehmen, und daß alle Correſpondenz mit dem Wiener Hofe ein Ende haben muß.„

„Nach allen den Betrachtungen, zu welchen ein ſo wichtiger Entſchluß Gelegenheit geben muß, habe ich erwogen, daß die Umſtände, in denen wir uns befinden, und die von Tag zu Tage dringender werden, durch die Annäherung der verſchiedenen Corps öſterreichiſcher Truppen, welche ſich von allen Seiten her auf unſern Gränzen ſammeln, uns in den Fall geſetzt haben, eine entſcheidende Parthie ergreifen zu müſſen. Ich habe erwogen, daß Ew. Maj. den Wunſch der Nation erfüllt haben, welcher von den Stellvertretern derſelben in ihrer Adreſſe vom 20. November ausgedrückt war, indem Sie von dem Wiener Hofe eine kategoriſche Antwort verlangten und einen Termin für das Ende des Kriegszuſtandes feſtſetzten; daß man auf dieſen Schritt durch ein beleidigendes Stillſchweigen geantwortet hat; daß der Wunſch der Nation, welcher mehr als einmal auf der Rednerbühne geäußert, und durch Zuſchriften aus allen Abtheilungen beſtätigt wurde, am 14. Januar durch einen feierlichen, erhabenen Eid erklärt worden iſt, nämlich: „wie man als infam, als Verräther des Vaterlandes und des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig, einen jeden Franzoſen anſehen würde, welcher, mittelbar oder unmittelbar, an einem Plane Theil nähme, deſſen Zweck eine Abänderung der Conſtitution oder eine Vermittlung mit den Rebellen wäre, oder dahin abzielte, den im Elſaſſe und Lothringen Beſitz habenden deutſchen Fürſten eines der Rechte wieder zu verſchaffen,

welche durch die Beſchlüſſe der conſtituirenden Nationalverſammlung ſind aufgehoben worden.“ Dieſer Eid hallte wieder in ganz Frankreich, und ich erinnere Ew. Maj. daran, um ihn den drei Vorſchlägen entgegenzuſtellen, welche der Miniſter, Herr von Cobenzl, am 5. April, in ſeiner Conferenz mit dem Herrn de Noailles gemacht hat. Ich habe erwogen, daß die Ehre und Redlichkeit des Königs der Franzoſen auf eine treuloſe Weiſe beleidigt ſind, indem man ſich in der officiellen Note vom 18. März ſtellt, als ob man ihn von der Nation trenne, und in dieſer Note der franzöſiſchen Regierung antwortet, ſtatt dem Könige der Franzoſen zu antworten. Ich habe erwogen, daß ſeit dem Anfange der Revolution die franzöſiſche Nation ſowohl als ihre Wortführer von dem Wiener Hofe auf die unerträglichſte Weiſe beleidigt worden ſind; daß dieſelbe beſtändig beſchimpft worden iſt ſowohl in der Perſon Duveyrier's, welcher vom Könige abgeſandt war und ſchändlicherweiſe feſtgehalten wurde, als in den Perſonen einer Menge von franzöſiſchen Staatsbürgern, welche in verſchiedenen unter öſterreichiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Ländern beleidigt oder eingekerkert worden ſind, aus Haß gegen die franzöſiſche Conſtitution, gegen unſere Nationaluniform und gegen die Unterſcheidungszeichen unſerer Freiheit. Ich habe erwogen, daß in der ganzen Conſtitution kein Artikel iſt, welcher den König berechtigte, zu erklären, daß die Nation Krieg hat, und daß man

hingegen in der erſten Abtheilung des dritten Kapitels liest: „Der Krieg kann nicht anders als zufolge eines Beſchluſſes des geſetzgebenden Körpers, welcher nach dem förmlichen und nothwendigen Vorſchlage des Königs gefaßt und von ihm genehmigt worden iſt, erklärt werden;“ daß demzufolge der König nicht einen Rath von der Nationalverſammlung zu verlangen hat, ſondern derſelben nothwendig einen förmlichen Vorſchlag thun muß. Ich habe endlich erwogen, daß die franzöſiſche Nation laut ihren Willen geäußert hat, keine Beleidigung und keine Abänderung in der Conſtitution, welche ſie ſich gegeben hat, zu dulden; und daß den Händen des Königs, vermöge des von ihm geleiſteten Eides, daß er die Conſtitution aufrecht erhalten wolle, die Würde und Sicherheit der franzöſiſchen Nation anvertraut worden iſt. Ich trage daher darauf an, daß, geſtützt auf die Gerechtigkeit dieſer Beweggründe und im Vertrauen auf die Kraft des franzöſiſchen Volkes, Se. Maj., begleitet von Ihren Miniſtern, ſich in die Nationalverſammlung begebe, um derſelben den Krieg gegen Oeſterreich vorzuſchlagen.“

Nachdem Dumouriez geendigt hatte, ſtand der König auf, und ſagte ſehr bewegt:

„Sie haben den Erfolg meiner Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe gehört. Der in dem Berichte enthaltene Vorſchlag war die ein-

ſtimmige Meinung meines Staatsrathes. Ich habe denſelben angenommen. Er iſt dem Wunſche gemäß, den mir die Nationalverſammlung mehrmals geäußert, ſo wie den Geſinnungen, die mir ein großer Theil der Staatsbürger aus mehreren Theilen des Reiches gezeigt hat. Alle wollen lieber Krieg, als länger anſehen, daß man die Würde des franzöſiſchen Volkes beleidigt und die Sicherheit deſſelben bedroht. Vorläufig habe ich alle Mittel anwenden müſſen, um den Frieden zu erhalten. Heute aber komme ich, der Conſtitution zufolge, um der Nationalverſammlung den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen vorzuſchlagen.“

Der Präſident der Verſammlung erwiederte:

„Sire! Die Nationalverſammlung wird den förmlichen Vorſchlag, den Sie ihr gethan haben, in reifliche Ueberlegung nehmen, und Ew. Majeſtät werden von dem Erfolge ihrer Berathſchlagungen durch eine Botſchaft benachrichtigt werden.“

Hierauf verließ der König die Verſammlung. Nach ſeiner Entfernung beſchloß man, eine außerordentliche Abendſitzung zu halten. Das öſterreichiſche Ultimatum hatte faſt allgemeinen Unwillen erregt. Man fürchtete, dem Schickſale Hollands und vielleicht dem von Polen zu unterliegen, und wollte den Enthuſiasmus des Volkes benützen. Die Sprache des Wiener Hofes war übrigens weit beſtimmter, als unter Leopold. Dumouriez

ſchmeichelte den Republikanern, indem er ihnen die Eroberung der öſterreichiſchen Niederlande verſprach, die erſt kürzlich dem Kaiſer Trotz geboten hatten, um die Güter ihrer Pfaffen zu vertheidigen; die kaum gedämpfte Rebellion konnte ſich leicht wieder erneuern, wenn die Franzoſen den religiöſen Glauben ihrer Nachbarn ein wenig achteten, und ſie nicht wie abergläubiſche und fanatiſche Dummköpfe behandelten. Die ſtarken Feſtungen von Mons und Namur, unter Ludwig XIV. ſo berühmt geworden, waren nicht mehr. Die öſterreichiſche Armee in dieſen Ländern war nicht ſehr zahlreich. Dumouriez verlangte von den Jakobinern, daß ſie ihren tollen Unglauben nur verbergen ſollten, um zu dieſem Zwecke zu kommen; was ihn anbetraf, ſo würde er eben ſo leicht die Reliquien zu Courtrai geküßt haben, als er die rothe Freiheitsmütze aufgeſetzt hatte. Robespierre erneuerte ſeine Bedenklichkeit. Bazire, ſein größter Anhänger, ſtimmte ihm bei. Briſſot aber, welcher dem Einfluß deſſelben jetzt das Gleichgewicht zu halten ſchien, behauptete, daß Siege und Niederlagen der Freiheit gleich nützlich ſeyn würden. Erſtere würden alle Monarchen Europas erſchrecken, und die letztern den Thron des Königs von Frankreich umſtürzen. „Man muß," ſprach er, „dieſen doppelten Verſuch wagen, und zu gleicher Zeit dem Schickſale und der Verrätherei trotzen. Sollten uns Arme fehlen, die Verräther zu beſtrafen? Werden uns geſchicktere Leute fehlen, ſie

zu erſetzen?“ Mit Wohlgefallen führte er darauf das Beiſpiel der Amerikaner an, die ihre Unterdrücker mit undiſciplinirten, unerfahrenen, Alles entbehrenden Armeen ſiegreich bekämpft hatten, weil ſie jene Tugenden, Muth, Ausdauer und Unerſchrockenheit, beſaßen, die immer im Gefolge der Freiheit ſeyen.

Man forderte in dieſer Abendſitzung (am 20. März), die ſehr ſtürmiſch begann, Diejenigen, welche gegen den Krieg waren, auf, den Rednerſtuhl zu beſteigen. Baquet, der von der conſtitutionellen Partei war, hielt in dieſer Abſicht eine Rede, die darum beſonders merkwürdig iſt, weil ſie in Folge des Laufes der Dinge und der eingetroffenen Begebenheiten gewiſſermaßen als eine Prophezeihung angeſehen werden kann. Bazire ſagte, daß man nun alle mögliche Verrätereien von Seiten des Hofes zu gewärtigen habe. Die Verſammlung überließ ſich hierauf dem Ausbruch des allgemeinſten Taumels, der noch jemals in derſelben geherrſcht hatte, und erließ einſtimmig, gegen ſieben Opponenten, den Beſchluß, welcher dem Könige von Böhmen und Ungarn (Franz II. war noch nicht als deutſcher Kaiſer gekrönt) den Krieg erklärte. Die ungeduldige, ungeheure Menge, welche den Verſammlungsſaal umgab, nahm mit der größten Freude und voll Enthuſiasmus dieſen Entſchluß auf.

Der Beſchluß lautete:

„Nachdem die Nationalverſammlung über den förmlichen Vorſchlag des Königs ſich berathſchlagt, und in Erwägung gezogen hat, daß der Wiener Hof, den Verträgen zuwider, ohne Aufhören den rebelliſchen Franzoſen öffentlich ſeinen Schutz hat angedeihen laſſen; daß er mehrere europäiſche Mächte zu einem Bündniſſe gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit der franzöſiſchen Nation aufgefordert und daſſelbe wirklich errichtet hat; daß Franz I., König von Ungarn und Böhmen, durch ſeine Note vom 18. März und 7. April d. J. ſich geweigert hat, dieſem Bündniſſe zu entſagen; daß er, ungeachtet des ihm durch die Note vom 11. März 1792 gemachten Vorſchlags, die Truppen an den Gränzen gegenſeitig auf den Friedensfuß zu ſetzen, dennoch ſeine feindlichen Zurüſtungen fortgeſetzt und vermehrt hat; daß er förmlich die Souverainetät der franzöſiſchen Nation angetaſtet und erklärt hat, die Forderungen der deutſchen Fürſten, welche in Frankreich Beſitzungen haben und welchen doch die franzöſiſche Nation zu allen Zeiten Entſchädigung angeboten, unterſtützen zu wollen; daß er ſich bemüht hat, Spaltungen unter den franzöſiſchen Bürgern zu erregen und ſie zum Kriege gegen einander zu reizen, indem er in dem Bündniſſe der europäiſchen Mächte den Unzufriedenen eine Unterſtützung angeboten; nachdem ſie endlich erwogen hat, daß ſeine Weigerung, auf die letzte Depeſche des Königs von Frankreich zu antworten, keine Hoffnung mehr übrig läßt, auf dem Wege gütlicher

Unterhandlungen die Abhülfe dieſer verſchiedenen Beſchwerden zu erlangen, und die genannte Weigerung nicht anders als für eine förmliche Kriegserklärung angeſehen werden kann: ſo erkennt die Verſammlung, daß die Sache dringend iſt.„

„Nachdem die Nationalverſammlung erklärt hat, daß die franzöſiſche Nation, ihren durch die Conſtitution geheiligten Grundſätzen, niemals in der Abſicht, Eroberungen zu machen, einen Krieg zu unternehmen, und niemals ihre Macht gegen die Freiheit irgend eines Volkes zu gebrauchen, getreu, — nur die Waffen ergreift, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten; daß der Krieg, den ſie zu führen gezwungen wird, kein Krieg einer Nation gegen die andere, ſondern die Vertheidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs iſt; daß die Franzoſen niemals ihre Brüder mit ihren wirklichen Feinden verwechſeln werden; daß ſie nichts verſäumen wollen, was dazu beitragen kann, die Plagen des Krieges zu mildern und das Eigenthum zu ſchonen und zu erhalten, um allein auf die Häupter Derjenigen, die ſich gegen unſere Freiheit verſchworen haben, all das Unglück zu bringen, welches im Kriege unvermeidlich iſt; daß ſie zum Voraus ſchon alle die Fremden in ihren Schonß aufnimmt, welche die Partei ihrer Feinde verlaſſen, ſich unter ihre Fahnen verſammeln, und alle ihre Kräfte der Vertheidigung der Freiheit widmen wollen; daß ſie ſogar durch

alle nur mögliche Mittel, die in ihrer Gewalt ſtehen, die Niederlaſſung dieſer Fremden in Frankreich befördern wird; — nachdem die Nationalverſammlung über den förmlichen Vorſchlag des Königs ſich berathſchlagt und die Sache für dringend erklärt hat, ſo beſchließt ſie den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen.“

Dieſer Beſchluß wurde des Nachts um zehn Uhr dem Könige überbracht, und von demſelben ſogleich genehmigt.

So war denn jener verhängnißvolle Krieg entſchieden, der, nachdem er ſich ein Vierteljahrhundert in die Länge gezogen, ganz Europa eine andere Geſtalt gegeben hat. Selbſt die düſternſte Einbildungskraft und Zaghaftigkeit hätte ſich niemals einen kleinen Theil des Unheils träumen laſſen, das er hervorgebracht, ſo wenig als die verwegenſte feurigſte Hoffnung jenen Gipfel von Macht, auf dem Frankreich eine Zeitlang ſchwindelnd ſtand.

In ganz Frankreich empfing man dieſe Neuigkeit mit ausgelaſſener Freude. Der Krieg gab dem ſchon ſo trunkenen Volk einen neuen Stoß. Von allen Seiten kamen glückwünſchende Adreſſen ein; man warb Soldaten und reihete Freiwillige ein, machte patriotiſche Geſchenke und ſchmiedete Piken, und die Nation ſchien ſich zu erholen, um

Europa zu erwarten, oder daſſelbe zu überſchwemmen. Die Ariſtokraten und abſoluten Royaliſten, ſowohl in Frankreich als außerhalb, athmeten gleichfalls nur Krieg, von dem ſie jetzt allein noch die Rückkehr zum alten Zuſtand der Dinge hofften. Sie erwarteten Wunder von der Mannszucht und Taktik der deutſchen Truppen, beſonders der Preußen. Indeſſen ſandte man doch einen geheimen Emiſſair an die auswärtigen Mächte, um dieſe zu vermögen, daß die Ausgewanderten nicht an die Spitze ihrer Armeen geſtellt würden, was aber ohne Erfolg blieb. Die Conſtitutionellen ſahen im Krieg neue Siege und Triumphe für Lafayette, den ſie den Helden zweier Welten nannten, und hofften, daß alle über die Feinde errungenen Siege ebenſoviel Triumphe für die Jakobiner ſeyn würden. — Condorcet erhielt nun den Auftrag von der Verſammlung, die Gründe des franzöſiſchen Volkes zu einer Kriegserklärung auseinanderzuſetzen, deſſen er ſich folgendermaßen ſehr energiſch entledigte:

Auseinanderſetzung der Gründe, welche die Nationalverſammlung bewogen haben, dem Antrage des Königs auf eine Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen beizuſtimmen, von Condorcet.

(Sitzung vom 20ſten April 1792.)

„Die Nationalverſammlung, durch die unabweisliche Nothwendigkeit gezwungen, zu dem Kriege ihre Zuſtimmung zu geben, weiß wohl, daß ſie

beſchuldigt werden wird, denſelben freiwillig ver-
anlaßt oder beſchleunigt zu haben."

"Sie weiß, daß die hinterliſtigen Ränke des Wiener Hofes keinen andern Zweck hatten, als dieſer Beſchuldigung einen Schein von Wahrheit zu geben, weil die fremden Mächte derſelben bedürfen, um ihren Völkern den wahren Grund ihres ungerechten Angriffes gegen Frankreich zu verbergen; ſie weiß, daß der Vorwurf von den inländiſchen Feinden der Verfaſſung und Geſetze in der ſtrafwürdigen Hoffnung wiederholt werden wird, den Volksvertretern das Zutrauen ihrer Mitbürger zu rauben."

"Eine einfache Auseinanderſetzung ihres Betragens iſt ihre einzige Antwort, und ſie wendet ſich mit gleichem Vertrauen an die Fremden wie an die Franzoſen, weil die Natur in die Bruſt eines jeden Menſchen das nämliche Rechtsgefühl gelegt hat."

"Jedes Volk hat allein das Recht, ſich ſeine Geſetze zu geben, und das unveräußerliche Recht, ſie abzuändern. Dieſes Recht gehört Keinem, oder es gehört Allen gleichmäßig; es bei einem Volke angreifen, heißt es bei keinem anerkennen; es mit Gewalt bei einem fremden Volke rauben wollen, heißt es auch bei dem nicht anerkennen wollen, deſſen Bürger oder Oberhaupt man iſt; es iſt Verrath gegen ſein Vaterland, eine Kriegserklärung gegen die Menſchheit! Das franzöſiſche Volk

konnte glauben, daß alle Fürſten dieſe einfachen Wahrheiten einſehen würden, und daß im achtzehnten Jahrhundert Niemand ihm die alten Grundſätze der Zwingherrſchaft entgegenhalten würde: — ſeine Hoffnung wurde getäuſcht; es hat ſich ein Bund gegen ſeine Unabhängigkeit gebildet, und es hat nur die Wahl gehabt, ſeine Feinde über die Gerechtigkeit ſeiner Sache aufzuklären, oder ſich ihnen mit den Waffen in der Hand zu widerſetzen."

„Bei der Nachricht von dieſem drohenden Bündniſſe hat die für Erhaltung des Friedens beſorgte Verſammlung gefragt, welche Urſache dieſer Uebereinſtimmung von Mächten zu Grunde liege, die ſo lange einander gegenüber ſtanden; man hat ihr geantwortet, dieſe Urſache ſey die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, die Sicherheit und die Ehre der Kronen, die Furcht, Ereigniſſe ſich wiederholen zu ſehen, welche einige Epochen der franzöſiſchen Staatsumwälzung dargeboten hatten."

„Allein wie konnte Frankreich die allgemeine Sicherheit ſtören, da es den feierlichen Entſchluß gefaßt hatte, keine Eroberungen machen, und die Freiheit keines Volkes angreifen zu wollen; da es bei den langen und blutigen Unruhen, welche in den Niederlanden und im Gebiete von Lüttich zwiſchen den Herrſchern und den Unterthanen ausgebrochen waren, die ſtrengſte Neutralität beobachtet hatte?"

„Aller-

„Allerdings hat die franzöſiſche Nation laut erklärt, daß die oberſte Gewalt im Staate nur dem Volke gebühre, welches in der Ausübung ſeines Willens durch die Rechte der künftigen Geſchlechter gebunden iſt, und daher keine unwiderruflichen Rechte ertheilen kann; allerdings hat ſie laut anerkannt, daß kein Gebrauch, kein Geſetz, keine Zuſtimmung, kein Vertrag, eine Geſellſchaft einer Gewalt unterwerfen könne, die ſie nicht wieder zurückzunehmen berechtigt wäre: allein welchen Begriff haben denn die Fürſten von der Rechtmäßigkeit ihrer Gewalt, oder von der Gerechtigkeit, mit der ſie ſie ausüben, wenn ſie die Erklärung dieſer Grundſätze als einen Angriff auf die Ruhe ihrer Staaten betrachten?“

„Werden ſie ſagen, dieſe Ruhe könnte durch die Reden oder die Schriften einiger Franzoſen geſtört werden? Das hieße mit gewaffneter Hand ein Geſetz gegen die Preßfreiheit verlangen, das hieße den Fortſchritten der Vernunft den Krieg erklären: und wenn man weiß, daß die franzöſiſche Nation überall unbeſtraft beleidigt worden iſt, daß die Preſſen der Nachbarſtaaten uns unausgeſetzt mit Schriften überſchwemmt haben, welche zum Verrathe und zum Aufruhr verleiten ſollten, wenn man ſich an die Zeichen von Billigung und Schutz erinnert, die den Verfaſſern ſolcher Schriften gegeben wurden, — wird man dann glauben können, daß ein aufrichtiger Wunſch nach Frieden, und nicht ein Haß gegen die

Freiheit dieſe heuchleriſchen Vorwürfe erzeugt habe?"

"Man hat von den Verſuchen der Franzoſen geſprochen, die benachbarten Völker zur Zerbrechung ihrer Feſſeln, zur Zurücknahme ihrer Rechte zu bewegen. — Allein die Miniſter, welche dieſen Vorwurf wiederholt haben, ohne eine einzige Thatſache anführen zu können, wußten ſelbſt recht gut, wie ſehr er aus der Luft gegriffen ſey; und ſelbſt wenn dieſe Verſuche wirklich gemacht worden wären, ſo hätten die Mächte, welche die Zuſammenrottung unſerer Ausgewanderten geduldet, welche ihnen Unterſtützung bewilligt haben, welche ſie öffentlich bei ihren Berathungen zuließen, welche ſich nicht ſchämten, die Franzoſen zum Bürgerkriege aufzureizen, das Recht verloren, ſich zu beklagen. Oder man müßte behaupten, daß es erlaubt ſey, Sclaverei —, ſtrafwürdig aber, die Freiheit zu verbreiten; — daß alles gegen die Völker unternommen werden dürfe, daß nur die Könige Recht haben. Nie hatte der Stolz des Thrones der Majeſtät der Nationen mit mehr Frechheit Hohn geſprochen."

"Das franzöſiſche Volk hat durch den Gebrauch ſeines Rechtes, die Form ſeiner Verfaſſung nach Gutdünken zu beſtimmen, weder die Sicherheit noch die Ehre der fremden Kronen gefährden können. Rechnen denn die fremden Staatsoberhäupter es unter ihre Vorrechte, die

franzöſiſche Nation zwingen zu dürfen, ihrem Könige eine eben ſo große Gewalt einzuräumen, als ſie ſelbſt beſitzen? Wollen ſie, weil ſie Unterthanen haben, hindern, daß es ſonſtwo freie Menſchen gebe? Und ſollten ſie nicht einſehen, daß wenn ſie ſich Alles erlauben für das, was ſie die Sicherheit der Kronen nennen, ſie eben dadurch Alles für rechtmäßig erklären, was ein Volk für die Freiheit der andern Völker thun könnte?“

„Wenn Verbrechen, wenn Gewaltthaten einige Perioden der franzöſiſchen Staatsveränderung begleitet haben, ſo hatten allein die mit dem National-Willen Beauftragten das Recht, dieſelben zu beſtrafen, oder in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Jeder Bürger, jeder Beamte, ſey ſein Titel welcher er wolle, hat nur von den Geſetzen ſeines Landes Recht zu fordern und kann es nur von ihnen erwarten. Die fremden Mächte aber können, ſo lange ihre Unterthanen nicht unter den Ereigniſſen gelitten haben, keinen gerechten Grund haben, ſich zu beklagen, oder feindliche Maßregeln zu ergreifen, um dergleichen künftig zu verhindern. Verwandtſchaft, perſönliche Verbindungen der Könige ſind ohne Bedeutung für die Völker; unterworfen oder frei haben ſie Alle gemeinſchaftliche Vortheile mit einander; die Natur hat ihr Glück in dem Frieden, in gegenſeitigem brüderlichem Verkehr und Unterſtützung gegründet; ſie würde vor Unwillen erröthen, wenn

man die Neigungen oder den Stolz weniger Einzelnen mit dem Schickſale von zwanzig Millionen in die Wagſchale legen wollte. Sind wir denn verurtheilt, die freiwillige Sclaverei der Völker, die Altäre dieſer falſchen Erdengötter mit Menſchenopfern umgeben zu ſehen?“

„Mit Einem Worte, dieſe vorgeblichen Gründe zu einem Bunde gegen Frankreich waren nur neue Beleidigungen gegen ſeine Unabhängigkeit. Es hatte das Recht, zu verlangen, daß beleidigende Zurüſtungen aufgegeben würden, und die Weigerung als eine Kriegserklärung anzuſehen: dieſes waren die Grundſätze, nach denen die Verſammlung ihr Verfahren leitete. Sie hat fortwährend den Frieden gewünſcht, allein ſie hat einen Krieg einem für die Freiheit gefährlichen Zögern vorziehen müſſen; ſie hat ſich nicht verhehlen können, daß Aenderungen in der Verfaſſung, daß die Verletzung der Gleichheit, welche ihre Grundlage bildet, der einzige Zweck der Feinde Frankreichs ſey; daß ſie es deßhalb beſtrafen wollen, weil es die allen Menſchen gemeinſchaftlichen Rechte anerkannt hat; und dann hat ſie den von allen Franzoſen wiederholten Eid geleiſtet, lieber umzukommen, als den mindeſten Eingriff in die Freiheit der Bürger, in die Herrſchaft des Volkes, oder vollends in die Gleichheit zu geſtatten, ohne die es für die bürgerliche Geſellſchaft weder Gerechtigkeit noch Glück gibt!“

„Kann man den Franzoſen vorwerfen, die

Rechte anderer Völker nicht genugſam geachtet zu haben, weil ſie den deutſchen im Elſaß begüterten Fürſten, und dem Papſte nur Geldentſchädigungen boten?“

„Verträge hatten die Oberherrſchaft Frankreichs über das Elſaß anerkannt, und ſie wurde ſeit einem Jahrhunderte unbeſtritten ausgeübt. Die durch dieſe Verträge geheiligten Rechte waren bloße Privilegien; der Sinn dieſer Beſtätigung war alſo der, daß die Beſitzer der Lehen im Elſaße dieſe Vorrechte behalten würden, ſo lange die allgemeinen Geſetze Frankreichs die verſchiedenen Formen des Lehenweſens dulden würden. Dieſe Beſtätigung hieß weiter, daß, wenn alle Lehenrechte in Ein gemeinſchaftliches Grab ſinken würden, die Nation den Beſitzern eine Entſchädigung ſchuldig ſey für die wirklichen damit verbundenen Rechte; denn darauf beſchränkt ſich alles, was ein Eigenthümer fordern kann, wenn er ſich dem Geſetze gegenüber im Widerſpruche mit dem allgemeinen Beſten befindet. Die Bewohner des Elſaßes ſind Franzoſen, und die Nation könnte, ohne ſich zu beſchimpfen, nicht dulden, daß ihnen nur das mindeſte Recht von denen abgehe, welche allen Franzoſen gebühren. Man ſagt vielleicht, man hätte, um dieſe fremden Fürſten zu entſchädigen, ihnen ein Stück Gebiet abtreten können? Nein, ein freies und großmüthiges Volk verkauft keine Menſchen: es verdammt die, welche es einmal zum Genuſſe an

der Freiheit zugelaſſen hat, nachher nicht wieder zur Sclaverei, zur Unterwerfung.“

„Die Einwohner des Comitats konnten ſich eine Verfaſſung nach ihrer Willkühr geben: ſie konnten ſich für unabhängig erklären; ſie haben vorgezogen, Franzoſen zu werden, und Frankreich wird ſie nun nicht verlaſſen, nachdem es ſie angenommen hat. Und auch wenn es den Wunſch derſelben abgeſchlagen hätte, ſo hätte es doch ihren Unterdrückern nicht erlauben können, in das ganz von ihm eingeſchloſſene Gebiet über das Land der Freiheit zu ziehen, um ſie zu beſtrafen, weil ſie gewagt hatten, ſich frei zu machen, und ihre Rechte zurückzufordern. Das, was der Papſt aus dem Lande bezog, war die Bezahlung für ſeine Regierung: das Volk nahm ihm die Regierung, und die von Frankreich vorgeſchlagene Entſchädigung war ſomit nicht einmal im ſtrengen Rechte gegründet.“

„So verlangt man alſo auch hier wieder Verletzungen des natürlichen Rechtes im Namen des Papſtes und der Fürſten im Elſaſſe. So ſoll auch hier wegen der Anſprüche einiger Wenigen Blut fließen. Und wenn die Miniſter des Hauſes Oeſterreich dem Menſchenverſtande im Namen der Vorurtheile, oder den Völkern im Namen der Könige den Krieg hätten erklären wollen, ſie hätten keine andere Sprache führen können.“

„Man hat behauptet, der Wunſch des franzöſiſchen Volkes nach der Aufrechthaltung ſeiner Gleichheit und ſeiner Unabhängigkeit ſey der einer Faction. — Allein das franzöſiſche Volk hatte eine Verfaſſung; dieſe Verfaſſung iſt von der Mehrheit der Bürger angenommen worden; ſie kann nur durch den Wunſch des Volkes geändert werden, und nach Formen, die ſie ſelbſt vorſchreibt. So lange ſie beſteht, haben nur die durch ſie beſtimmten Gewalten das Recht, den Volkswillen auszuſprechen, und durch dieſe iſt dieſer Willen den fremden Mächten mitgetheilt worden. Der König hat ſich auf Einladung der Nationalverſammlung und in Erfüllung des ihm von der Verfaſſung gegebenen Amtes über den den Ausgewanderten gewährten Schutz beklagt: er hat vergebens verlangt, daß ihnen derſelbe entzogen werde; er hat die Erklärung über das gegen Frankreich geſchloſſene Bündniß verlangt; er hat verlangt, daß es aufgelöst werden ſoll; und man muß ſich billig wundern, den feierlichen, von ſeinen geſetzlichen Stellvertretern ausgedrückten Wunſch des Volkes das Geſchrei einiger Verſchwörer nennen zu hören. Welche eben ſo gute Rechtsgründe können denn jene Könige für ſich anführen, welche ihre verirrten Völker zwingen, gegen ihren Vortheil zu kämpfen, ſich zu waffnen gegen Rechte, die auch die ihrigen ſind, unter den Trümmern der franzöſiſchen Verfaſſung alle Keime ihres eigenen Glückes und die Hoffnungen des menſchlichen Geſchlechtes zu erſticken?“

„Und was ſoll eine Faction heißen, die ſich für die allgemeine Freiheit des menſchlichen Geſchlechts verſchworen hat? Die ganze Menſchheit iſt es, welche ſclaviſche Miniſter mit dieſem Namen beſchimpft haben!“

„Allein, ſagen ſie, der König iſt nicht frei. — Heißt das unfrei ſeyn, wenn man den Geſetzen des Landes gehorcht? Die Freiheit, ſich denſelben zu entziehen, ſie zu hindern, eine fremde Gewalt ihnen entgegen zu ſetzen, wäre kein Recht, ſondern ein Verbrechen!“

„Wenn daher die Nationalverſammlung alle dieſe hinterliſtigen Anmuthungen abgewieſen, dieſes unanſtändige Geſchrei verachtet hat, ſo hat ſie ſich als eben ſo große Freundin des Friedens, denn als beſtimmte Vertheidigerin der Volksrechte bewieſen. Die Fortſetzung einer feindſeligen Duldung der Ausgewanderten, der offene Bruch der Verſprechen, ihre Zuſammenrottungen aufzulöſen, die Weigerung, einem offenbaren Angriffsbündniſſe zu entſagen, die beleidigenden Gründe dieſer Weigerung, welche den Wunſch ausſprachen, die franzöſiſche Verfaſſung zu vernichten, waren hinreichende Gründe zu Feindſeligkeiten, die immer nur Vertheidigung ſind. Denn das iſt kein Angriff, wenn man dem Feinde nicht geſtattet, durch lange Vorbereitungen unſere Kräfte zu erſchöpfen, alle Arten von Fallen zu legen, alle ſeine Streitkräfte zu ſammeln, ſeine beſtehenden Bündniſſe

enger zu knüpfen und neue zu ſuchen, heimliche Einverſtändniſſe in unſerer Mitte zu unterhalten, in unſeren Provinzen Verſchwörungen und Aufruhr zu veranlaſſen. Verdient man den Namen des Angreifers, wenn man, durch einen ungerechten und drohenden Feind gereizt, ihm den Vortheil nicht läßt, den erſten Streich zu führen? Die Verſammlung war weit entfernt, den Krieg zu veranlaſſen, ſie hat alles gethan, um ihm zu vermeiden. Indem ſie neue Erklärung über unzweifelhafte Abſichten verlangte, hat ſie erklärt, daß ſie nur ungerne die Hoffnung auf eine Rückkehr zu den Geſinnungen der Gerechtigkeit aufgebe, und daß, wenn auch der Stolz der Könige verſchwenderiſch mit dem Blute ihrer Unterthanen umgehe, die Menſchlichkeit einer Verſammlung von Vertretern eines freien Volkes ſelbſt mit dem Blute ihrer Feinde geize. Nicht achtend aller Beleidigungen, aller Verletzung gegebener Verſprechungen, der Treuloſigkeit, womit neuerdings die gegen Frankreich gemachten Umtriebe verheimlicht worden ſind, hätte ſie den Frieden noch angenommen, wenn der ihr gebotene mit der Aufrechthaltung der Verfaſſung, mit der Unabhängigkeit des Volkes und mit der Sicherheit des Staates vereinbar geweſen wäre."

"Allein der Schleier, welcher die Abſichten unſerer Feinde verdeckte, iſt endlich zerriſſen! Mitbürger, wer von euch könnte ſolche ſchimpfliche Bedingungen unterſchreiben? Lehensſclaverei und

eine erniedrigende Ungleichheit, Staatsbankbruch und ſchwere, von euch allein getragene Abgaben; Zehnten und Inquiſition, Rückgabe der von euch auf öffentliche Treue und Glauben hin erkauften Beſitzungen; Wiedereinſetzung des Wildes in das Recht, eure Felder zu verwüſten: Verſchwendung eures Blutes für die ehrgeizigen Abſichten eines feindlichen Hofes, — das ſind die Bedingungen des ſchändlichen Vertrags zwiſchen dem Könige von Ungarn und den treuloſen Franzoſen. Das iſt der Frieden, der euch geboten wird. Nein! ihr werdet ihn nie annehmen. Die Feigen ſind in Coblenz, und Frankreich ſchließt jetzt nur der Freiheit würdige Männer in ſich.“

„Dieſer König kündigt in ſeinem und ſeiner Verbündeten Namen den Plan an, das franzöſiſche Volk zur Aufgebung ſeiner Rechte zu nöthigen; er giebt zu verſtehen, daß er ihm Opfer auflegen werde, zu denen es nur Furcht vor gänzlicher Vernichtung bewegen könnte. Es wird ſich nicht unterwerfen! Dieſer beleidigende Stolz ſchreckt es nicht, ſondern erregt ſeinen Muth. Es bedarf Zeit, um die Sclaven der Zwingherrſchaft abzurichten; wenn es aber die Unterdrückung der Zwingherrſchaft gilt, ſo iſt jeder Mann ein Krieger. Das Gold wird aus ſeinen Höhlen hervorgehen, wenn das Vaterland in Gefahr iſt. Jene Ehrgeizigen und Niederträchtigen, jene Sclaven der Verderbniß und der Intrigue, jene feigen Verläumder des Volkes, mit deren ſchmählicher

Hülfe unſere Feinde ſich ſchmeichelten, werden den Beiſtand der verblendeten oder ſchwachen Bürger, welche ſie durch ihre Heuchelei täuſchten, verlieren, und ganz Frankreich wird dem Feinde nur Einen Willen darbieten, nämlich den, zu ſiegen oder mit der Verfaſſung und den Geſetzen unterzugehen!“

Den von den Galeeren befreiten Schweizern des Regiments Chateauvieux wird ein Feſt gegeben.

Die wegen des Aufſtandes zu Nancy zu den Galeeren verurtheilten und durch die Nationalverſammlung wieder befreiten Schweizerſoldaten hatte man nach Paris kommen laſſen, wo die Jakobiner Alles in Bewegung ſetzten, um dieſen „Schlachtopfern des Deſpotismus,“ wie ſie dieſelben nannten, eine recht glänzende Genugthuung, und dem Volke zugleich wieder ein neues Schauſpiel zu geben, geeignet, ſeinen Enthuſiasmus fortwährend zu unterhalten, und beſtimmt, es durch Saturnalien zu begeiſtern. Ein ſolches Feſt mußte natürlich dazu beitragen, dem Volke auf's neue eine Abneigung gegen den Hof beizubringen, obgleich dieſe Soldaten durch ihre eigenen Schweizer-Kriegsgerichte verurtheilt worden waren. Robespierre ſuchte freudig dieſe Gelegenheit zu ergreifen, um ſeine Nebenbuhler in

der Popularität zu demüthigen. Er konnte es ihnen nicht vergeben, daß ſie gegen den abſcheulichen Marat, der geſagt hatte, man müſſe Lafayette erdroſſeln *), einen Verhaftsbefehl von der Nationalverſammlung erlangt hatten.

Der Schauſpieler Collot d'Herbois führte dieſe Soldaten bei ihrer Ankunft zu Paris an, welche bald darauf vor den Schranken der Nationalverſammlung erſchienen, wo ihnen auf den Vorſchlag des Abgeordneten Couthon die Ehre, ſich zu ſetzen, unter dem wüthendſten Beifalle der Gallerien, mit einer Mehrheit von ſechszehn Stimmen (zweihundert Mitglieder waren abweſend) zugeſtanden wurde. — Nun traten die Schweizer, vierzig an der Zahl, in der Uniform der franzöſiſchen Nationalgarde, neu gekleidet, Collot d'Herbois an ihrer Spitze, in den Saal. Letzterer hielt in ihrem Namen eine Anrede an die Verſammlung. Hierauf ſchwuren die Schweizer der Nation Treue, und nahmen von der ihnen zugeſtandenen Ehre Beſitz. Es erſchien nun eine Menge Volkes, eine ſtarke Abtheilung der Nationalgarde an der Spitze, und defilirte in den Verſammlungsſaal. Gauchon, ihr Anführer, trug eine Freiheitsmütze, mit Lorbeerkränze umwun-

*) Ludwig XVI. hatte bei dieſer Gelegenheit geſagt: „Marat hat Unrecht; hätte er ſtatt Lafayette mich und meine Familie angegriffen, und geſagt, man ſolle uns erwürgen, ſo hätte man ihn in Ruhe gelaſſen.

den, auf einer Stange. Unter dem Ausrufe: „Es lebe die Nation! es lebe die Nationalverſammlung! es lebe Chateauvieux!“ und unter dem Geſange des beliebten: „Ça ira, ça ira“ etc., marſchirte ſie ab, nachdem ſie der Präſident wegen ihres Patriotismus gelobt hatte. Von da begab ſich der ganze Zug in den Jakobinerclubb, wo ſie mit dem lärmendſten Ungeſtüm empfangen wurden, und Collot d'Herbois den Schweizern abermals eine Lobrede hielt. Der damalige Präſident Vergniaud antwortete, ſich an die Soldaten wendend: „Ihr Unglücklichen ſeyd der Nation immer heilig und theuer. Ihr habt Schande und Elend ertragen, weil ihr euch nicht zu Werkzeugen der Tyrannei gebrauchen und herabwürdigen ließet, und das Volk geehrt und beſchützt habt. Dieſes unter dem Deſpotismus ſo ſchwer verpönte Verbrechen dient euch bei der Nation zur höchſten Ehre, und iſt der Glanz eurer Tugend, welchen Verräther vernichten wollten. Wie viel habt ihr nicht vor uns voraus! Ihr ſeyd die Märtyrer der Conſtitution, die wir nur zu vertheidigen geſchworen haben.“ — Auch Robespierre hielt eine Rede, in welcher er die beſondern Verdienſte dieſer Soldaten außerordentlich heraushob, welche Rede auf Koſten des Clubbs gedruckt wurde. — Nun wurden die Zurüſtungen zu dem großen Feſte gemacht, gegen das ſich indeſſen mehrere Behörden erklärten, und von welchem um ſo mehr neue Unordnungen zu befürchten ſtanden, da man wußte, daß der Ge-

neral Jourdan, der Kopfabhauer, mit ſeinen Anhängern in Paris angekommen war. Pethion verſprach, daß Alles ruhig ablaufen ſolle, und das Feſt fand den 15. April Statt, entſprach aber den Hoffnungen nicht ganz, welche ſich die Jakobiner von demſelben gemacht hatten. Viele Einwohner von Paris verſchloſſen ihre Thüren und ihre Fenſter. Auch die Thore und der Garten der Tuillerien blieben verſchloſſen, da der Hof den ganzen Tag in Angſt war, und befürchtete, dieſer tumultuariſche Zug möchte ſich nach dem Schloſſe begeben; da ſich aber die Nationalgarde ziemlich kalt zeigte, ſo ſchien ein ſolches Vorhaben den Jakobinern für diesmal nicht ausführbar.

Mallet du Pan berichtet von dieſer Begebenheit:

„Das den vierzig Soldaten des Regiments Chateauvieux beſtimmte Triumphfeſt hatte ganz den Charakter eines Pöbelfeſtes. Man ſah zwar einen Triumphwagen, aber keinen Sieger. Zwanzig Pferde zogen dieſen ſchweren Wagen, auf welchem ſich das auf Pappendeckel gemalte Bild der Freiheit befand, welches während des Zuges hin und her ſchwankte. Man ſah allegoriſche Bilder, Fahnen, Inſchriften und Särge. Das ziemlich zahlreiche Gefolge ſpazierte aus der Vorſtadt St. Antoine nach der Baſtille und von der Baſtille nach dem Marsfelde. Das ganze Feſt er=

weckte nicht einmal die Neugierde, noch weniger machte es Eindruck. Das Publikum nahm gar keinen Theil daran. Ueberall, wo dieſe traurige Proceſſion durchzog, die ſich Mühe gab, fröhlich zu ſcheinen, hörte man von Zeit zu Zeit die Ausrufe: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Freiheit! Hoch leben die Sansculotten!“ Ausrufe, die nur ſelten von den Zuſchauern wiederholt wurden. Auf dem Altare des Vaterlandes in dem Marsfelde wurde Weihrauch oder ſtinkendes Fett in Kohlenpfannen verbrannt. Das Marsfeld ſelbſt war beinahe ganz leer; ſo habe ich es wenigſtens um halb ſieben Uhr des Abends gefunden. Die Muſik war ſchlecht; ſie ſpielte falſch das Liedchen: „Ça ira,“ und andere patriotiſche Geſänge. Schlechte Verſe von Chenier wurden ebenfalls theils vorgeleſen, theils geſungen. Man tanzte um den Altar herum, ſchrie und nahm mehrere andere Ceremonien vor. Die Herren Pethion, Manuel, Robespierre, Danton und Andere haben den Zug mit ihrer Gegenwart beehrt. Auf dem Platze Ludwigs XV. hatte man der Bildſäule dieſes Monarchen eine rothe Mütze aufgeſetzt und einen dreifarbigen Schleier umgehängt. Herr Collot d'Herbois nebſt ſeinen Clienten, Herr de St. Hürüge, einige Amazonen, Soldaten und eine große Anzahl von Liebhabern ſolcher Feierlichkeiten machten die vorzüglichſte Pracht dieſes Feſtes aus. Alles ging ruhig und ohne Unordnung vorüber.“

Dagegen lautete der Bericht des Maire Pethion:

„Niemals hat es noch ein ſchöneres, ein rührenderes Schauſpiel gegeben. Das Gefühl der Freiheit zeigte ſich in ſeiner ganzen Kraft. Eine bewundernswürdige Ordnung herrſchte während des ganzen Zuges. Die Staatsbürger wurden mit Kornähren in Ordnung und in Reihen gehalten. Dieſe Kornähren erſetzten auf eine artige Weiſe die Bajonette, und hatten weit mehr Macht, als die Waffen der Deſpoten. Fröhlichkeit und Luſtigkeit zeigten ſich überall. Das Volk erſchien groß und ſtolz auf das unbegränzte Zutrauen, welches man ihm ſchenkte. Es ſchien es ſich zur Ehre zu rechnen, ſich deſſelben würdig zu zeigen. Der Anblick des Marsfeldes war prächtig. Es war mit einer unzählbaren Menge bedeckt, welche ſich ohne Zwang allen Vergnügungen der Unſchuld, jenen Ergießungen der Seele und jener reinen Freude überließ, die durch keine Gewiſſensbiſſe getrübt wird. Niemand war betrunken, Niemand wurde geſchlagen, und dieſes erſte Beiſpiel eines Feſtes, bei welchem das Volk ganz ſich ſelbſt anvertraut wurde, war in der Thal erhaben. Ich ſagte damals zu mir ſelbſt: Frankreich iſt gerettet! — und ich ſah es als den ausgezeichnetſten Dienſt an, den ich jemals meinem Vaterlande geleiſtet, daß ich Alles angewendet hatte, um dieſes Feſt zu Stande zu bringen.“

Auch

Auch Robespierre hielt dieſem Feſte eine prächtige Apologie im Jakobinerclubb, und ſagte unter Anderm:

„So wie die Triumphe der Feinde der Freiheit ewig ſeyn werden, ſo muß auch der einzige Triumph ewig ſeyn, den das Volk erlangt hat. Vor der Revolution kannten wir keine andern Feſte, als ſolche, die dem Deſpotismus und der Ungerechtigkeit geheiligt waren, — Feſte, welche traurige Denkmäler des Elends waren, in dem ſich das Volk befand. Seit der Revolution hat der Patriotismus noch nicht Einen Tag gehabt, der mit dem fünfzehnten April verglichen werden könnte; nur Ein Tag kann einigermaßen mit dieſem wetteifern, nämlich der Tag, an welchem der König gefangen zu Paris einzog. Nach dieſem Tage war der Tag des Bundesfeſtes am glänzendſten; doch wurde derſelbe durch die Gegenwart des Lafayette und des Hofes herabgewürdigt. Aber der fünfzehnte April war rein und unbefleckt. Es war der Tag, an welchem die Unſchuld über das Laſter und über die Verläumdung den Sieg davontrug, — an welchem die Freiheit über den Deſpotismus, Armuth und Dürftigkeit über Stolz und Ariſtokratismus, und das Volk über alle ſeine Unterdrücker ſiegte. Es war der Tag, an welchem das Volk über den kühnſten Angriff ſeiner Feinde, über Treuloſigkeit und Cabalen und über alle die Kunſtgriffe ſiegte, die man anwendete, um hunderttauſend verſam-

melte Staatsbürger in ihrer Eintracht zu ſtören. Es war der Tag, welcher alle Betrügereien vernichtete, die von den Feinden der Gerechtigkeit und Freiheit ſeit dem erſten Anfange der Revolution angewendet worden ſind, um das Volk herabzuwürdigen und in Ketten zu ſchmieden. An dieſem Tage iſt der ganzen Welt zum Drittenmale auf eine in die Augen fallende Weiſe bewieſen worden, daß das Volk allein billig, groß und gemäßigt iſt.

Erſte Kriegsthaten der Franzoſen.

Dieſe waren eben nicht ſehr glänzend, und entſprachen gar nicht den Erwartungen, die man ſich in ganz Frankreich davon gemacht hatte, obgleich in den öſterreichiſchen Staaten, und hauptſächlich in Belgien, die franzöſiſche Kriegserklärung große Beſtürzung hervorgebracht hatte. Man beeilte ſich möglichſt, um einem Einfalle der Franzoſen in den Niederlanden Widerſtand leiſten zu können.

In Paris erwartete man mit Ungeduld das Reſultat der durch Dumouriez vorbereiteten Expedition nach Brabant, dem man noch kurz vorher nach vielen Debatten ſechs Millionen Livres zu geheimen Ausgaben bewilligt hatte.

Bei Eröffnung dieſes Feldzuges konnte man faſt nur auf die regelmäßigen Truppen zählen,

da die andern noch gar nicht organiſirt waren. Die Anordnungen waren folgendermaßen getroffen: Die weitläufigen Gränzen von Dünkirchen bis Hüningen waren in vier große Ober-Commando's abgetheilt. Auf der linken Seite von Dünkirchen bis Philippeville ſtand die Nordarmee, ungefähr 40,000 Mann und 8000 Pferde ſtark, unter dem Oberbefehl des Marſchalls Rochambeau. Die Armee des Centrums, 45,000 Mann und 7000 Pferde ſtark, commandirte Lafayette; ſie dehnte ſich von Philippeville bis auf die Linien von Weißemburg aus. Das Commando der Rheinarmee, 35,000 Mann und 8000 Pferde ſtark, war dem Marſchall Luckner übertragen; ſie hatte die Linien von Weißemburg bis Baſel zu beſetzen. Die Gränzen von den Alpen und Pyrenäen waren dem General Montesquiou anvertraut, deſſen Armee zwar nicht ſehr beträchtlich war; indeſſen waren dieſe Theile Frankreichs noch nicht bedroht, obgleich man vor Kurzem Streitigkeiten mit der ſpaniſchen Regierung und dem Turiner Hofe gehabt hatte.

Rochambeau, der mißmuthig und kränklich war, wollte, daß man ſich blos auf den Vertheidigungsſtand beſchränken und die Gränzen bewachen ſollte. Aber Dumouriez, der, obgleich Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dennoch die Kriegsoperationen leitete, wollte im Gegentheil, daß man gleich angriffsweiſe zu Werke gehen ſollte, um den Vortheil zu haben, zuerſt

bereit zu ſeyn, wie man es mit der Kriegserklärung gehalten hatte. Dieſen Plan ſollte Lafayette ausführen, von dem man überzeugt war, daß er ſeinem Vaterlande redlich und tapfer dienen werde. Man ſollte zuerſt in Belgien einfallen, weil man hoffte, daß bei der Ankunft der Franzoſen die dortigen Patrioten den Angriff unterſtützen, das kaum beruhigte Land ſich neuerdings erheben und hierin ein Mittel zu ſeiner Befreiung ſuchen werde; dann würden die Worte der Nationalverſammlung: „Schickt ihr uns Krieg, ſo ſenden wir euch dafür die Freiheit,“ in Erfüllung gehen. Dumouriez hoffte hierdurch ſein liebſtes Project, Frankreich auf ſeine natürlichen Gränzen zu bringen, ausführen zu können. Die Conſtitutionellen wollten, daß Lafayette den Oberbefehl über das Ganze erhalten ſollte, wogegen ſich aber Dumouriez unter dem Vorwande, daß man einem Generale nicht das Commando einer Armee geben könne, wo ein Marſchall anweſend ſey, ſo wie, daß er auch den Jakobinern verdächtig ſey, ſetzte. Indeſſen trug man ihm doch die Hauptausführung des Unternehmens auf, zu dem er allerdings beſſer als Rochambeau geeignet war. So veranſtaltete man nun einen dreifachen Einfall in das Gebiet der öſterreichiſchen Niederlande. Die beiden Generale Dillon und Biron, welche in Flandern unter Rochambeau commandirten, erhielten Befehl, der eine mit 4000 Mann von Lille auf Tournai, und der Andere mit 10,000 von Valenciennes nach Mons zu

marſchiren. Zu gleicher Zeit verließ Lafayette mit einem Theile ſeiner Armee Metz, um in forcirten Märſchen über Stenai, Sedan, Mezières und Givet gegen Namur zu marſchiren. Kaum war Dillon den 28. April über die Gränze gegangen, als ſich ſeiner Truppen bei dem Anblicke der Oeſterreicher ein paniſcher Schrecken bemächtigte. Beim erſten Zuſammentreffen ergriffen ſie, unter dem Geſchrei: „Verrath! rette ſich, wer kann!“ die Flucht, und eilten in der größten Unordnung nach Lille, wo Dillon, den man, ohne Beweiſe zu haben, beſchuldigte, an die Oeſterreicher verkauft zu ſeyn, nebſt ſeinen Adjutanten von den aufgebrachten Einwohnern und Soldaten ermordet wurde. Die todten Körper zerriß man in Stücke und warf ſie in ein auf dem Marktplatze angezündetes Feuer, um welches man herumtanzte. — Biron war es mit ſeiner Unternehmung nicht beſſer ergangen; er hatte ſich zwar Quievrains bemächtigt, aber als er einige feindliche Abtheilungen bei Mons fand, ſo riefen plötzlich zwei Dragonerregimenter: „Verrath! Verrath!“ wandten um, und riſſen das ganze Corps in unordentlicher Flucht mit ſich fort. Das Lager, Bagage und vieles Kriegsgeräthe fiel den Oeſterreichern in die Hände. — Dieſe ſchimpflichen Begebenheiten ſchrieb man zum Theil dem Mißtrauen der Truppen in ihre Generale, zum Theil der Furcht, weil ſie noch nie im Feuer geſtanden, oder Uebelwollenden zu, die von gewiſſen Parteien in den Regimentern

untergebracht worden ſeyen, um über Verrätherei zu ſchreien, und ſo die Truppen in Unordnung und zur Flucht zu bringen.

Als Lafayette, nach einem Marſche von 50 Meilen (lieues), den er in einigen Tagen mit der größten Anſtrengung und bei den ſchlechteſten Wegen zurückgelegt hatte, zu Bouvines angekommen war, erfuhr er die unglücklichen Vorfälle von Valenciennes und Lille. Er hielt es nun, da hierdurch der ganze Plan verfehlt war, für rathſam, Halt zu machen, und daher ergriff die Armee wieder die Defenſive. Rochambeau nahm ſeine Entlaſſung, indem er ſich äußerte, er wolle nicht länger ein blindes Werkzeug der Launen der Miniſter ſeyn. Die Gränze wurde jetzt nur noch in zwei General-Commando's getheilt, wovon das Eine ſich von der See bis Longwy ausbreitete und Lafayette ertheilt, — und das Andere, von der Moſel bis zum Jura, Luckner'n anvertraut wurde. Lafayette gab den linken Flügel ſeiner Armee unter den Befehl des Generals Arthur Dillon, und ſtieß mit dem rechten an Luckner, der Biron zu ſeinem Lieutenant am Rhein hatte. In dieſer Stellung erwartete man die Verbündeten.

Die Generale Cuſtine und Terrière waren während dieſer Zeit in das Bisthum Baſel eingefallen, und hatten ſich ohne Widerſtand der Stadt Bruntrut bemächtigt.

Als die Nachrichten von den gehabten Unfällen zu Paris ankamen, machten ſie daſelbſt ein gewaltiges Aufſehen, und da die beiden Vorfälle von dem Corps des Theobald Dillon und dem des Biron einander ſo ähnlich waren, als wenn man ſie verabredet gehabt hätte, ſo war es natürlich, daß man dem Verdachte irgend einer Verrätherei Raum gab. Alle Parteien klagten ſich gegenſeitig deshalb an. Die Jakobiner behaupteten, der Hof habe die Nation verrathen, indem er die Contrerevolutionaire unter die Regimenter vertheilt habe, welche: „Rette ſich, wer kann!“ gerufen hätten. Auch ſchien die ſchlecht verborgene Freude der Royaliſten, welche die Hoffnung äußerten, nun bald die Verbündeten mit den Ausgewanderten zu Paris, und mit ihnen die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt zu ſehen, dieſen Verdacht zu beſtätigen. Die Conſtitutionellen behaupteten, Dumouriez's unüberlegter und zu voreiliger Plan ſey Schuld an dem Unglücke. Dieſer ſchob es zum Theil auf die Feuillants und die Generale, und dieſe wieder auf Dumouriez zurück. Die Royaliſten und der Hof behaupteten, die wenige Mannszucht der Truppen allein habe dieſe ſchimpflichen Erfolge hervorgebracht: jetzt ſehe man, was man mit ſolchen Soldaten ausrichten könne. Die Republikaner ſagten laut, man dürfe die Leitung eines Krieges nicht länger einem Monarchen anvertrauen, deſſen größtes Intereſſe mit dem der Feinde verbunden ſey. Von dieſem Augenblicke

an ſuchten ſie ihn zur Niederlegung der Krone zu zwingen; ſie verurſachten ihm deshalb alle erdenklichen Unannehmlichkeiten, und umgaben ihn mit allen möglichen Chikanen, überzeugt, daß dies das beſte Mittel ſey, ihn bei ſeiner natürlichen Schwäche zur Verzichtung auf einen ſchon wankenden und erniedrigten Thron zu bewegen. Hierdurch hofften ſie zugleich die Gefahr eines blutigen Angriffs von Seiten des Volkes zu vermeiden, und ließen nun den unglücklichen Monarchen in kurzer Zeit alle Arten von Beleidigungen und Drohungen erfahren. — Lafayette beklagte ſich darüber, daß er ſo ſpät die Nachricht erhalten habe, marſchiren zu müſſen, und die Feuillants gaben Dumouriez Schuld, daß er Lafayette und Rochambeau habe verderben wollen, daß er ihnen nicht die gehörigen Mittel zu ſolchen Angriffen gegeben habe, weil die Generale ihre Ernennung nicht durch ihn, ſondern noch von Narbonne erhalten hätten. Der Miniſter las nun in der Verſammlung eine Vertheidigung vor, in welcher er ſeinen Plan und die Gründe, welche ihn zu dieſem bewogen, ſehr ausführlich auseinanderſetzte. Wir heben nur folgende Stelle aus derſelben aus:

„Der Krieg iſt am 20. April erklärt worden, in dem Zeitpunkte, da die Unterhandlungen durch den Wiener Hof auf entſcheidende Weiſe unterbrochen wurden. Die Ehre Frankreichs forderte dieſe Erklärung, und ganz Frankreich hat derſel-

ben ſeinen Beifall gegeben. Damals hat der Staatsrath des Königs, welcher von den großen Zurüſtungen des Wiener Hofes ſowohl, als von dem befohlenen Marſche der Truppen unterrichtet war, den Zeitpunkt ihrer Ankunft in den Niederlanden und am Rheine berechnet, und dafür gehalten, daß er das lange Elend des Krieges vermindern könnte, wenn er dem Feinde in ganz offenen Provinzen zuvorkäme, wo die Liebe zur Freiheit uns Brüder und Freunde verſchaffen konnte, wo wir, in Zeit von vierzehn Tagen, das Kriegstheater ſechzig Stunden weit von unſerer Gränze entfernen, wo wir, durch Wegnahme der Häfen von Oſtende und Nieuport, alle Mittel vernichten konnten, die der König von Ungarn und Böhmen haben mochte, unſerem Seehandel auf eine Weiſe zu ſchaden, die wir nicht zu erwiedern im Stande waren; wo wir in einem reichen Lande eine Menge klingender Münze finden konnten, welche die Geldverlegenheit, in welche uns ein blos defenſiver Krieg nothwendig ſetzen müßte, würde vermindert haben; wo wir in dieſe Verlegenheit unſern Feind hätten ſetzen können, indem wir ihn der, von den belgiſchen Provinzen vor Kurzem bewilligten, Subſidien würden beraubt haben; und wo wir überhaupt, gleich zu Anfange des Krieges, den Unterſchied zwiſchen einer neuen, unerfahrnen Armee und einer Armee, die aus geübten Kriegern beſteht, welche vor Kurzem mehrere Feldzüge mitgemacht haben, weniger fühlbar machen konnten. Es war alſo kein Au-

genblick zu verlieren. Die Jahreszeit war günſtig; die erſten Truppen konnten leicht und ſchnell aus den benachbarten Beſatzungen zuſammen gezogen werden; die anzugreifenden Plätze waren nicht weit von unſern Gränzen entfernt; im Falle eines unglücklichen Ausgangs war der Rückzug eben ſo leicht als ſicher; im Falle eines glücklichen Erfolges fanden wir in den Städten, aus denen die Oeſterreicher ihre Waffenplätze gemacht hatten, hinreichende Magazine, welche unſere Mittel, den Krieg zu führen, verdoppelt, und die Hülfsquellen unſerer Feinde erſchöpft haben würden. Der Staatsrath hat wohl eingeſehen, daß es unſern Truppen an Mannszucht fehlt, welcher Mangel eine Folge des Mißtrauens der Soldaten gegen ihre Officiere iſt, und daß die neuen Officiere, zum Theil ſogar die Generale, noch unerfahren ſind: allein er hat auf den franzöſiſchen Muth gerechnet. Er hat dafür gehalten und hält noch dafür, daß dieſer Muth, welcher durch den Stolz, den die wahre Freiheit einflößt, außerordentlich zugenommen hat, alle Hinderniſſe überſteigen müſſe. Die erſten Unfälle dieſes Krieges, deren genauere Umſtände Ihnen bekannt ſind, ſtoßen dieſe Meinung nicht um. Es herrſcht viel Unachtſamkeit in dem Dienſte der Officiere, die noch unerfahren ſind; es herrſcht große Unordnung in der Anführung der Truppen. Es ſind Verbrechen vorgefallen, und die Beſtrafung wird zum Beiſpiele dienen. Wir müſſen durch unſer Unglück nicht niedergeſchlagen werden, ſon-

dern aus demſelben Vortheil zu ziehen ſuchen. Sehen wir uns genöthigt, den thätlichen Plan aufzugeben, den wir befolgen wollten und der ſo große Vortheile verſprach, ſo hoffen wir, daß der methodiſche Plan, den wir ſtatt des vorigen annehmen werden, nicht das Unangenehme eines bloßen Defenſivplans haben, und unſere Fortſchritte nur kurze Zeit aufhalten werde. Standhaftigkeit iſt die vornehmſte Tugend eines freien Volkes; und der erſte Unfall iſt der Probirſtein der Vertheidiger unſerer Conſtitution. Um Zutrauen in das, was geſchehen ſoll, zu erhalten, muß erſt das, was geſchehen iſt, genau bekannt werden.“

Der Kriegsminiſter de Grave war durch den Lärmen, den dieſe Sache verurſachte, aus aller Faſſung gebracht, und nahm ſo ſchnell wie möglich ſeine Entlaſſung, indem er erklärte, mit einem Manne wie Dumouriez, den er nicht achten könne, nicht länger dienen zu wollen. Die Stelle eines Kriegsminiſters wurde nun de Servan, einem gedienten Officier und ehemaligen Hofmeiſter der Pagen, der wegen ſeiner Freiheitsliebe bekannt war, ertheilt. Unterdeſſen hatte die öſterreichiſch-niederländiſche Regierung auf die franzöſiſche Kriegserklärung folgende merkwürdige Proklamation ergehen laſſen:

„Maria Chriſtina, königliche Prinzeſſin von Ungarn und Böhmen, u. ſ. w., Albrecht Kaſimir, königl. Prinz von Polen und Lithauen, Herzog von Sachſen-Teſchen, u. ſ. w.,

Statthalter, Gouverneur und Generalcapitän der Niederlande u. ſ. w."

„Die Unruheſtifter, welche ſeit vier Jahren das Königreich Frankreich zerrütten, haben ſo eben den Allerchriſtlichſten König dahingebracht, eine Kriegserklärung gegen Se. königl. Apoſtoliſche Majeſtät, unſern höchſt geehrten Herrn und Neffen, zu genehmigen. Die erſten Feindſeligkeiten ſcheinen gegen dieſe Provinzen gerichtet zu ſeyn; und die Feinde aller Ordnung ſowohl, als aller geſetzmäßigen Macht, welche einen ſo ungerechten Angriff vorhaben, gründen ihre Hoffnung auf den Parteigeiſt, der ſich unglücklicherweiſe während der letzten Unruhen verbreitet hat. Wir wollen alle unſere Sorgfalt für die Vertheidigung der Provinzen anwenden, deren Regierung uns anvertraut worden iſt, indem wir uns mit Vertrauen auf den Gott der Heerſcharen verlaſſen, der die wunderbaren Wirkungen ſeiner Allmacht gern über diejenigen ausbreitet, die von einer heiligen Ehrfurcht für ſeine Geſetze und für die Obrigkeiten, welche er zur Regierung der menſchlichen Geſellſchaft auf Erden verordnet hat, beſeelt werden. Wir ſchmeicheln uns, daß zur Handhabung der innern Ruhe und Erhaltung des Eigenthums ein einmüthiger Geiſt alle Claſſen der Einwohner beleben werde, während wir einen Theil der mit Ruhm bedeckten und unter den beiden letzten Regierungen mit Sieg gekrönten Truppen Sr. königl. Maj. nach der Gränze ſen-

den, in Erwartung, daß die zwiſchen mehreren großen Mächten geſchloſſene Verbündung dem Strome der böſen Anſchläge, welche Europa den Sturz drohen, einen Damm entgegenſtellen werde.“

„Wir ſind es den getreuen Unterthanen Sr. Maj. ſchuldig, ſie von allem zu benachrichtigen, was wir zur Erhaltung des Friedens mit Frankreich ſeit einem Jahre gethan haben, und ihnen die unabſehbare Reihe von Unglück vorzuſtellen, deren Uebel der Feind, unter dem verführeriſchen Schleier einer chimäriſchen Freiheit, auszubreiten ſich vorſetzt; — einer Freiheit, die durch eine gottloſe Secte von Neuerungsſüchtigen, von ſogenannten Philoſophen, dem leichtgläubigen Volke als ein untrügliches Reſultat ihrer unſinnigen Plane vorgeſtellt wird. Nicht gegen die Fürſten der Erde wollen ſie Krieg führen, ſondern gegen die Religion unſerer Väter, gegen die Verfaſſung der menſchlichen Geſellſchaften, gegen das Glück und die Ruhe, welche die Früchte derſelben ſind. Nachdem ſie ihr Vaterland durch die Folgen ihrer ungereimten Syſteme in alle Uebel der Anarchie geſtürzt haben, ſind ſie, aus Neid über das Glück derjenigen Völker, welche noch die Wohlthaten der geſellſchaftlichen Ordnung genießen, um ſich zu erhalten, auf den grauſamen Anſchlag gefallen, dieſen Völkern denſelben Wahnſinn mitzutheilen, ihnen ihre Irrthümer und zugleich alle die Uebel einzuimpfen, welche jetzt Frankreich verwüſten.“

„Seit einem Jahre haben ſie einen Vorwand zu dem Angriffe geſucht, den ſie entworfen hatten. Nachdem durch ihre Verfolgungen alle diejenigen Einwohner aus Frankreich vertrieben waren, welche der Religion des Staates ſowohl, als den bis dahin durch das Grundgeſetz des Reiches geheiligten Vorrechten anhingen, haben ſie denſelben auf der ganzen Erde die Annehmlichkeiten der Gaſtfreundſchaft zu rauben geſucht, die ſich die Menſchen unter einander ſchuldig ſind. Wir haben alle Sorgfalt angewandt, nicht den geringſten Vorwand zum Mißvergnügen zu geben. Da wir uns auf keine Weiſe in die innern politiſchen Angelegenheiten der benachbarten Staaten miſchen wollten, ſo haben wir verhindert, daß in dieſen Provinzen nichts gegen die Conſtitution, welche man Frankreich gegeben hatte, vorgenommen, ja ſogar daß nichts dagegen geſchrieben würde. Und zum Danke für unſere Aufmerkſamkeit, die Geſetze der guten Nachbarſchaft aufrecht zu erhalten, hat man an unſern Gränzen eine Rotte von landſtreichenden Aufrührern geſammelt, welche mit den ſchwärzeſten Planen umgeht: auch hat man die ſchändlichſten Schriften gegen die Religion ſowohl, als gegen das geſetzmäßige Anſehen des Souveräns, in dieſen Provinzen verbreitet. Dieſe Schriften waren nur Bekanntmachungen von Reden, die in der Mitte autoriſirter Geſellſchaften gehalten worden ſind, in welchen man mehr als einmal die verabſcheuungswürdigſten Verbrechen zu Tu=

genden erhoben hat, um den ſtrafbaren Leidenſchaften derjenigen zu ſchmeicheln, die man einem Syſteme ergeben zu machen ſuchte, welches in der Geſchichte dieſes Jahrhunderts die Schande der gegenwärtigen Generation ausmachen wird. Alle unſere Vorſtellungen hierüber ſind vergebens geweſen; und während wir die uns zugeſandten Beſchwerden über Rüſtungen, die nicht vorhanden waren, und über vorgebliche, gegen Franzoſen ausgeübte Beleidigungen mit der größten Aufmerkſamkeit aufgenommen haben, hat man ſich ſehr oft Ausſchweifungen gegen Unterthanen Sr. Maj. und auf deren Gebiet erlaubt. Immer haben wir auf ſo viele Beſchwerden nichts weiter als Verſprechungen von Genugthuung erhalten, wovon aber keine im Geringſten erfüllt worden iſt. Als wir unſerer Seits eine nothwendig gewordene Wachſamkeit auf die Emiſſarien richten ließen, die man ſich rühmte, in das Innere unſerer Provinzen geſandt zu haben, um dieſelben zum Aufruhr und zu jeder Art von Unordnung zu reizen, da erhob man über dieſe Maaßregeln der Vorſicht ein Geſchrei, als wenn ein doppeltes Verbrechen gegen die Sicherheit und Freiheit der franzöſiſchen Reiſenden begangen worden wäre. Dennoch aber gab man den Maaßregeln Beifall, welche wir vorgeſchrieben, um die Verſammlungen der unglücklichen franzöſiſchen Edelleute zu erſchweren und einzuſchränken, um ſie in die genaueſten Gränzen der einfachſten Gaſtfreundſchaft einzuſchließen, und ihnen

ſogar die Möglichkeit zu benehmen, ſich zu be-waffnen und in militäriſche Corps zu bilden. Dieſe Maßregeln, welche Frankreich jetzt vergeſ-ſen zu haben ſcheint, wurden den Reichsfürſten als ein Muſter von Verfügungen vorgeſtellt, welches ſie in ihren Staaten befolgen könnten, und womit die deſpotiſchen Forderungen der Wortführer der franzöſiſchen Regierung befriedigt zu ſeyn ſchienen.“

„Wir werden uns enthalten, alles Elend anzuführen, worunter Frankreich ſeufzt. Wir würden es der Zeit überlaſſen, die Blendwerke, welche eine Menge von trügeriſchen Schriftſtel-lern durch ihre gefährlichen Schriften fortdau-ernd zu verbreiten ſucht, in ihrer Blöße darzu-ſtellen, wenn man nicht jetzt, zu der Zeit des Angriffs, den man gegen dieſe Provinzen vor-hat, Anſtalten machte, das Gift eines verführeri-ſchen Truges, die angeblichen Vortheile der neu-en franzöſiſchen Verfaſſung betreffend, in dem-ſelben auszuſtreuen, um dieſe Verfaſſung dem-jenigen Theile des Volkes angenehm zu machen, bei welchem die Verführung Eingang finden möchte. Allein die unſerer Regierung anver-trauten Völker müſſen benachrichtigt und belehrt werden, daß Fraukreich unter dem Namen der Freiheit in der ſchändlichſten Sklaverei aller La-ſter, aller Leidenſchaften und unter einer Anar-chie ſeufzt, die ohne Beiſpiel iſt; daß weder Recht noch Eigenthum mehr vorhanden ſind;

daß die heilige Religion, zu welcher wir uns bekennen, daſelbſt offenbar mit Füßen getreten wird; daß die Altäre entweiht, ihre wahren Diener beraubt, gemißhandelt, ſelbſt bis in die Zufluchtsörter, welche ſie ſich in der Fremde gewählt, verfolgt, und durch Eingedrungene, die in der Hierarchie der Kirche keinen Beruf haben, erſetzt ſind; daß man die Hirten des Volks ſogar der unterſcheidenden Kleidung, welche ſie ihren Pfarrkindern kenntlich machen mußte, beraubt; daß man in einem abſcheulichen Geſetzbuche Rechte aufgeſtellt hat, die der geſellſchaftliche Menſch nicht ausüben darf, und denen er zu ſeinem Glücke ſtillſchweigend entſagt, wenn er in gebildeten Geſellſchaften geboren wird; daß man bei dieſen eingebildeten Rechten die wahren Rechte umwirft und verwirrt, welche unter dem Schutze der Grundgeſetze des Reiches von Generation zu Generation den verehrungswürdigen Claſſen überliefert worden ſind, denen in jeder Rückſicht die franzöſiſche Geſellſchaft die größte Verbindlichkeit ſchuldig war; daß man an die Stelle der Sache das Wort Eigenthum geſetzt hat, indem die Eigenthümer beraubt worden ſind, welche durch die Zeit, durch die Geſetze, durch einen fortdauernden, hundertmal erneuerten und von den wahren Stellvertretern der Nation aufs feierlichſte anerkannten Beſitz belehnt waren: und alles dieſes geſchieht unter dem trügeriſchen Anſtriche einer eingebildeten Gleichheit der Rechte, welche nichtig an ſich ſelbſt iſt, welche in dem

Augenblicke, da ſie vorhanden ſeyn könnte, durch jene Verſchiedenheit wieder zerſtört wird, deren Charakter der Schöpfer den Menſchen von ihrer Geburt an einprägt, indem er die moraliſchen Fähigkeiten ſehr ungleich unter ihnen vertheilt hat, deren Mißverhältniß dem Genie, der Kraft, der Geduld, dem Fleiße und der Sparſamkeit, nebſt allen den Vortheilen, die daraus gezogen und als ein wahres Eigenthum veräußert werden können, über die entgegengeſetzten Eigenſchaften ein Uebergewicht gibt, und immer geben wird. Endlich müſſen die getreuen Unterthanen Sr. Majeſtät wiſſen, daß, indem man ſich bemüht, den vorgeblichen Ruhm und das Glück von Frankreich, welches vormals das blühendſte Reich in Europa war, zu erheben, weder Handel noch Umlauf von baarem Gelde und Waaren, weder öffentliche Macht noch Gerechtigkeit, noch Policei daſelbſt iſt, und daß die philoſophiſchen Verfolger alles deſſen, was nicht zu ihrer Secte gehört, bei den Ausſchweifungen, wozu ſie das Volk anreizen, keine andern Gränzen kennen, als ſich mit Verbrechen zu überfüllen. Wer könnte nun bei allem dieſem wohl blind oder unſinnig genug ſeyn, das geringſte Vertrauen auf die Verſprechungen und argliſtigen Verſicherungen zu ſetzen, welche dieſe Tyrannen den Völkern, die ſie zu unterwerfen ſuchen, thun, nämlich: ihr Eigenthum, ihre Religion, ihre Rechte, ihre Privilegien und ihre Staatsverfaſſungen heilig zu achten? ſie, welche die Regierung und die öffentliche

Gewalt in Frankreich an ſich geriſſen haben, und mit einer bis jetzt unerhörten Frechheit und Unverſchämtheit die feierlichſten öffentlichen Verträge, alle göttlichen und menſchlichen Rechte, und überhaupt alles mit Füßen treten, was auf der Welt am heiligſten iſt; ſie, die, ſobald ſie ſich einer Provinz würden bemächtigt haben, nicht zögern würden, wie ſie es in ihrem Vaterlande gethan haben, ſich der Beſitzungen, der Geiſtlichkeit und des Adels, ſo wie der Güter aller Staatsbürger zu bemächtigen.“

„Wir wiederholen es: da wir nie geglaubt noch gemeint haben, uns in die innere Verfaſſung irgend eines benachbarten Staates miſchen zu können, ſo würden wir uns auch nicht in dieſe traurige Darſtellung ſolcher Gegenſtände eingelaſſen haben, die nicht Sache der uns anvertrauten Regierung iſt; allein die franzöſiſchen Schriften und Ausgeſandten ſowohl, als die neue Conſtitution ſelbſt, haben den Zweck, ein Neuerungsſyſtem allgemein einzuführen, welches (es mag gut oder ſchlecht für das franzöſiſche Volk ſeyn) entſcheidend verderblich für dasjenige iſt, welches wir regieren, indem es die ganze politiſche Verfaſſung umſtößt, die vermöge ſeiner Conſtitution feſtgeſetzt worden iſt, welche demſelben theuer iſt, welche der Souverain aufrecht zu erhalten verſprochen hat, und auf welcher das Glück Belgiens ſeit Jahrhunderten beruht. Es war unſere Pflicht, das Volk vor den nahen Gefahren, womit daſ-

ſelbe bedroht wird, zu warnen. Wir haben ihm Wahrheiten vorgeſtellt, die allen Gemüthern einleuchtend ſind. Dieſe werden von allen guten Staatsbürgern anerkannt werden, und ohne Zweifel werden die Staatsbürger ſich beeifern, alles zu thun, was in ihrem Vermögen ſteht, um den Frieden und die Ruhe im Innern zu erhalten. Diejenigen, die ſich unterfangen würden, dieſelbe zu ſtören, können wir nicht anders, als wie Feinde des Staates anſehen und behandeln laſſen.„

„Brüſſel am 29. April 1792.„

„Maria. Albrecht.„

„Baron von Felz.„

Die conſtitutionelle Leibwache des Königs wird durch einen Beſchluß der Nationalverſammlung entlaſſen.

Die noch nach Deleſſarts Plan gebildete Leibwache ſchien, als ſie errichtet wurde, der Freiheit nicht gefährlich; ſie ſollte, wie wir ſchon geſehen haben, aus einem Drittheil Linientruppen und zwei Drittheilen Nationalgarden beſtehen. Der König hatte, nachdem ſie den vorgeſchriebenen Eid vor dem Bürgerrath geleiſtet, dieſelbe ſammt der Nationalgarde, welche bisher den Dienſt bei ihm verſehen, in dem Schloſſe gemuſtert, und an beide Corps folgende Anrede gehalten:

An die Nationalgarde. „Meine Herren! Meine Leibwache, die vermöge der Conſtitution verſammelt iſt, fängt ihren Dienſt bei mir an, und die Nationalgarde wird künftig nur noch eine Ehrenwache liefern. Allein ich habe nicht gewollt, daß dieſe Veränderung geſchehen ſollte, ohne daß ich Ihnen meine vorzügliche Zufriedenheit über die Beweiſe von Eifer und Anhänglichkeit bezeugte, die Sie mir gegeben haben. Da Sie näher um mich waren, ſo konnten Sie auch beſſer meine Geſinnungen und meine unveränderliche Liebe für die Wohlfahrt des Volkes kennen. Ich trage Ihnen auf, Ihren Mitbürgern meine wahren Geſinnungen zu wiſſen zu thun, und bei jeder Gelegenheit die beleidigenden Gerüchte zu widerlegen, welche von boshaften Menſchen gegen mich und meine Familie verbreitet werden, um Beſorgniſſe zu erwecken und die Ruhe zu ſtören.“

„Die Pariſer Nationalgarde hat durch ihren unermüdeten Eifer für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe unaufhörlich das beſte Beiſpiel gegeben. Ich bitte Sie, hierin fortzufahren; und ich würde mit Vergnügen und Zutrauen ſelbſt mit ihr marſchieren, um das Eigenthum eines jeden Bürgers des Staats zu vertheidigen und ſicher zu ſtellen, und die Achtung ſowohl, als den Gehorſam, welche man den Geſetzen ſchuldig iſt, aufrecht zu erhalten.“

„Die Anzahl der Freiwilligen, die meine Ehrenwache ausmachen ſollen, iſt mit den Be-

fehlshabern der Nationalgarde verabredet worden. Indem ich dieſe Zahl feſtſetzte, habe ich den Bürgern von Paris den Dienſt leichter machen wollen; allein Sie können verſichert ſeyn, daß ich jederzeit mit Vergnügen mich in der Zahl, welche Ihr Eifer Ihnen vorſchreiben mag, von Ihnen werde umgeben ſehen."

An die Leibwache. "Meine Herren! Indem ich den Dienſt meiner Leibwache annehme, hoffe ich, zwiſchen Ihnen und der Nationalgarde die völligſte Einigkeit und die brüderlichſte Herzlichkeit herrſchen zu ſehen; ich hoffe, daß Sie mir durch Ihr Betragen gegen dieſelbe jederzeit dienen werden, ihr Beweiſe des Wohlwollens und der beſondern Zuneigung zu geben, die ich gegen ſie hege."

"Sie haben ſo eben den Eid geleiſtet, den die Conſtitution vorſchreibt. Erinnern Sie ſich allezeit, daß dieſelbe der Vereinigungspunkt bei mir ſeyn muß, und daß Ihre Liebe für die Nation und Ihre Achtung für das Geſetz die ſicherſten Pfänder ſind, welche Sie mir von Ihrer Ergebenheit für meinen Dienſt geben können."

Die Königinn hielt der Leibwache nun den Dauphin entgegen, und man antwortete ihr mit dem Zuruf: "Es lebe die Nation, das Geſetz, der König und ſeine Familie!" Aber ſchon die Beſetzung der Officierſtellen, zu denen man, un=

vorſichtig genug, ſehr viel bekannte Anhänger an die frühere Ordnung der Dinge gewählt, hatte den Freunden der Freiheit Verdacht und Furcht eingeflößt. Auch die aus den Linientruppen gewählten Subjecte erregten gleiche Beſorgniſſe; die jungen Nationalgardiſten konnten ſich nicht mit ihnen vertragen, es kam zu Streitigkeiten unter ihnen, und die letztern behaupteten nicht mit Unrecht, daß man ihnen auf alle Weiſe den Dienſt erſchwere; viele von ihnen traten aus, und ihre Stelle wurde nun durch Leute, welche dem Hofe ganz ergeben waren, beſetzt. Mehrere dieſer Leibgardiſten klagten ihre Cameraden und Officiere laut als Ariſtokraten an, und wiederholten alle, jenen unklugerweiſe entſchlüpften, Aeußerungen, indem ſie behaupteten, ſie hätten die Scenen jenes berüchtigten Feſtes der Garde du Corps im Opernhaus zu Verſailles wiederholt. Der ehemalige Herzog von Briſſac, welcher dieſe Leibwache befehligte, und für einen Erz-Ariſtokraten galt, hatte ein ſehr ſchwieriges Amt; indeſſen benahm er ſich mit weiſer Zurückhaltung, ſeufzte und ließ nur bisweilen durch ſeine Blicke ſeinen Unwillen merken. Der Dauphin war bei einer Gelegenheit beauftragt worden, den Officieren dieſes Corps einen Kuchen zu überreichen, auf welchem eine kleine weiße Fahne ſtack. Die Officiere nahmen dieſes Zeichen der königlichen Huld mit Enthuſiasmus, Ehrfurcht und Liebe, und vielleicht auch mit einiger Unbeſonnenheit auf. Das Gerücht hiervon verbreitete ſich bald in der Hauptſtadt, mit dem

Zuſatze, die Anführer der Leibwache des Königs bereiteten ein Blutbad gegen das Volk vor, zu welchem ihnen die weiße Fahne als Vereinigungszeichen dienen ſollte. Der Maire Pethion ließ eine Durchſuchung in ihrer Caſerne veranſtalten. Die Officiere wollten Widerſtand leiſten, wodurch ſie den Verdacht noch vermehrten. Die Soldaten verriethen ſie, man fand die vom Dauphin geſchenkte kleine Fahne, und nahm ſie für den untrüglichſten Beweis einer neuen, von Ludwig XVI. beabſichtigten Bartholomäusnacht. Die Sache wurde ſogleich durch Bazire, Chabot und Merlin vor die Verſammlung gebracht, indem ſie den Herzog von Briſſac ſchwer anklagten. Einige Deputirte, die ihn vertheidigen wollten, wurden durch furchtbares Geſchrei und Getöſe der Gallerien zum Stillſchweigen gebracht, und der Antrag der rechten Seite, daß man den Angeklagten hören ſollte, von der Majorität laut verworfen. Zu gleicher Zeit wurde die gänzliche Auflöſung dieſer Leibwache verlangt, weil ſie nicht mehr verfaſſungsmäßig ſey, da man nach genau eingezogenen Erkundigungen in Erfahrung gebracht habe, daß ſie ſtatt der durch die Conſtitution vorgeſchriebenen 1800 Mann unter der Hand bis auf 6000 Mann vermehrt worden, und ſich auch ſo betragen habe, daß ihr alles Zutrauen von der Nation zu entziehen ſey.

Die Entlaſſung der Leibwache wurde von der Nationalverſammlung decretirt, und der Herzog

von Briſſac in die Gefängniſſe von Orleans abgeführt, um dem dortigen National-Obergericht gleich Deleſſart übergeben zu werden. Es iſt nicht zu läugnen, daß das unbeſonnene Betragen dieſer Leibwache die größte Schuld an dem ihr wiederfahrenen Unheil hatte.

Unglückliche Lage des Königs und ſeiner Familie.

Dem Könige wurden mit jedem Tage ſeine republikaniſch geſinnten Miniſter mehr zur Laſt. Er betrachtete ſie mehr als Spione ſeines Betragens, als wie ſeine Räthe. Er war gegen ſie finſter, ſchüchtern und verſchloſſen, und ſie nahmen eine drohende Stellung gegen ihn an. Er ſah, wie ſie Beſchlüſſe vorbereiteten, die mit ſeinem Willen im größern Widerſpruch waren; dennoch wagte er es nicht, ihnen zu widerſprechen. Dieſe demüthige und paſſive Lage trug dazu bei, ihn noch ganz in den Augen der Franzoſen herabzuſetzen und zu erniedrigen; er konnte ſich nirgends mehr zeigen, ohne Beleidigungen und Schmähungen von dem Volk zu erhalten; ja bis in ſeinen Pallaſt wurde er von drohendem Geſchrei verfolgt, und der Garten der Tuillerien war beſtändig mit den frechſten Menſchen angefüllt, welche ihm und ſeiner Familie die ſchändlichſten Dinge zuriefen, und alle Abſcheulichkeiten,

welche die Zeitſchriften Marats, Frérons, und des Paters Duchesne enthielten, laut wiederholten. Die Gefahr für den Monarchen und ſeine Familie nahm mit jedem Tage zu. Ludwig hatte ſich einen geheimen Rath von drei Männern erwählt, welche der Gegenſtand des öffentlichen Abſcheues waren. Die Exminiſter Montmorin, Bertrand und Malouet, welche ſich in der Nationalverſammlung, alle Extremitäten bekämpfend, den Haß aller Parteien zugezogen hatten, machten dieſes geheime Comité aus, deſſen Hauptgeſchäft mehr darin beſtand, den unglücklichen Köoig zu tröſten, als ihn zu leiten. Welche Vorſicht mußte nicht beobachtet werden, um dieſe Zuſammenkünfte und Berathungen vor den Augen der Miniſter und der Republikaner zu verbergen, und welche Gefahr war nicht bei deſſen Entdeckung zu fürchten! Bertrand verſichert, bei dieſen Berathungen dem Könige häufig die kräftigſten und kühnſten Maßregeln vorgeſchlagen zu haben, die er aber theils aus Gewiſſensſcrupel, noch weit häufiger aber aus Schwäche, verworfen habe. Er beſaß jetzt keine andern Vertheidigungsmittel mehr, als die, welche ihm ſeine Civilliſte noch darbot. Sobald die Intriganten wußten, daß ſie zu ihren Dienſten ſey, eilten ſie haufenweiſe herbei, um ſich darin zu theilen. Man bezahlte damit mehrere Anführer der Volkshaufen, die ſich immer ſchimpflich fortjagen ließen; man zahlte Häupter der Jakobiner, um die enormen Summen, die ſie für ihre Dienſte begehrt hatten, — in ihre Taſche

ſtecken und ſie dann noch wüthender gegen den Hof ausfallen zu ſehen, indem ſie ſich noch ein Verdienſt daraus machten, demſelben von ſeinen Beſtechungsmitteln etwas entwendet zu haben. Bald war die Civilliſte durch dieſe eben ſo unnütze als gefährliche Verſchwendung erſchöpft. Fabre d'Eglantine und Danton hatten am meiſten vom Hof erhalten (Letzterer, nach Bertrand's Verſicherung, weit über 100,000 Thaler). Wir werden bei den furchtbaren Auftritten vom 10. Auguſt ſehen, welchen Gebrauch ſie von dieſem Gelde machten.

Die Königin war der Gegenſtand eines noch weit wüthendern Haſſes, als der war, welcher ihren Gemahl verfolgte. Man wußte, wie ſehr ſie die Conſtitution haßte.

Die Natianalverſammlung erhielt in den Augen des Volkes, durch die Feindſeligkeiten der fremden Armeen und der Prinzeu, wieder neues Anſehen und Stärke. Die Correſpondenz des Hofes mit dieſen Letztern war nun häufiger denn je. Goguelat beſaß das ganze Vertrauen von Marie Antoinette bei dieſem Briefwechſel in das Ausland, den er auch mit der größten Lebensgefahr beſorgte. Trotz allen Unterredungen, die ſie mit Dumouriez gehabt, der, ihr enthuſiaſtiſch die Hand küſſend, ausrief: „Laſſen Sie ſich retten!“ hatte ſie dennoch kein Zutrauen zu demſelben faſſen können. Sie ſagte: „Wie kann ich den Verſicherungen eines Verräthers trauen, deſſen Aufführung ſo bekannt iſt? Das Sicherſte iſt, ihm nicht

zu trauen.“ Hierin hatte die Königin Unrecht. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er es damals aufrichtig mit ihr meinte; indem ſie aber ſeine Anerbietungen und Dienſte verwarf, beraubte ſie ſich ſelbſt der letzten Stütze, die ihr noch geblieben war. Derjenige, welcher Frankreich in den Engpäſſen von Argonne rettete, würde vielleicht auch Ludwig XVI. und ſeine Gemahlin vor dem 20. Juni gerettet haben, hätten ſie ihm ganz vertraut. Aber die ausgewanderten Prinzen hörten nicht auf, in ihren Briefen ihrer Schwägerin zu empfehlen, keinem einzigen vom Innern ausgehenden Vorſchlage Gehör zu geben, indem ſie zugleich verſicherten, die Streitkräfte von Außen würden mit jedem Tage bedeutender, und man ſolle nur auf ſie und den Schutz des Himmels für die gerechte Sache zählen.

Die Conſtitutionellen hatten nun ihrerſeits eingeſehen, daß es nur Verſtellung geweſen, als man vorgab, man pflichte ihren Meinungen und Geſinnungen bei, und ſagte ſich von aller Gemeinſchaft mit dem Hofe los, als ſie ſahen, daß ſie betrogen worden waren. Würde man Barnave's letzten gutgemeinten Rath befolgt haben, ſo hätte man wenigſtens doch die Leibwache beibehalten. Die Anklage gegen dieſelbe war eigentlich nur gegen Briſſac und den Staab der Garde gerichtet. Barnave ſchrieb der Königin, die Verſammlung werde ein Decret erlaſſen, um jene zu kaſſiren; ſie möchte den König

erſuchen, ſogleich nach der Bekanntmachung dieſes Decrets die erledigten Stellen durch diejenigen Perſonen zu erſetzen, deren Namen er zugleich beifüge. Es ſeyen dies zwar beinahe ſämmtlich als Erz-Jakobiner bekannte Perſonen, jedoch nicht in der That, ſondern, ſo wie er, in Verzweiflung darüber, daß man die conſtitutionelle Monarchie ſtürzen wolle, aber durch die Zeitumſtände genöthigt, ihre wahre Geſinnungen zu verbergen. Er ſagte ferner, daß die Verſammlung wenigſtens einige Wochen Zeit brauche, um die wahren Geſinnungen dieſer Menſchen kennen zu lernen, und ſie ſodann der Gunſt des Volkes berauben zu können; dieſe Friſt müſſe dazu angewendet werden, um ſich von Paris zu entfernen. Aber die Königin gab dieſem Vorſchlage kein Gehör. Als Barnave ſah, daß man keinen ſeiner Vorſchläge befolgte, und die Fürſtin alle ihre Hoffnungen auf das Ausland ſetzte, ſo beſchloß er, ſich von Paris zu entfernen. Er erhielt eine letzte Audienz, in welcher er zu ihr ſprach: „Madame, Ihr und Frankreichs Unglück hatten mich beſtimmt, Ihnen meine Dienſte zu weihen. Ich ſehe aber, daß mein Rath Ihren Abſichten nicht entſpricht. Ich hoffe wenig von den Planen, die man Euer Majeſtät befolgen läßt. Sie werden verloren ſeyn, bevor man bis zu Ihnen gelangt. So ſehr ich wünſche, mich in meiner traurigen Vorherſagung zu irren, ſo bin ich doch leider nur zu gewiß, daß ich für die Theilnahme, welche Ihr Unglück mir eingeflößt

hat, ſo wie für die Dienſte, welche ich Ihnen geleiſtet habe, meinen Kopf werde darbringen müſſen. Alles dieſes wird in Erfüllung gehen; ſtatt aller Belohnung vergönnen Sie mir nur die Ehre, Ihre Hand küſſen zu dürfen.“ Die Königin bewilligte ihm dieſe Gunſt mit thränenden Augen, und entließ ihn ungern und mit den wohlwollendſten Geſinnungen, welche auch die Prinzeſſin Eliſabeth mit ihr theilte. Auch Düport hatte öftere, aber weniger geheime Audienzen bei ihr.

Die Nationalgarde bewachte nun die Thore der Tuillerien, und alle, die ſich zur Königin begaben, wurden als verdächtig betrachtet, und häufig beſchimpft. In dem Garten der Tuillerien und unter den Fenſtern des königlichen Paares, forderte man nun ſchon häufig deren Köpfe unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen; um die Königin zu beleidigen, ſtellten ſich ſchamloſe, faſt ganz entkleidete Menſchen, dem Schloß den .... zeigend, unter ihre Fenſter, und verübten dort Unſittlichkeiten aller Art. Zugleich ſuchten ſie ſie durch überlautes Lachen und anderes Geräuſch an die Fenſter zu ziehen, was ihnen aber nicht gelang. Zu dieſer Zeit fiel der König in eine faſt gänzliche, geiſtige und phyſiſche Abſpannung; zehn Tage lang konnte er ſelbſt im engſten Kreiſe ſeiner Familie faſt kein Wort hervorbringen; nur wenn er nach dem Mittageſſen eine Partie Trictrac mit der Prinzeſſin Eliſabeth ſpielte,

ſtammelte er die durchaus bei dem Spiele noth=wendigen Worte. Endlich gelang es ſeiner Ge=mahlin, ihn aus dieſer Apathie zu reißen, indem ſie ſich ihm zu Füſſen warf, und ihm vorſtellte, daß vielleicht jeden Augenblick eine Criſis bevor=ſtehe, welche ſeine ganze Kraft und Stärke er=fordere, daß er wenigſtens an ſeine Familie den=ken möchte und für dieſe handeln müſſe; ſie ging ſo weit, ihm zu ſagen: „Wenn wir umkommen müſſen, ſo muß es mit Ehre geſchehen, und wir dürfen nicht warten, bis man uns Beide auf dem Boden unſerer Zimmer erwürgt.“

Immer ängſtlicher und unruhiger ward Lud=wig XVI. nun wegen der Folgen des erklärten und begonnenen Krieges, und mit Sehnſucht er=wartete er den Erfolg der Aufträge des von ihm an die auswärtigen Mächte heimlich abgeſchickten Mallet=du=Pan, dem, wie Bertrand de Molle=ville berichtet, der König folgende eigenhändig ge=ſchriebene Inſtruction mitgegeben hatte, die von ſeiner Mäßigung, aber auch von ſeiner Verbin=dung mit den Mächten zeugt.

„1. Der König verbindet ſeine Bitten mit ſeinen Befehlen, daß doch die franzöſiſchen Prin=zen und Ausgewanderten nicht durch eine thätliche und feindliche Theilnahme dem gegenwärtigen Kriege ſeinen Charakter eines auswärtigen, zwiſchen zwei unabhängigen Mächten geführten Krieges nehmen möchten.“

„2. Er empfiehlt ihnen ausdrücklich, ſich auf ihn und die vermittelnden Mächte rückſichtlich der Feſtſtellung ihrer Rechte zu verlaſſen, wenn der Augenblick der Unterhandlung gekommen ſeyn wird.“

„3. Sie müſſen nur als Theile, nicht aber als Schiedsrichter bei dem Streite erſcheinen; dieſe Entſcheidung muß Sr. Maj. vorbehalten werden, wenn ſie ihre Freiheit wieder erhalten hat, ſo wie den Mächten, welche dieſelbe erzwingen werden.“

„4. Jedes andere Betragen würde einen Bürgerkrieg im Innern erzeugen, würde das Leben des Königs und ſeiner Familie in Gefahr ſetzen, den Thron umſtürzen, die Königlichgeſinnten dem Mordſtahle weihen, mit den Jakobinern alle Revolutions-Anhänger wieder vereinigen, die ſich von ihnen getrennt haben, und noch täglich trennen, würde eine Aufreizung wieder beleben, die ſich zu legen ſcheint, und einen Widerſtand erbitterter machen, der ſich bei dem erſten Unfall unterwerfen wird, wenn das Schickſal der Staatsumwälzung nicht ganz in die Hände derer gelegt ſcheint, gegen die ſie gerichtet war, und die ihre Opfer geworden ſind.“

„5. Den Höfen von Berlin und Wien iſt die Nützlichkeit einer gemeinſchaftlich mit den übrigen verbündeten Mächten zu erlaſſenden öffentlichen Bekanntmachung vorzuſtellen; die Nothwendig-

digkeit, dieſen Aufruf ſo abzufaſſen, daß die Jakobiner von dem übrigen Theile des Volkes getrennt und alle diejenigen beruhigt werden, welche im Stande ſind, von ihrer Verirrung zurückzukommen, oder die zwar nicht die jetzige Verfaſſung, aber die Unterdrückung der Mißbräuche, und eine eingeſchränkte Monarchie wollen.“

„6. In dieſem, in Wahrheit grundweſentlichen, Aufrufe iſt zu ſagen, daß man nur gegen eine jede der bürgerlichen Geſellſchaft widerſtrebenden Faction und nicht gegen das franzöſiſche Volk Krieg führe; daß man die rechtmäßigen Regierungen und die Völker vertheidigen wolle gegen eine wüthende Auflöſung aller Ordnung, durch welche alle Bande des Zuſammenlebens und alle Verträge gebrochen werden, in deren Schutze die Freiheit, der Friede, die öffentliche Sicherheit gegen Außen und gegen Innen ruhen; daß man alle Furcht einer Zerſplitterung entferne, keine Geſetze vorſchreibe, ſondern nur der Verſammlung, den Verwaltungsbeamten, den Gemeinderäthen, den Miniſtern ernſtlich erkläre, daß man ſie perſönlich und jeden einzeln verantwortlich mache für jedes gegen die geheiligte Perſon des Königs, der Königin und ihrer Familie, ſo wie gegen die Perſonen oder die Güter irgend eines Bürgers begangene Verbrechen.“

„7. Es iſt der Wunſch des Königs auszudrücken, daß die fremden Mächte bei ihrem Ein=

tritt in das Königreich erklären, daß ſie zum Frieden bereit ſeyen, allein nur mit dem Könige unterhandeln können und werden, daß ſie daher verlangen, daß ihm die vollſtändigſte Freiheit eingeräumt, und daß man dann einen Congreß verſammeln werde, auf welchem die verſchiedenen Intereſſen nach den ſchon beſtehenden Grundlagen berathen, die Ausgewanderten als klagender Theil zugelaſſen, und der allgemeine Plan für die Forderungen unter der Aufſicht und Gewährleiſtung der verbündeten Mächte feſtgeſetzt werden würden.“

Bertrand berichtet über die Aufnahme, welche der Abgeſandte hatte, Folgendes:

„Mallet-du-Pan hatte lange Unterredungen mit dem Grafen Cobenzl, mit dem Grafen Haugwitz und mit Heymann, den Miniſtern des Kaiſers und des Königs von Preußen. Nachdem ſie ſeine Beglaubigungen unterſucht und ſich ſeine Aufträge mit der größten Aufmerkſamkeit hatten vorleſen laſſen, ſo geſtanden ſie, daß alles vollkommen mit den Anſichten übereinſtimme, die der König früher den Höfen von Berlin und Wien mitgetheilt habe, von welchen ſie auch zum Theil angenommen worden ſeyen. Sie bezeugten ihm ein völliges Vertrauen und billigten in allen Punkten den von ihm vorgeſchlagenen Aufruf. Sie erklärten ihm in den beſtimmteſten Ausdrücken daß durchaus kein Ehrgeiz, kein perſönlicher Vor,

theil, kein Zerſtückelungs-Plan, ſie für den Krieg ſtimme, ſondern daß die verbündeten Mächte lediglich die Wiederherſtellung der Ordnung in Frankreich bezwecken wollen, weil kein Frieden zwiſchen demſelben und ſeinen Nachbarſtaaten möglich ſey, ſo lange dieſe Geſetzloſigkeit in demſelben herrſche, welche ſie zwinge, Truppen-Cordons an den Gränzen zu unterhalten, und ſehr theure Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen; daß man aber ſehr weit entfernt ſey, dem franzöſiſchen Volke eine beſtimmte Regierungsform aufdringen zu wollen, ſondern es dem Könige ganz überlaſſen werde, ſich darüber mit der Nation zu verſtändigen. Man verlangte die ausführlichſten Aufklärungen über den innern Zuſtand Frankreichs von ihm, eben ſo über die öffentliche Meinung rückſichtlich der alten Regierungsart, der Parlamente, des Adels u. ſ. w. Man vertraute ihm an, daß man die Ausgewanderten zu einem Heere bilden wolle, welches man dem Könige nach ſeiner Befreiung übergeben werde. Man ſprach mit ihm mit Unwillen und Vorurtheil gegen die franzöſiſchen Prinzen, denen man den Abſichten des Königs ganz entgegengeſetzte Plane zutraute, und namentlich die, unabhängig handeln und einen Reichsverweſer ernennen zu wollen. (Mallet-du-Pan beſtritt dieſe Vermuthung aufs ſtärkſte, und behauptete, man dürfe über die Abſichten der Prinzen nicht nach dem leichtſinnigen oder übertriebenen Geſchwätze Einiger aus ihrer Umgebung urtheilen.) Nachdem man die verſchiedenen Aufträge

Mallet=du=Pans reiflich erörtert hatte, ſo erkannten die drei Miniſter die Weisheit und Wichtigkeit derſelben einſtimmig an, jeder derſelben verlangte eine Abſchrift oder einen Auszug davon, und gab die beſtimmteſten Verſicherungen, daß die Wünſche des Königs, welche ganz mit denen der Mächte übereinſtimmten, aufs Genaueſte befolgt werden ſollten.

Die Jakobiner gewinnen immer mehr die Oberhand.

Die Frechheit der Jakobiner nahm nun mit jedem Tage zu, und laut verkündeten ſie ihren Haß gegen König und Königthum. Sie hatten erfahren, daß erſterer noch immer einem großen Theil der Leibwache, obgleich ſie entlaſſen worden, ihren Sold fortbezahle, ſo wie auch, daß er den Beſchluß der Nationalverſammlung, welcher deren Abdankung verordnete, ſein Veto hatte entgegen ſetzen wollen, wovon ihm nur Dumouriez durch die Vorſtellung, daß er durch die Entlaſſung ſeiner Garde=du=Corps ja ſchon ein weit größeres Opfer gebracht habe, abhielt. Aber auch auf den rechtſchaffenen Lafayette hatte die Partei der Jakobiner, an deren Spitze Danton, Chabot, der Schauſpieler Callot d'Herbois, Carra und Robespierre ſtanden, einen wüthenden Haß, der beſonders durch letzteren angefeuert wurde. Robespierre konnte dem tapfern und redlichen Krieger weder die Publication des Kriegsgeſetzes auf dem

Marsfelde am 17. Juli 1791, noch ſein muthiges und kraftvolles Benehmen vergeben, womit er den furchtbar drohenden Aufruhr geſtillt hatte, bei welchem ſeine eigene Feigheit ins grellſte Licht geſetzt worden war, denn er hatte ſich während jener Zeit mehrere Tage in die verborgenſten Schlupfwinkel verkrochen. Hierzu kam noch, daß er den Einfluß dieſes ſeltenen Mannes auf alle wohlgeſinnten und rechtſchaffenen Leute in ganz Frankreich, und ſeine Charakterſtärke und Feſtigkeit fürchtete. Deßhalb vermuthete er, ſo wie ſeine Anhänger, den heftigſten Widerſtand gegen ſeine Plane von Lafayette, — eine Furcht, welche auch die andere, etwas gemäßigtere Partei der Jakobiner, deren Häupter Briſſot, Condorcet, Vergniaud und Guadet waren, theilte. Dieſe beiden Parteien, welche ſich oft feindſelig gegenüber ſtanden, vereinigten ſich ſogleich, wenn es galt, gegen den König oder gegen die Conſtitutionellen aufzutreten. In den Sitzungen der Jakobiner-Clubbs ließen Robespierre, Briſſot u. ſ. w. nun die heftigſten Schmähungen gegen Lafayette erſchallen. Erſterer nannte ihn einen eiteln, hochmüthigen Ex-Adelichen, einen Feind der Revolution und des Volks, einen beſchränkten Menſchen, deſſen ganzes Verdienſt in einem ſanften mechaniſchen Lächeln beſtehe. Hierauf beſchuldigte er ihn, der Urheber einer neuen Verſchwörung zu ſeyn, und ſagte: „Ich klage dieſen mir verächtlichen Menſchen an, obgleich ich überzeugt bin, daß es gefährlicher iſt, den Exmarquis de la Fa-

yette anzuklagen als alle Monarchen der Erde. Ich bin vielleicht von ſeinen Helfershelfern, von ſeinen gedungenen Meuchelmördern umringt; aber noch, indem ſie ihre Dolche in meine Bruſt ſtoßen, will ich ihn der Verachtung des Volks preisgeben.“ Nun nannte er ihn ein moraliſches Ungeheuer (dies that das ſcheußliche Ungeheuer Robespierre) und forderte die Soldaten ſeiner Armee auf, ihren General zu ermorden. Er beſchuldigte ihn, er wolle ſich der Dictatur bemächtigen, und ſagte: „Wir wollen ſehen, ob eine feige Memme uns die eroberte Freiheit wieder rauben ſoll. Ich kann es beweiſen, daß Lafayette der niederträchtigſte, grauſamſte und verabſcheuungswürdigſte Tyrann iſt.“ Baumier bedauerte, daß ſich Niemand fände, der bereit ſey, Lafayette den Dolch ins Herz zu ſtoßen. „Cäſar, rief er aus, Cäſar war auch an der Spitze eines Heeres, als es einen Cato gab, der ihn anklagte. Jetzt haben wir wieder einen Cäſar, aber leider keinen Brutus!“

Auch die Bruſtbilder Lafayette's und Bailly's, welche ſich im Verſammlungs-Saale des Gemeinderaths befanden, wollten ſie ſchlechterdings aus demſelben weggeſchafft wiſſen; aber trotz dem, daß ſelbſt Pethion und Manuel dieſes Geſuch unterſtützten, und aufgeſtifteter Pöbel das Rathhaus und deſſen Zugänge drohend belagerten, ſtimmte dennoch die Mehrzahl des Gemeinderaths dagegen, und die Bruſtbilder, von denen eines (Lafayette's),

ein Geſchenk des befreiten Nordamerikas war, blieben; indeſſen wäre es unter den Mitgliedern des Bürgerraths über dieſe Sache beinahe zum Fauſtkampf gekommen.

Den Königsmord predigte man nun ſchon öffentlich nicht blos in den Jakobiner-Clubbs, ſondern auch an andern öffentlichen Orten.

Der Marſeiller Clubb ſchrieb an ſeine Pariſer Brüder: „Unſer Eifer ſoll nicht eher raſten, als bis Frankreich ſich frei und in Ruhe der Wohlthaten der Brutuſſe und der Scävolas erfreuen wird. Ihr verſteht uns; das iſt genug.“ Merlin ſagte in einer Rede, die er von dem Rednerſtuhle der Jakobiner hielt: „Auch in unſern Mauern trägt Einer eine Krone. Wir aber, wir ſind es, denen ſie gebührt. Sie iſt unſer Eigenthum, welches man uns geraubt hat. In den Staub alſo mit dem Gekrönten, daß er unſere Gewalt erkenne und unſerem Willen gehorche, — und wenn er ſich ſträubt, den Dolch ihm ins Herz!“

Marat ſchrieb ungeſtraft ſein blutdürſtiges Blat, in welchem er das Volk täglich zum Morden aufforderte, und zuletzt als das beſte Mittel vorſchlug, aus der ganzen Nationalverſammlung einen hellbrennenden Scheiterhaufen zu machen. Endlich wagten es doch vier Mitglieder der Verſammlung, dieſes abſcheuliche Ungeheuer bei dem Juſtizminiſter zu verklagen, der ihnen aber zur

Antwort gab, man dürfe der Preßfreiheit keinen Einhalt thun; Marat's Schriften enthielten blos allgemeine Anſichten; man ſage ja weit ärgere Dinge in den Clubbs, und da er kein öffentlicher Ankläger ſey, ſo gehe ihn die Sache überhaupt nichts an. Indeſſen reichte er doch wenige Stunden nachher, ſich anders beſinnend, eine Klage gegen Marat bei dem Pariſer Criminalgericht ein. Auch der Abgeordnete Beugnot trat in der Nationalverſammlung gegen dieſes Ungeheuer auf, und ſagte:

„Wenn ein abſcheuliches Verbrechen begangen wird, ſo giebt es für die Stellvertreter der Nation keine heiligere Pflicht, als die Urſachen deſſelben zu unterſuchen und ſeine Quelle zu verſtopfen. Nie war die Ausübung dieſer Pflicht nothwendiger, als in den unglücklichen Tagen, in welchen ein General (Dillon), der mit Ehre gedient und ſich durch Patriotismus und Edelmuth ausgezeichnet hatte, ermordet worden iſt, — in dieſen ſchrecklichen Tagen, in welchen Menſchen, die bei allen geſitteten Völkern heilig ſind, Kriegsgefangene, mit barbariſcher Wuth geſchlachtet worden ſind. Ihr entſetztet euch, als man euch dieſes erzählte; allein noch mehr würdet ihr euch entſetzen, wenn man euch verſicherte, daß es Wütheriche giebt, die ſich bemühen, unſere drei Generale von ihren Truppen ermorden zu laſſen, und unſere Armee zu bewegen, daß ſie ihre Waffen gegen den König, gegen uns ſelbſt wenden ſolle. Wohlan! an dieſem Plane wird gearbeitet, vor euern Augen wird er

geſchmiedet. An dem Eingange dieſes Saales werden dergleichen blutdürſtige Ermahnungen unter das Volk ausgetheilt. Hier iſt der Beweis. Ich leſe im Volksfreunde: „Vor mehr als ſechs Monaten habe ich ſchon voraus geſagt, daß unſere drei Generale die niederträchtigſten Höflinge ſeyen, — daß ſie die Nation verrathen und unſere Gränzen dem Feinde ausliefern würden. Bald werden meine Prophezeihungen erfüllt ſeyn. Meine einzige Hoffnung iſt noch, daß die Armee die Augen öffnen, daß ſie einſehen wird, ihre Anführer ſeyen die erſten Opfer, die man für das Wohl des Staates abſchlachten muß.“ — „Was für Folgen,“ fuhr Herr Beugnot fort, „was für Folgen müſſen wir befürchten, wenn das Verbrechen ſein Haupt mit ſolchem Trotze erhebt, — wenn ſeine Stimme in unſern Straßen wiederhallt, — wenn man täglich und ſtündlich das Volk mit dergleichen Schriften vergiftet, — wenn hier in unſerer Vorhalle die ſchändlichſten Grundſätze des Königsmordes öffentlich gepredigt werden? Ja, öffentlich! ich habe es ſelbſt gehört. Blicket hin nach Lille! Dort iſt dieſe gräßliche Theorie in Ausübung gebracht worden; denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Blätter von Marat, Carra und andern Böſewichtern dieſes Gelichters Dillon zur Schlachtbank gebracht haben.“

Nach ihm traten noch Mehrere gegen Marat auf, und trotz der Vertheidigung Bazire's wurde

ein Anklagedecret gegen ihn erlaſſen, zu gleicher Zeit aber auch ein zweites gegen einen ultra-royaliſtiſchen Schriftſteller, der ganz im entgegengeſetzten Sinne ein Journal, „der Königsfreund,“ betitelt, redigirte. Dieſes Decret blieb aber ohne Wirkung, und Marat ſchrieb ungeſtraft, nach wie vor, ſein Blutblatt. In demſelben Sinne ſchrieb Carra, der in einer Nummer (vom 15. Mai) ſeiner Zeitſchrift ſagte: „Es ſteht eine Bartholomäusnacht und eine neue Flucht des Königs bevor. Es müſſen daher alle Staatsbürger von heute an bewaffnet und auf ihrer Hut ſeyn. Es müſſen alle Jakobinergeſellſchaften ſich verſammeln, Tag und Nacht ihre Sitzungen fortſetzen, und, vorzüglich in der Abtheilung des Aisne, alle Bewohner der Städte und des platten Landes auffordern, Achtung auf die Wagen der Reiſenden zu geben. Jetzt iſt der Fall vorhanden, wo man Materialien zum Anzünden der Feuer auf den Anhöhen, ſo wie auch die Sturmglocken in den Kirchen, bereit halten muß.“

Die Sage von dem öſterreichiſchen Ausſchuſſe wurde nun neuerdings wieder zur Sprache gebracht, und da man trotz allen Vorkehrungen und der größten Vorſicht von dem obenerwähnten Geheimenrathe des Königs, aus Bertrand, Montmorin und Malouet beſtehend, Wind bekommen hatte, ſo behauptete man deſſen Beſtehen mit der größten Zuverſicht. Carra hatte in ſeinem Blatte als etwas Erwieſenes geſagt, daß in dieſem Aus-

ſchuſſe die abſcheulichſten Complotte gegen die franzöſiſche Freiheit durch die Königin, Bertrand und Montmorin geſchmiedet würden. Letztere belangten den Journaliſten bei dem Friedensrichter Etienne de Larivière, welcher Carra vor ſich kommen ließ, der, als er die Urſache der Vorladung erfuhr, ausſagte, er habe dieſe Nachricht von den Deputirten Merlin, Bazire und Chabot erhalten. Jetzt citirte der Friedensrichter dieſe, um ſie als Zeugen abzuhören; ſie ſagten aus, daß die Beweiſe des Daſeyns einer ſolchen Comité ſich bei dem Aufſichtsausſchuſſe, deſſen Mitglieder ſie waren, befände. Nun begab ſich der Friedensrichter in die Nationalverſammlung, und verlangte von derſelben die Auslieferung der Papiere, welche das Daſeyn eines öſterreichiſchen Ausſchuſſes bewieſen, was ihm aber verweigert wurde; — und auf ſeine Anfrage, wie er ſich in dieſer Sache zu verhalten habe, ſchritt man zur Tagesordnung. Dies wäre hinlänglich geweſen, um Larivière zu verſtehen zu geben, daß er mit der größten Vorſicht zu Werke gehen müſſe. Ungeduldig aber, ſeinen Eifer und ſeinen Muth zu zeigen, erließ derſelbe einen Verhaftsbefehl gegen die drei Mitglieder des Aufſichtsausſchuſſes, der denn auch mit ſo wenig Schonung vollzogen wurde, daß man Herrn Merlin ſchon um 5 Uhr des Morgens aus dem Bette holen ließ und vor den geſtrengen Richter brachte. Hierin ſah die Nationalverſammlung ein Majeſtätsverbrechen gegen ihre Unverletzbarkeit; ſie forderte Larivière

vor ihre Schranken, und beſchloß, trotz ſeiner Vertheidigung, daß er in Anklageſtand verſetzt werden müſſe, indem ſie den nicht ſehr klugen Richter in die Gefängniſſe von Orleans ſchickte.

Der König ſandte, als er von dieſen Vorfällen hörte, den Juſtizminiſter mit folgendem Schreiben an den Präſidenten der Nationalverſammlung ab: „Herr Präſident! Ich habe dem Miniſter der Gerechtigkeitspflege aufgetragen, der Nationalverſammlung von dem Befehle Nachricht zu geben, den er auf mein Verlangen wegen des vorgeblichen öſterreichiſchen Ausſchuſſes dem öffentlichen Ankläger zugeſandt hat. Es iſt für das Wohl des Staates wichtig, daß dieſe Sache ganz ins Klare geſetzt werde. Ich erwarte, daß die Nationalverſammlung befehle, dem Gerichtshofe die Anzeige mitzutheilen, welche mehrere ihrer Mitglieder von dieſer Sache zu haben behaupten. Die Verſammlung wird leicht einſehen, wie unſchicklich es iſt, dergleichen Angebereien anzunehmen, und davon nur das bekannt werden zu laſſen, was bei dem Publikum Verdacht erwecken kann, ſo wie auch, wie gefährlich es iſt, die Urheber derſelben vor mir verborgen zu halten.“

„Ludwig.“

Der Miniſter ſelbſt begleitete dieſen Brief mit folgenden Worten: „Der König,“ ſagte er, „hat erfahren, daß verſchiedene Zeitungsſchreiber

die Lüge verbreiten, daß ein vorgeblicher öſterreichiſcher Ausſchuß ſich in den Tuillerien zu verſammeln pflege. Der König würde eine ſolche Verläumdung mit Verachtung behandelt haben, wenn er nicht erfahren hätte, daß dieſelbe bis zu dem geſetzgebenden Körper gekommen wäre. Nun aber muß er befürchten, daß dadurch das Zutrauen vernichtet, die Eintracht geſtört, und die Armee ſowohl, als der Staat desorganiſirt werden möchten. Daher hat mir Se. Majeſtät befohlen, diejenigen Zeitungsſchreiber, welche dieſe Beſchuldigungen verbreitet haben, bei dem öffentlichen Ankläger des Criminalgerichts anzugeben. Der König will, daß die Verläumder entdeckt, die Thatſachen ins Klare geſetzt, und die gauze Nation von ſeiner Aufrichtigkeit, ſo wie von ſeiner Treue, den die Aufrechthaltung der Conſtitution betreffenden Eid zu halten, überzeugt werden möge.“

Genſonné aber und Briſſot machten ſich ſogleich verbindlich, das Daſeyn des öſterreichiſchen Ausſchuſſes zu beweiſen. — Erſterer klagte ſogar den König wegen ſeines Briefes an, den er verbrecheriſch nannte, beleidigend für die Verſammlung und gefährlich für die öffentliche Sicherheit.

Briſſot ſtand nach ihm auf, und ſagte: „Ich will beweiſen, daß ein öſterreichiſcher Ausſchuß vorhanden geweſen iſt, und noch vorhanden iſt. Was heißt: öſterreichiſcher Ausſchuß? Es

iſt eine Rotte von Feinden der Freiheit, welche bald im Namen des Königs herrſchten, den ſie betrogen, bald das Miniſterium leiteten, immer das Volk verriethen, und das Intereſſe einer Nation dem Nutzen einer Familie aufopferten. Ihre Unterwerfung unter das Haus Oeſterreich iſt das Hauptkennzeichen. Herr von Mercy regierte das franzöſiſche Cabinet, als das Volk die Baſtille zerſtörte, und er regiert es noch. Die charakteriſtiſchen Züge dieſes Ausſchuſſes ſind: 1) Gänzliche Ergebung gegen Alles, was man königliche Vorrechte nennt. 2) Gänzliche Ergebung an das Haus Oeſterreich und das Intereſſe deſſelben. 3) Weigerung, ſich mit Preußen und England in ein Bündniß einzulaſſen, wäre auch dieſes Bündniß noch ſo leicht, noch ſo vortheilhaft. 4) Nachſicht gegen die ausgewanderten Rebellen, ohne jedoch alle ihre Abſichten zu billigen. 5) Widerſetzlichkeit gegen den Krieg mit Oeſterreich, nachdem er (der Ausſchuß) ihn ſelbſt verurſacht hat. 6) Endlich das Project, zwei Kammern zu errichten. Ich will beweiſen, daß das vormalige Miniſterium, in Verbindung mit einigen Mitgliedern der conſtituirenden Nationalverſammlung, einen Ausſchuß errichtet hat, welchen man den öſterreichiſchen Ausſchuß nennen kann. Bei dergleichen Verſchwörungen ſucht man gewöhnlich alles Schreiben zu vermeiden. Dennoch will ich Herrn de Montmorin mit ſeiner Correſpondenz in der Hand anklagen. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes wußte ſich

dieſer Miniſter derjenigen Mitglieder der Natio= nalverſammlung zu verſichern, welche bisher am nachdrücklichſten die Sache des Volks vertheidigt hatten. Ich könnte mich hiebei auf die allgemeine Stimme der Nation berufen; aber ſtatt bei Wahr= ſcheinlichkeiten zu verweilen, will ich die eigenen Worte des Herrn de Montmorin aus ſeinem Briefe vom 3. Auguſt 1791 an Herrn de Noail= les, Geſandten zu Wien, anführen. „Die beſten Köpfe der Nationalverſammlung, diejenigen, wel= che bisher den meiſten Einfluß auf dieſelbe hat= ten, haben ſich vereinigt, und ſind mit den wah= ren Dienern des Königs einverſtanden, um die Monarchie aufrecht zu erhalten, und Sr. Maj. die zur Regierung nöthige Macht und Anſehen wieder zu ertheilen. Es werden gewiß nicht vier= zehn Tage vergehen, ehe die traurige Lage auf= hören wird, in welcher ſich der König und die königliche Familie befinden.“ Wer ſieht, wer kennt die vortrefflichen Köpfe nicht, von denen Herr Montmorin ſpricht? Jedes Wort des Brie= fes zeigt die Verführung des öſterreichiſchen Aus= ſchuſſes. Warum hat er ſich mit den Mitgliedern der Nationalverſammlung vereinigt, die den mei= ſten Einfluß haben? Darum, weil die Wahrheit nur durch Stärke der Gründe, die Verführung aber nur durch den Einfluß der Perſonen eine Vereinigung der Meinungen bewirkt! — Dieſe Mitglieder der Verſammlung haben ſich mit den wahren Dienern des Königs vereinigt! — In dieſem Ausdrucke iſt Alles merkwürdig. Dieſe

Vereinigung iſt alſo die Quelle der damals gefaßten Beſchlüſſe. Das Wort Diener des Königs iſt der Abriß der Grundſätze des Herrn Montmorin und ſeiner Anhänglichkeit, nicht an die conſtitionelle, ſondern an die alte königliche Würde. Der Vezier, welcher vor dem Sultan auf die Knie fällt, und der Sclave, welcher den Staub vor dem Veziere küßt, ſprechen nicht niederträchtiger."

Indeſſen konnten die Herrn Briſſot und Genſonné niemals klare und gültige Beweiſe beibringen, daß ein ſolcher Ausſchuß vorhanden ſey, und verſchoben dieß von einem Tag zum andern. Sie brachten immer daſſelbe vor, indem ſie wiederholten: "Verſchwörungen ſchreibt man nicht nieder." Als Robespierre und Danton ſie ſpäter als Verſchworene hinrichten ließ, ſagte das Revolutionstribunal auch zu ihnen: "Verſchwörungen ſchreibt man nicht nieder." Endlich wurde es die Verſammlung müde, von dem öſterreichiſchen Ausſchuß reden zu hören, und ſchritt auch über dieſen Gegenſtand zur Tagesordnung. Dagegen war während der Verhandlungen über dieſe Sache in der Hauptſtadt ausgeſtreut worden, daß der König heimlich alle Anſtalten treffe, um nächſtens nach der Gränze zu entfliehen. Pethion ſchrieb ſogar an den Commandanten der Nationalgarde, es ſey höchſt nöthig, die größte Wachſamkeit anzuwenden, indem er aus ſicherer Quelle wiſſe, daß der König entfliehen wolle: man müſſe, um dieß zu verhindern, die National-

garde ununterbrochen unter den Waffen halten. Dieſes Schreiben beſtärkte das Volk noch vollends in ſeinem Glauben, und ſchon fingen die Einwohner von Paris an, unruhig zu werden. Als der König hievon Nachricht erhielt, ſchrieb er ſogleich, um allem Unheil vorzubeugen, folgenden Brief an den Gemeinderath der Hauptſtadt:

„Am 23. Mai 1792.“

„Meine Herren! Ich habe einen Brief geſehen, welchen der Herr Maire geſtern Abend an den Generalkommandanten der Bürgermiliz geſchrieben hat, in welchem er ihm bekannt macht, daß er Beſorgniſſe wegen meiner in der Nacht bevorſtehenden Abreiſe hätte, die ſich, wie er ſagt, auf Wahrſcheinlichkeiten und Anzeigen gründeten. Er miſcht dieſe Neuigkeit mit Gerüchten von Bewegungen und Aufruhr, und befiehlt dem Generalkommandanten, die Streifwachen zu verſtärken und zahlreicher zu machen. Warum giebt der Herr Maire bei dergleichen Gerüchten dem Herrn Generalkommandanten Befehle, und läßt Mir nichts davon ſagen, da er doch, vermöge der Conſtitution, unter Meinen Befehlen die Geſetze zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe vollziehen ſoll? Hat er den Brief vergeſſen, den ich im Monate Februar an den Bürgerrath geſchrieben habe? Sie werden leicht einſehen, meine Herren, daß dieſes Gerücht, bei den jetzigen Zeitumſtänden, eine neue und ſchreckliche Verläumdung iſt,

durch welche man das Volk aufzuwiegeln, und daſſelbe über die Urſache der gegenwärtigen Unruhe irre zu führen ſucht. Ich habe Kenntniß von allen den heimlichen Maßregeln, die man anwendet, ſo wie auch von denen, die man noch vorbereitet, um die Gemüther in Gährung zu bringen, und um mich zu bewegen, die Hauptſtadt zu verlaſſen. Dieſe Verſuche aber werden vergeblich ſeyn. Zu einer Zeit, in welcher Frankreich innere und äußere Feinde zu bekämpfen hat, iſt mein Poſten in der Hauptſtadt; und hier hoffe ich, ſoll es mir gelingen, die ſträfliche Hoffnung der Unruheſtifter jederzeit zu vernichten. Ich vertraue mich den Einwohnern von Paris ganz an; ganz dieſer Bürgermiliz, die jederzeit ihre Würde behauptet hat, und deren, nach unſern Gränzen geſandte, Detaſchementer vor kurzem erſt einen neuen Beweis ihrer vortrefflichen Geſinnungen gegeben haben. Sie wird einſehen, daß ihre Ehre ſowohl, als die Sicherheit des Reiches, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte erfordern, daß ſie ihren Eifer und ihre Wachſamkeit verdopple. Von ihr umgeben, verlaſſe ich mich auf die Reinheit meiner Geſinnungen, und werde wegen alles deſſen, was noch vorfallen könnte, ruhig ſeyn. Man thue auch was man will, ſo wird dennoch niemals irgend etwas meine Sorgen und meine Bemühungen für das Beſte des Königreiches vermindern können."

"Ludwig."

Dieſes Schreiben wurde gedruckt, und an alle Straßen-Ecken angeſchlagen. Pethion aber hatte die Unverſchämtheit, ſogleich eine den König bitter zurechtweiſende Antwort drucken, und ebenfalls, und zwar über den Brief des Königs, anheften zu laſſen. Man ging ſo weit, den Perſonen, die mit dem Ankleben dieſes Briefs beauftragt waren, zu befehlen, daß ſie zugleich des Königs Schreiben mit Schmutz beſchmieren ſollten, was auch geſchah. Man erinnere ſich, daß dieſer Pethion durch den Einfluß des Hofes ſtatt des damals in Vorſchlag gebrachten Lafayette zum Maire von Paris ernannt worden war; wie oft mag der Hof dieſe Ernennung bereut haben? beſonders in den Tagen des 20ſten Junius und 10ten Auguſt, die, wäre der edle Lafayette Maire geweſen, wahrſcheinlich niemals die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution beſudelt hätten. Doch wir wollen derſelben nicht vorgreifen.

War auch die Sache des öſterreichiſchen Ausſchuſſes in der Nationalverſammlung abgethan, ſo war ſie es noch nicht in dem Clubb der Jakobiner, wo man fortwährend deſſen Daſeyn behauptete. Chabot hatte in der Nationalverſammlung geſagt, zwei der vorzüglichſten Glieder des öſterreichiſchen Ausſchuſſes, die Prinzeſſin Lamballe und Montmorin, ſeyen nach London abgereiſt, — ein Fall, der nur bei der erſtern eingetreten war, — und er wiſſe beſtimmt, daß man in dieſem Augenblick 60,000 weiße Cocarden zu einer Gegenrevolution

verfertigen laſſe, und daß in den Tuillerien ſelbſt: „Zum Teufel mit der Nation!“ gerufen worden ſey. Die Folge von dieſem allem war, daß ſchon den 29. Mai mehrere tauſend Individuen, mit Piken, Gewehren und Stöcken bewaffnet, nach dem Schloſſe zogen, über deſſen Thoren die dreifarbige Fahne und die Freiheitsmütze aufpflanzten, die Lüfte mit Schmähungen und Verwünſchungen gegen die königliche Familie erfüllten, ſogar die Köpfe des Königs und der Königin forderten, und laut ausriefen: „Wo iſt ein Brutus, der uns von dem Tyrannen befreit?“

Roland, ganz von ſeiner Frau beherrſcht (welche mit ihren Umgebungen durchaus eine Republik wollte), hatte indeſſen Stärke und Kraft genug, den Willen derſelben zu vollziehen. Er ſchrieb deßhalb auch einen Brief an Lafayette, um ihm Verhaltungsmasregeln vorzuſchreiben, worauf aber dieſer ihm erwiederte, daß es ihm, der nicht Kriegsminiſter ſey, ſondern dem Innern vorſtehe, keineswegs zukomme, ſich in Kriegsangelegenheiten zu miſchen. Lafayette endigte ſein Schreiben mit den Worten:

„Was aber meine Armee betrifft, ſo verlaſſe ich mich auf dieſelbe, ſo wie ſie jetzt iſt, mit eben ſo vielem Rechte, als ſie auf mich ſich verläßt. Unſer gegenſeitiges Zutrauen gründet ſich auf Liebe der Freiheit, Achtung für die Geſetze, Haß der Parteien und Verachtung der Häupter derſelben.“

Neuer Beſchluß gegen die widerſpenſtigen Prieſter.

Täglich erhielt die Verſammlung neue Berichte und Beweiſe, daß jene Geiſtlichen, welche den verfaſſungsmäßigen Eid zu leiſten ſich geweigert hatten, nicht aufhörten, Aufruhr und Zwietracht zu predigen. Die Gironde ſetzte deßhalb einen Vorſchlag und Beſchluß durch, welcher dieſe Prieſter ohne weiteres zur Deportation verurtheilte. Dieſer Fall ſollte eintreten, ſo wie zwanzig Staatsbürger einen Prieſter als ſtrafbar angezeigt, und die Bezirksbehörden eine ſolche Anzeige beſtätigt haben würden, indem hierauf die Departementsverwaltung die Verbannung ſogleich auszuſprechen befugt war. — In 24 Stunden mußte der verurtheilte Geiſtliche den Canton, in 3 Tagen das Departement, und in einem Monate das Königreich verlaſſen. Täglich wurden ihm 3 Livres bewilligt, wenn er etwa nicht ſelbſt die Mittel hatte, die Reiſekoſten bis an die Gränze zu beſtreiten. — Der Unwille der Nation über die Umtriebe dieſer Prieſter, welche in vielen Familien Uneinigkeiten geſtiftet hatten, rief dieſes, gewiſſermaßen nothwendige, Geſetz hervor.

Beſchluß zur Bildung eines Lagers bei Paris von 20,000 Mann.

Die Girondiſten, welche all dieſen Kämpfen endlich ein Ende zu machen wünſchten, und deren

Zweck es war, den König zum Abdanken zu zwingen, befürchteten, daß er ſich hiezu doch nicht entſchließen möchte, und ſuchten ihn daher durch ſeine eigenen Miniſter angreifen zu laſſen. Sie eilten um ſo mehr damit, als ſie ſahen, daß das Volk von Paris mit jedem Tage mehr unter den Einfluß der Jakobiner kam, denen ſie eine ſo große Revolution nicht anzuvertrauen wagten, die ſie alsdann nicht mehr leiten und über welche ſie noch weniger gebieten zu können vorausſahen. Sie hegten die Hoffnung, dieſe neue Umwälzung durch eine Departementalmiliz zu bewirken, ohne daß ſie ſo furchtbar und von ſo böſen Folgen werden würde, als bei dem ungezähmten Treiben Jener im voraus zu erwarten ſtand.

Der Kriegsminiſter Servan, der, ſo wie ſeine Collegen, als man dem König das Decret wegen der Entlaſſung ſeiner Leibwache vorgelegt, erklärt hatte, daß er das königliche Veto in dieſer Sache nicht kontraſigniren würde, trat nun auf einmal in der Nationalverſammlung, ohne dem Könige oder ſeinen Collegen ein Wort von ſeinem Vorhaben geſagt zu haben, mit dem Vorſchlage auf, daß man noch vor der Feier des 14. Juli zu Paris ein Lager von 20,000 Mann Verbundener errichten ſolle. Die Girondiſten, ſammt der Mehrzahl der Verſammlung, nahmen dieſen Vorſchlag mit großem Enthuſiasmus an, und ſahen hierin das einzige und beſte Mittel, ſich des Königs zu verſichern, und die verdächtigen Plane

des Hofes zu vereiteln. Dieſe Maßregeln wurden zwar als gegen den auswärtigen Feind ergriffen, dargeſtellt, aber niemand verkannte es, daß ſie weit mehr den König ſelbſt bedrohen ſollten. Bald war die Annahme dieſes Vorſchlags beſchloſſen, ob ſich gleich Robespierre und Danton, die Abſichten ihrer Nebenbuhler ahnend, demſelben kräftig widerſetzt hatten; aber ihre Anhänger hatten ſie nicht begriffen, ihre Gegenvorſtellungen wurden daher ungünſtig aufgenommen.

Sobald der König und Dumouriez von dem Vorſchlag Servan's Kenntniß hatten, wurde ein Miniſterrath zuſammenberufen. Dumouriez ſtellte darin Servan wegen dieſer Sache ſehr heftig zur Rede. Dieſer antwortete nicht minder heftig, und der Streit ging ſo weit, daß ſie ſich gegenſeitig beſchimpften. Ohne die Gegenwart und die Vermittlung des Königs wäre Blut gefloſſen. Servan gab endlich nach und ſagte, er wolle ſeinen Antrag zurücknehmen. Aber dies wollte Dumouriez nun nicht zugeben, da dies den Anſchein eines Zwanges der Miniſter von Seiten des Königs haben würde, es auch zu nichts mehr nütze, da die Verſammlung ſich deſſelben ſchon bemächtigt habe. 8000 Nationalgardiſten übergaben zwar noch eine Bittſchrift gegen die Errichtung dieſes Lagers, indem ſie vorgaben, daß es eine Beleidigung für ſie ſey, wenn man ihre Dienſte nicht mehr für hinlänglich halte, um die Ruhe der Hauptſtadt zu erhalten; aber auch dieſe blieb

unberückſichtigt, denn der Beſchluß der National-verſammlung ſtand feſt. Dumouriez war überdies für die Errichtung dieſes dem Thron und den Girondiſten ſo gefährlichen Lagers, welches vor-ausſichtlich unter dem Einfluß der überſpannteſten Jakobiner gebildet werden ſollte, aus dem richti-gen Grunde, weil, wenn man ſich dagegen zu ſetzen trachten wollte, die Ueberſchwemmung der Hauptſtadt von 50,000 Freiwilligen der wildeſten Gattung unabwendbar eintreten würde. Außer-dem verſicherte der Miniſter, ein Mittel zu ha-ben, dieſe Maßregeln zu nichte zu machen, wel-ches er, wenn es Zeit ſey, mittheilen wolle. Allein der König war und blieb noch unſchlüſſig, ob er jenem Beſchluſſe ſeine Beſtätigung geben oder das Veto entgegenſetzen ſolle; wie er denn auch über den Beſchluß, welcher die Verbannung der Prieſter ausſprach, ſich noch nicht erklärt, und geſagt hatte, er müſſe ſich noch länger bedenken. In der Nationalverſammlung ſelbſt fing man nun auch an, die abſcheulichſten Schmähungen und Ausfälle gegen die königliche Familie auszuſtoßen, und mit großem Beifall aufzunehmen. Der De-putirte Isnard hatte laut den Königsmord ge-predigt, indem er die Worte ausſprach: „Sind denn einige Tropfen Bluts mehr oder weniger in den Adern des politiſchen Körpers ſo noth-wendig!“ Nur wenige Abgeordnete wagten es, den unglücklichen Monarchen und ſeine Umgebun-gen zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen, wobei ſie mit der größten Vorſicht zu Werke zu

gehen hatten. — Raimond Ribbes war einer von dieſen, er hatte es gewagt, gegen Chabot's förmliche Anklage des Hofes, folgende merkwürdige Rede zu halten:

„Auch ich will,“ ſprach er, „den abſcheulichen öſterreichiſchen Ausſchuß anklagen, welcher das Vaterland verräth, mit unſern innern und äußern Feinden Briefe wechſelt, den Ausgewanderten und Oeſterreichern die Bewegungen unſerer Truppen bekannt macht und welcher, durch dieſe ſchändliche Verrätherei, uns die Niederlagen von Mons und Tournay bereitet hat; den abſcheulichen Ausſchuß, welcher ſich durch Verbrechen den Weg zum Throne Frankreichs zu bahnen ſucht, und nunmehr, da er ſeinen ſtrafbarerweiſe ſich angemaßten Einfluß abnehmen, und den großen Tag der Rache der Gerechtigkeit einer Nation herannahen ſieht, welche endlich den Betrug entdeckt hat, die Abſichten Englands und die Plane unſerer Feinde begünſtigt, und alſo ſeine begangenen Verbrechen durch noch größere in Vergeſſenheit bringen will. Ja, es iſt wirklich ein ſolcher Ausſchuß vorhanden, und es wäre unrecht, daran zu zweifeln. Wenn die Mitglieder deſſelben, um ſich unſern Blicken zu entziehen, ihn den öſterreichiſchen Ausſchuß nennen, ſo darf ich wohl, um ihn im größten Licht zu zeigen, ihm ſeinen wahren Namen geben, nämlich: Die Partei des Orleans. Dieſe Partei iſt allein an allem Schuld, was man dem vorgeblichen öſter-

reichiſchen Ausſchuſſe zur Laſt legt. Ich will es beweiſen; und ſollten auch ihre Dolche mich beim Ausgange aus dieſer Verſammlung treffen; ſollte mich ihr Gift tödten, wie es vielleicht Mirabeau tödtete, als er die drei und dreißig Verſchwornen entlarvt hatte; dennoch will ich die Wahrheit ganz und nackt darſtellen, und die bis jetzt im undurchdringlichſten Dunkel verborgenen Geheimniſſe der Bosheit an das Tageslicht bringen. Ich will beweiſen, daß dieſe Rotte den abſcheulichſten Plan entworfen hat, den König, ſeine Familie und alle diejenigen, welche die Conſtitution, ſo wie ſie iſt, wollen, zu ermorden, über Frankreich zu herrſchen und die Schuldigen der Strafe zu entziehen. — Gleich zu Anfange der Revolution war die Orleans'ſche Partei darauf bedacht, ſich des Schutzes von England zu verſichern. Sie bot England die Krone Frankreichs für den Herzog von York an. Da aber England einen, durch ſo ſchwarze Verbrechen erkauften, Thron den es doch nicht lange würde haben behaupten können, ausſchlug, ſo ſannen ſie auf einen andern Plan. Die Eroberung unſerer weſtindiſchen Inſeln, oder, welches den Engländern gleichviel iſt, ihre Unabhängigkeit, ſollte dieſer Partei die Gunſt Englands erwerben. — Man hat dem öſterreichiſchen Ausſchuſſe den Briefwechſel mit den Feinden vorgeworfen. Aber die Herren Dumouriez und Bonne Carrere ſind die alleinigen Beſitzer der Geheimniſſe des Cabinettes. Wenn ſie bekannt werden,

ſo iſt niemand Schuld als dieſe. Drei ausge-
wanderte Perſonen ſind, unter dem Scheine der
Unzufriedenheit, von Coblenz nach Paris zurück-
gekommen, zwei Brüder nebſt ihrer Schweſter.
Mit dieſen Spionen ſteht Herr Dumouriez in
genauer und enger Verbindung; ja die Schwe-
ſter jener Beiden lebt ſogar mit ihm unter Ei-
nem Dache und ſpeiſet mit ihm an Einem Tiſche.
Durch ſie haben die Feinde unſere Plane zum
Angriffe von Mons und Tournay erfahren, aus
mehreren Zeitungsblättern. Beſonders hat man
in dem Journal général de l'Europe und in
der Chronique, deren Verfaſſer die Herren Le-
brun und Noel, Secretäre des Miniſters ſind,
die Plane bereits am 22. April geleſen, da doch
der Angriff erſt am 29. geſchah. Die Feinde
hatten alſo ſechs Tage Zeit, um die nöthigen
Zurüſtungen zu machen. Herr Dumouriez iſt für
ſeine Secretäre verantwortlich, und wegen dieſer
Verrätherei ſtrafbar; um ſo viel mehr, da er
gar nicht zugeben ſollte, daß ſeine Secretäre
Zeitungen ſchrieben, und die Staatsgeheimniſſe
öffentlich bekannt machten. Es iſt alſo eben ſo
unredlich, als unverſchämt, den Verrath unſerer
Plane dem öſterreichiſchen Ausſchuſſe zuzuſchrei-
ben, da doch ſechs Tage vor dem Angriffe nicht
nur die beiden genannten Zeitungen, ſondern auch
die Tageblätter des Gorſas, Marat, Regnier,
Briſſot und Carra, ganz Paris mit dem Geheim-
niſſe deſſelben bekannt gemacht hatten." — Der
Redner bewies hierauf umſtändlich, daß der Mi-

niſter Dumouriez ein Mitglied der Orleansſchen Partei wäre, und ging dann zu einem anderen Abſchnitte ſeiner merkwürdigen Rede über. »Nun will ich, ſprach er, beweiſen, daß die Orleans'ſche Partei ein Complott gegen den König gemacht hat. Ohne mich jetzt bei dem aufzuhalten, was aus der wegen der Verbrechen des 5. und 6. Octobers 1789 angeſtellten Unterſuchung gegen Orleans, das Haupt dieſer Partei, erhellt; nicht zu ſagen von den Mißhandlungen, denen der König und die Königin am 18. April 1791 ausgeſetzt geweſen ſind; ohne von der unpartriotiſchen Parade zu ſprechen, die man mit den vierzig Soldaten von Chateauvieux vornahm, und deren Ausgang zum Glücke bloß lächerlich geweſen iſt, noch von den Bemühungen dieſer Partei, die Befreiung der Mörder von Avignon zu begünſtigen, um ſie in die Hauptſtadt zu ziehen, wo ſie glaubte, dieſelben brauchen zu können: will ich blos die neueſten Verſuche ausführlich entwickeln, die man am 23. Mai gemacht hat, den König nebſt ſeiner Familie zu morden, oder zur Flucht zu nöthigen. Um das abſcheuliche Complott auszuführen, mußte man das Volk gegen den König und die Königin aufhetzen. Hiezu brauchte man Geld und künſtlich vorbereitete Verläumdungen. Herr Dumouriez bekam den Auftrag, für das Geld zu ſorgen, und indeſſen ſechs Millionen herbeizuſchaffen, bis der ehemalige Herzog von Orleans andere Summen durch ein, in ſeinem und der Brabanter Patrioten

Namen zu Brüſſel und Herrn Larchier eröffnetes Anlehen erhalten würde. Die Verläumdungen wurden Carra, Gorſas, Lebrün und Noel überlaſſen. Herr Dumouriez verlangte und erhielt von der Nationalverſammlung, für angebliche Bedürfniſſe ſeines Departements, ſechs Millionen, vermöge eines Beſchluſſes vom 26. April, und bezog am 7. Mai 1,200,000 Livres davon. Den größten Theil des Geldes vertheilte er unter ſeine Partei: und nun fing die Verläumdung an, in die Poſaune zu ſtoßen; nun machte man die wichtige Entdeckung eines öſterreichiſchen Ausſchuſſes, und die beſoldeten Herolde ſprachen in allen Geſellſchaften davon; ſelbſt Mitglieder der Nationalverſammlung halfen das Gerücht verbreiten. Der König ſah ſich genöthigt, die Verläumdung durch den Weg des Rechts in ihrer Blöße darſtellen zu laſſen. Ohne dazu verpflichtet zu ſeyn, gab er der Nationalverſammlung Nachricht davon, um das gegenſeitige Vertrauen zu unterhalten. Allein ſein Brief hatte eine ganz andere Wirkung, als er von demſelben zu erwarten berechtigt war. Es hätte dieſer Brief das, zum Ausführen noch nicht reife Complott beinahe früher zum Ausbruche gebracht. Man fürchtete entdeckt zu werden; und die Läufer der Partei rannten überall herum, um das Gift des Königsmordes in alle Herzen zu gießen. Der verruchte Pater Duchesne. . . . .“

(Hier entſtand ein lautes Ziſchen, Schreien

und Pfeifen unter den von den Jakobinern beſoldeten Zuhörern auf den Gallerien.)

„Der verruchte Pater Duchesne ſtieß die gräßlichſten Verwünſchungen gegen den König und gegen die Königin aus, ſo wie gegen alle guten Bürger des Staats, gegen alle wahren Patrioten, die nichts als die Conſtitution wollen. Er forderte die braven Sansculotten auf, ihre Piken zu ſchärfen, und das Vaterland von allen denen zu befreien, die dem Sturze des Königthums und der Conſtitution (das heißt: des Königs, der Nationalverſammlung und der braven Bürgermiliz) ſich widerſetzen würden. Der ſchändliche Martel ſchreibt in ſeinem Journale: der König (den er bald Herrn Capet, bald Herrn Veto, bald Ludwig Bluthund zu nennen ſich erfrecht) wolle ſich nur mit dem Blute der Franzoſen ſättigen; ſeine Verrätherei ſey an den Niederlagen von Mons und Tournay Schuld; der König werde gehangen werden; er werde bald mit einem rothen Hemde bekleidet werden ....“

(Lautes und anhaltendes Beifallklatſchen unter den Zuhörern auf den Gallerien. Mehrere Mitglieder der Verſammlung riefen unwillig darüber aus: Das iſt abſcheulich!)

„Zu gleicher Zeit erſchien in den Blättern des Lebrün und Noel die Nachricht, daß Eng-

land keine Verbindung mit uns eingehen wolle. Nun verbreitete ſich das Gerücht, daß die Königin bei den falſchen Aſſignaten zu Paſſy mit im Spiele wäre, nebſt der Lüge von den weggenommenen Kanonen der Vorſtadt St. Antoine und des Zeughauſes. Den Zeitpunkt einer ſo großen Gährung in den Gemüthern wollte man nicht ungenutzt vorüber gehen laſſen. Die Rolle, denſelben zu benutzen, übernahm Pethion. — Wahrlich keine Erfindung der Verläumdung war im Stande, mächtiger auf das Volk zu wirken, als der Verdacht einer neuen vorgehabten Flucht des Königs. Pethion verbreitete dieſe Erfindung auf die ihm eigene heuchleriſche Art, daß die Bürgermiliz ſowohl, als die ganze Stadt dieſelbe am Morgen erfahren mußte. Der Republikaner Santerre und der wilde St. Huruge tränkten die Einwohner der Vorſtadt St. Antoine mit Wein und Brantewein. Die Gährung nahm zu; das Volk drängte ſich zu dem Schloſſe und um unſern Saal, wo gerade der öſterreichiſche Ausſchuß angeklagt wurde; die ſchändlichſten Verläumdungen gegen den König und die Königin wurden ausgeſpieen; ja ihr Leben war in der größten Gefahr, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht die brave Bürgermiliz die Gitter des Gartens verſchloſſen, und die Reiter den Haufen auseinander geſprengt hätten. — Der König beklagt ſich in ſeinem Schreiben an den Bürgerrath und an die Aufſeher der Abtheilung, daß der Maire die ſeine Sicherheit betreffenden Nachrichten ihm ver-

ſchweige, und dem Commandanten der Bürgermiliz entdecke, und daß man auf dieſe Weiſe das Volk aufzuwiegeln ſuche. Während nun der König acht Tage lang in ſeinem Schloſſe ſich verſchließen muß, läßt der Maire ſeine Antwort drucken, und überall mit den Worten: „Merkwürdige Antwort des Herrn Pethion auf den infamen Brief des Königs,“ verbreiten; eine Antwort, in welcher er die Verläumdung noch künſtlich zu beſtätigen ſucht. — Die folgenden Tage waren, aller Ränke der Partei ungeachtet, ruhiger; aber kaum war am 26. Mai durch eine Unvorſichtigkeit das Schießpulver auf einer Wachſtube entzündet und zwei Bürger dadurch getödtet worden, als die Verläumdung ſchon verbreitete: der König und die Königin hätten es anſtecken laſſen. Die Lüge war zu grob, um die Ruhe dieſes und des folgenden Tages zu ſtören. Allein am 29. verbreitete man neue Verläumdungen gegen den König und die Königin, gegen den vorgeblichen öſterreichiſchen Ausſchuß, gegen die neuen Pariſer Regimenter, gegen die Bürgermiliz und gegen die Schweizerwache. Man berauſchte fünf Schweizer und vermochte ſie, die weiße Cokarde aufzuſtecken; man verbreitete: Herr de Montmorin ſey nach England gegangen; der öſterreichiſche Ausſchuß wolle die Nationalverſammlung ſprengen, um den König in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen; die Papiere dieſes Ausſchuſſes ſeyen zu Sevres verbrannt worden; und der Maire hätte ein großes Complott entdeckt,

durch

durch das Schieſspulver im Zeughauſe das ganze dortige Quartier in die Luft zu ſprengen. So unwahrſcheinlich alles dieſes war, mußte es dennoch auch auf verſtändige Leute im erſten Augenblick Eindruck machen, bis eine reifere Ueberlegung die Nichtigkeit dieſer Schreckbilder zeigte. — Am Abende des 29. Mai liefen während des Aufruhrs blutdürſtige Kerle umher, welche ſagten, daß man ihnen vier Köpfe (des Königs, der Königin, des Dauphins und der Kronprinzeſſin) verſprochen hätte, die ihnen auch nicht fehlen ſollten. Einem bei den Jakobinern gemachten Vorſchlage gemäß ſollte die Krone dem Herzog von York angetragen werden. Dieſer Prinz beſuchte während ſeines Aufenthaltes in einer unſerer Städte fleißig die Clubbs, und war bemüht, ſich durch die größte Popularität auszuzeichnen." — Herr Ribbes verlangte am Ende ſeiner Rede, daß die Verſammlung das Complott näher unterſuchen, und gegen die Schuldigen ein Anklagedecret erlaſſen ſolle.

Rolands Umtriebe und berüchtigter Brief an den König.

Madame Roland, auf deren Antrieb ihr Gatte fortwährend Schritte thun mußte, welche offenbar ganz republikaniſch waren, kam in Verdacht, die Zügelloſigkeit und gänzliche Anarchie des Volkes zu beabſichtigen und zu begünſtigen. Um dieß zu widerlegen, erließ Roland ein Rund-

ſchreiben an die Verwaltungsbehörden der 83 Departemente, in welchem er, oder vielmehr ſeine Frau, die gemäßigſten Grundſätze aufſtellte, und ſehr viel von den Verſchwörungsplanen des Hofes ſprach. Die Behörden der Abtheilung von Paris erwiederten auf daſſelbe, daß ſie bis jetzt trotz aller angewandten Mühe noch keine authentiſchen Beweiſe von einer Verſchwörung des Hofes hätten auffinden können; ihre Antwort endigte mit folgenden merkwürdigen Worten:

„In unſerer Abtheilung (in Paris), beinahe unter unſern Augen ſelbſt, wird mit aller nur erdenkbaren Kunſt das Gift bereitet, welches man nachher in alle Theile des Königreiches ausgießt. Wir würden ſchlechte Staatsbürger, unwürdige Magiſtratsperſonen des Volkes ſeyn, wenn wir Ihnen verſchweigen wollten, daß ſich mitten in der unſerer Aufſicht anvertrauten Hauptſtadt ein öffentlicher Hörſaal der Verläumdung befindet, wo die Bürger jedes Alters und beiderlei Geſchlechts zugelaſſen werden, verbrecheriſche Lehren hören, und ſich täglich mit Allem berauſchen können, was die Verläumdung Schmutziges, was die Zügelloſigkeit Vergiftendes hat. Wir meinen die Verſammlungen, die in dem ehemaligen Kloſter der Jakobiner in der Straße St. Honoré gehalten werden. Weite Gallerien ſtehen daſelbſt den Zuhörern offen; Tag und Stunde der Sitzungen werden dem Volke beſtimmt angezeigt, und ein gedrucktes Tagebuch, welches ſehr reichlich vertheilt wird, macht alle daſelbſt gehaltenen Reden be-

kannt. Wenn Sie, mein Herr, einige Bogen dieſes Journals von vier oder fünf Sitzungen der vorigen Woche durchlaufen wollen, ſo werden Sie darin finden, daß man den König, die Gerichtshöfe, die verwaltenden Körperſchaften, die Anführer unſerer Armeen, kurz Alles, was in Frankreich mit einiger Würde bekleidet iſt, abſichtlich erniedrigt und herabgewürdigt hat. Man ſagt daſelbſt (Sitzung vom 22. Mai): „Wenn es einem patriotiſchen Bürger unmöglich ſey, im Dienſte des Königs zu bleiben, ſo beſtätige dieſes das Sprichwort: Wie der Herr, ſo der Diener.“ Und dieſe Worte, die der Präſident der Geſellſchaft ausgeſprochen hat, ſind zufolge eines ausdrücklichen Beſchluſſes in das Tagebuch, welches Protokoll genannt wird, eingerückt worden. Man ſagt daſelbſt (Sitzung vom 17.): „Die Gerichtshöfe wollen die Gegenrevolution anfangen.“ Man klagt die Verwalter der Abtheilung der Nievre an, daß ſie Kornjuden ſeyen. Das Andenken des unglücklichen Dillon wird auf die ſchändlichſte Weiſe beſchimpft: die Generale Lafayette und Narbonne werden von mehreren jener Redner Verräther, Treuloſe, des Schaffots würdige Böſewichter genannt. Auch die Conſtitution iſt nicht vor ihren Angriffen geſichert; denn in der Sitzung vom 17. wurde geſagt: „Es koſtet ja nicht mehr Mühe, das Veto zu vernichten, als die Vernichtung der Baſtille gekoſtet hat.“ Ja, mein Herr, Sie werden nicht ohne Schaudern in jenen Blättern leſen, daß in der Sitzung vom 19. Mai

die Erzählung einer grauſamen, auf die unmenſchlichſte Weiſe verübten Mordthat mit einem gräßlichen Beifallgeſchrei angehört worden iſt. Wir wollen nicht weiter citiren; allein die Durchleſung jenes Tagebuches wird Sie überzeugen, daß es keinen Ungehorſam, keinen Aufruhr, keine Verhöhnung des Geſetzes, der Gerechtigkeit oder der Menſchheit giebt, die daſelbſt nicht gerechtfertigt, ja ſogar mit den auffallendſten Beifallsbezeigungen aufgenommen worden wäre. Auf jeder Seite werden Sie finden, daß der Verläumder auf die frechſte Weiſe ſeine Lügen auskramt, ohne ſich die Mühe zu geben, auch nur die mindeſten Thatſachen, auch nur die leichteſten Anzeigen beizufügen, und daß er, weil er ſchon im Voraus von dem guten Erfolge ſeiner Angaben überzeugt iſt, die Leichtgläubigkeit des Volkes ſich zu Nutze macht, ohne ſich die Mühe zu geben, das Gift, welches er demſelben austheilt, auch nur zu verbergen.«

Madame Roland hatte ein Schreiben an den König zu Papier gebracht, und verlangte nun, daß es ſämmtliche Miniſter unterzeichnen und alsdann dem Monarchen überſenden ſollten. Da ſie ſich aber weigerten, dieß Begehren zu erfüllen, ſo mußte ſich Roland, auf ſeiner Frau ausdrücklichen Willen, entſchließen, ſeinen Namen allein darunter zu ſetzen. Daranthon hatte ihm zwar Vorſtellungen dagegen gemacht, und bemerkt, daß dieſer Brief geeignet ſey, dem Könige das Zutrauen zu ſeinen Miniſtern zu nehmen.

Aber Roland beſtand feſt auf der Meinung ſeiner Frau und deren Freunde, der Girondiſten, welche hierdurch eine Erklärung zu erlangen hofften, die ſie aus aller Ungewißheit ziehen werde. Roland überſandte den Brief dem Könige, und las ihn zum Ueberfluſſe noch einmal in jener berühmten Miniſter-Raths-Sitzung, wo es wegen des Vorſchlags von Servan beinahe zu Schlägereien unter den Herren Miniſtern gekommen wäre; und in Gegenwart des Königs vor, dem er dabei die härteſten Vorwürfe machte. Dieſer ſo berühmt gewordene Brief lautet:

„Sire! Der gegenwärtige Zuſtand Frankreichs kann nicht lange dauern; es iſt ein Zuſtand der Criſis, welcher den höchſten Grad von Spannung erreicht hat; er muß ſich durch einen Ausbruch endigen, bei dem Eure Majeſtät eben ſo ſehr als das ganze Reich betheiligt iſt.“

„Mit Ihrem Vertrauen beehrt, und auf einem Poſten, wo ich Ihnen Wahrheit ſchuldig bin, wage ich es, ſie ganz zu ſagen; es iſt eine Verbindlichkeit, die Sie mir ſelbſt auflegten.“

„Die Franzoſen haben ſich eine Verfaſſung gegeben; dieſelbe hat Mißvergnügte und Aufrührer gemacht. Die Mehrheit des Volkes aber will ſie aufrecht erhalten; es hat den Eid geleiſtet, ſie mit ſeinem Blute zu vertheidigen, und es hat mit Vergnügen den Krieg als ein großes Sicherungsmittel geſehen. Allein die Minderzahl, auf Hoffnungen ſich ſtützend, hat Alles aufgeboten, um den Sieg zu erringen. Daher dieſer innere

Kampf gegen die Geſetze, die Anarchie, über welche alle guten Bürger ſeufzen, und deren ſich die Uebelwollenden bedienen, um die neue Ordnung der Dinge zu verläumden; daher die überall verbreiteten und überall hervorgerufenen Unruhen. Denn nirgends herrſcht Gleichgültigkeit, man will den Sieg oder die Abänderung der Verfaſſung; man handelt, um ſie aufrecht zu erhalten, oder um ſie zu ändern. Ich werde hier nicht auf die Unterſuchung der Verfaſſung ſelbſt eingehen, ſondern nur bei dem ſtehen bleiben, was die jetzigen Zeitumſtände erheiſchen; ohne Partei für ſie zu nehmen, unterſuche ich hier blos, was man erwarten darf und was man begünſtigen muß.“

„Eure Majeſtät genoß großer Vorrechte, welche Sie als der Königswürde angehörig betrachteten. Mit dem Gedanken an ihre Erhaltung aufgewachſen, konnten Sie nicht mit Vergnügen ſehen, wie ſie Ihnen entriſſen wurden; der Wunſch, ſie wieder zu erlangen, war eben ſo natürlich, als der Schmerz um ihren Verluſt. Dieſe Geſinnungen, welche in dem Herzen des Menſchen gegründet ſind, mußten von den Feinden der neuen Ordnung der Dinge benützt werden; ſie haben daher auf eine heimliche Billigung gezählt, bis die Umſtände einen offenen Beiſtand erlauben würden. Dieſe Geſinnungen konnten auch dem Volke nicht entgehen, und mußten es in beſtändigem Mißtrauen erhalten.“

„Eure Majeſtät war daher immer in dem Falle, entweder Ihren erſten Gewohnheiten, Ihren beſondern Neigungen nachzugeben, oder Opfer zu bringen, welche die Philoſophie verlangte, die Nothwendigkeit forderte; entweder alſo die Aufrührer kühn zu machen und die Nation zu erſchrecken, oder dieſe zu beruhigen und ſich mit ihr zu vereinigen. Alles hat ſeine Zeit, und die der Ungewißheit iſt endlich gekommen.“

„Will Eure Majeſtät jetzt ſich offen mit Denen verbinden, welche die Verfaſſung abändern wollen, oder wollen Sie ſich großmüthig und ohne Rückhalt entſchließen, ihr den Sieg zu verſchaffen? Dies iſt die wahre Frage, deren Beantwortung die gegenwärtige Lage der Dinge unumgänglich nothwendig macht. Was die ſehr ſpeculative Frage betrifft, ob die Franzoſen reif zur Freiheit ſind, ſo thut ihre Unterſuchung nichts zur Sache; denn es handelt ſich nicht darum, was wir in einem Jahrhundert geworden ſeyn werden, ſondern davon, weſſen das gegenwärtige Geſchlecht fähig iſt.“

„Was iſt während der Unruhen geſchehen, in denen wir ſeit vier Jahren leben? Vorrechte, die dem Volke läſtig waren, ſind abgeſchafft worden; die Idee der Gerechtigkeit und der Gleichheit hat ſich allgemein verbreitet, iſt überall hingedrungen; die Meinung über die Rechte des Volks hat das Gefühl deſſelben für ſeine Rechte

veredelt; die Anerkennung derſelben iſt ein geheiligter Lehrſatz geworden; der Haß gegen den Adel, welchen das Lehenweſen ſchon längſt eingeflößt hatte, iſt bitterer geworden durch den offenbaren Widerſtand der meiſten Adelichen gegen die Verfaſſung.“

„Während der erſten Jahre der Revolution ſah das Volk im Adel Menſchen, verhaßt wegen ihrer ſchändlichen Vorrechte; allein es hätte aufgehört, ſie zu haſſen, wenn nicht das Betragen des Adels alle möglichen Gründe an die Hand gegeben hätte, ihn als einen unverſöhnlichen Feind zu haſſen und zu bekämpfen.“

„Die Anhänglichkeit an die Verfaſſung iſt in demſelben Verhältniſſe gewachſen; nicht nur verdankte ihr das Volk ſehr merkliche Vortheile, ſondern es glaubte, daß ſie ihm noch viel größere bereite, weil die, von denen es die Ueberwälzung aller Laſten gewohnt war, ſich ſo viele Mühe gaben, ſie zu vernichten oder zu verändern. Die Erklärung der Rechte iſt ein politiſches Evangelium geworden, und die Verfaſſung eine Religion, für welche das Volk bereit iſt, ſich aufzuopfern. Auch iſt ſein Eifer manchmal ſo weit gegangen, daß es das Geſetz erſetzen wollte, und wenn dieſes die Ruheſtörer nicht genug im Zaume hielt, ſo haben die Bürger ſich erlaubt, dieſelben ſelbſt zu beſtrafen. So ſind die Beſitzungen von Ausgewanderten den Verwüſtungen der Rache aus-

geſetzt geweſen; deswegen haben ſo viele Departemente ſich zu ſtrengen Maßregeln gegen die Prieſter bewogen gefunden, welche die Meinung für ſchuldig erklärte und die ſie geopfert hätte.“

„In dieſem Kampfe der Intereſſen ſind alle Gefühle zu Leidenſchaften geworden. Das Vaterland iſt nicht blos ein Wort, welches die Einbildungskraft verſchönert hatte, — es iſt ein Weſen, dem man Opfer gebracht hat, an das man ſich alle Tage mehr anſchließt durch die Sorge, die es verurſacht, das man durch große Bemühungen erſchaffen hat, das ſich mitten unter Unruhen erhebt, und das man eben ſowohl um der ihm gebrachten Opfer, als um der Hoffnungen willen liebt, die man jetzt von ihm hegt; alle Angriffe auf das Vaterland ſind Mittel, die Begeiſterung für daſſelbe zu erhöhen. Zu welcher Höhe wird ſich dieſe Begeiſterung nicht erheben, wenn die feindlichen Mächte ſich mit den innern Verſchwörungen zu noch gefährlichern Streichen verbinden werden! Die Gährung iſt in allen Theilen des Reiches außerordentlich; ſie wird auf eine ſchreckliche Art ausbrechen, wenn nicht ein vernünftiges Vertrauen in die Geſinnungen Eurer Majeſtät ſie endlich beruhigen kann; allein dieſes Vertrauen kann nicht durch Betheuerungen erlangt, es kann nur auf Thatſachen begründet werden.“

„Es iſt augenſcheinlich für das franzöſiſche Volk, daß die Verfaſſung im Gange bleiben, die Regierung die ganze ihr nothwendige Kraft erhal-

ten kann, ſobald Eure Majeſtät beſtimmt den Sieg dieſer Verfaſſung wollen, die geſetzgebende Gewalt mit der ausübenden Macht unterſtützen, zu allen Unruhen des Volkes den Vorwand nehmen, und allen Mißvergnügten die Hoffnung rauben wird.“

„So ſind zum Beiſpiele zwei wichtige Beſchlüſſe gefaßt worden; beide ſind von hohem Werthe für die öffentliche Ruhe und das Wohl des Staates; die Verzögerung ihrer Beſtätigung vermehrt das Mißtrauen; wenn ſie verlängert wird, ſo wird ſie Mißvergnügen erzeugen, und, ich muß es ſagen, bei der gegenwärtigen Gährung kann Mißvergnügen zu allem führen.“

„Es iſt keine Zeit mehr, zurückzugehen, ſelbſt zu zögern iſt nicht mehr möglich: die Umwälzung iſt in den Gemüthern geſchehen, ſie wird ſich durch Blut in der Wirklichkeit ausführen, und durch daſſelbe begründet werden, wenn dem noch zu vermeidenden Unglücke nicht mit Weisheit zuvorgekommen wird.“

„Ich weiß, man kann hoffen, durch gewaltſame Mittel alles durchzuſetzen, alles zu unterdrücken; allein wenn man auch ſo viel Kraft entwickelte, um die Verſammlung zu zwingen, um in Paris und ſeinen Umgebungen Schrecken zu verbreiten, ſo würde ganz Frankreich ſich mit Unwillen erheben, und ſich ſelbſt durch die Gräuel eines Bürgerkrieges zerfleiſchen, jene düſtere Thatkraft entwickeln, welche die Mutter von Tugenden

und Verbrechen, und immer für die verderblich iſt, welche ſie hervorgerufen haben.“

„Das Wohl des Staates und das Glück Eurer Majeſt t ſind innig mit einander verbunden, keine Macht kann ſie von einander trennen: grauſes Unglück wird Ihren Thron umgeben, wenn Sie ihn nicht ſelbſt auf den Grundlagen der Verfaſſung feſtſtellen, und ihn durch die Ruhe befeſtigen, welche uns ihre endliche Aufrechterhaltung verſchaffen wird. So machen der Zuſtand der Geſinnungen, der Lauf der Dinge, die Gründe der Klugheit, der Vortheil Eurer Majeſtät die Verbindlichkeit unausweichlich, ſich mit der geſetzgebenden Verſammlung zu vereinigen, und dem Wunſche des Volkes zu entſprechen; ſie machen das zur Nothwendigkeit, was die Grundſätze als Pflicht ausſprechen. Schon die dieſem Volke natürliche Dankbarkeit ſollte vermögend ſeyn, Ew. Majeſtät hiefür zu beſtimmen. Man hat Sie grauſam getäuſcht, Sire, wenn man Ihnen gegen dieſes leicht zu rührende Volk Abneigung oder Mißtrauen eingeflößt hat. Dadurch, daß man Sie beſtändig in Beſorgniß verſetzte, hat man Sie zu einem Betragen gebracht, welches das Volk zum Mißtrauen bewegen mußte; zeigen Sie ihm, daß Sie entſchloſſen ſind, die Verfaſſung in Gang zu bringen, an die es ſein Glück knüpft, und bald werden Sie der Gegenſtand ſeiner Segenswünſche ſeyn.“

„Das Betragen der Prieſter an vielen Orten, die Vorwände, welche der Fanatismus den Miß=

vergnügten gab, haben ein weiſes Geſetz gegen die Ruheſtörer veranlaßt; geben Eure Majeſtät dazu Ihre Zuſtimmung; die öffentliche Ruhe und Sicherheit der Prieſter verlangen es gleichmäßig. Wenn das Geſetz nicht erlaſſen wird, ſo ſind die Departemente genöthigt, gewaltſame Maßregeln an ſeiner Stelle zu ergreifen, und das erbitterte Volk wird es durch Verbrechen erſetzen.“

„Die Verſuche unſerer Feinde, die Unruhen in der Hauptſtadt, das durch das Betragen Ihrer Leibwache hervorgebrachte Mißtrauen, welches immer noch durch die Beweiſe der Zufriedenheit, die man durch Eure Majeſtät an dieſelbe verſchwendet, und durch einen unter den jetzigen Umſtänden ſehr unklugen Aufruf unterhalten wird; die Lage von Paris, ſeine Nähe an der Gränze, haben das Bedürfniß eines Lagers in den Umgebungen der Stadt fühlbar gemacht. Dieſe Maßregel, deren Weisheit und Nothwendigkeit alle Vernünftigen eingeſehen haben, erwartet nur noch die Beſtätigung Eurer Majeſtät. Warum mußte eine Zögerung ihr den Schein des Widerwillens geben, da Schnelligkeit Dankbarkeit zur Folge gehabt hätte?“

„Die Verſuche des Generalſtaabes der Pariſer National-Garde haben ſchon die Vermuthung eingeflößt, daß er durch höheren Einfluß geleitet werde; ſchon erwecken die Reden einiger überſpannten Volksthümler den Verdacht einer Verbindung mit denen, welche die Verfaſſung umſtürzen wollen; ſchon tadelte die öffentliche Meinung die Geſinnungen Eurer Majeſtät. Noch einige Zögerung, und

das betrübte Volk wird in ſeinem Könige den Freund und den Mitſchuldigen der Verſchwörer erblicken.“

„Gerechter Himmel! haſt du die Gewaltigen der Erde verblendet, und werden ſie nie andere Rathgeber haben, als ſolche, die ſie ins Unglück ſtürzen?“

„Ich weiß, daß die ſtrenge Sprache der Wahrheit ſelten gut am Throne aufgenommen wird; ich weiß aber auch, daß, weil ſie beinahe nie ſich an demſelben hören läßt, Staatsumwälzungen nothwendig werden; vor allem weiß ich, daß ich ſie zu Eurer Majeſtät ſprechen muß, nicht nur als den Geſetzen gehorchender Bürger, ſondern als mit Ihrem Vertrauen beehrter, oder wenigſtens mit einem Amte, welches daſſelbe voraus ſetzt, bekleideter Miniſter, und ich kenne nichts, was mich abhalten könnte, eine von mir anerkannte Pflicht zu vollbringen.“

„In demſelben Geiſte wiederhole ich meine Vorſtellungen über die Verpflichtung und den Nutzen, einen Geheimſchreiber im Miniſterrathe zu haben. Schon das bloße Daſeyn des Geſetzes hierüber ſpricht ſo laut, daß die Ausführung ohne Verzug erfolgen zu müſſen ſcheint; allein außerdem noch müſſen alle Mittel angewendet werden, um den Berathungen alle Würde, alle Weisheit, alle Reife zu erhalten; für verantwortliche Miniſter muß es ein Mittel geben, ihre Meinungen beweiſen zu können; wenn daſſelbe vorhanden wäre, ſo würde ich mich jetzt nicht ſchriftlich an Eure Majeſtat wenden.“

„Das Leben iſt nichts für Denjenigen, welcher ſeine Pflichten über Alles hält; wenn aber das Gefühl, ſie erfüllt zu haben, beruhigend iſt,

ſo iſt es beglückend, wenn man ſie mit Treue erfüllt hat.“

„Paris den 10. Juni 1792, im vierten Jahr der Freiheit.“ „Unterzeichnet: Roland.“

Geduldig hatte der König dieſes Schreiben vorleſen hören, und ſich mit den Worten entfernt: „Ich werde Sie meine Meinung wiſſen laſſen.“

Gleich darauf wurde Dumouriez ins Schloß berufen, wo er den König und ſeine Gemahlin beiſammen antraf. Letztere redete ihn mit den Worten an: „Müſſen wir die Frechheit dieſer Miniſter noch länger ertragen?“ Dumouriez antwortete: „Nein; ich übernehme es, Eure Maj. von ihnen zu befreien, wenn Sie in meine Vorſchläge eingehen.“ — Auf die Frage, worin dieſe beſtehen, machte Dumouriez zur Bedingung, daß der König die beiden Beſchlüſſe wegen der Prieſter und der 20,000 Mann beſtätigen müſſe, weil er (Dumouriez) ſonſt ſeine ganze ſchon ſehr ſchwankende Popularität verliere, wenn dem Aufſehen, das die Entlaſſung dreier ſeiner Collegen nothwendig machen müſſe, nicht durch die Beſtätigung dieſer Beſchlüſſe das Gewicht gehalten würde. Die Königin war anfangs dagegen, weil ſie die 20,000 Mann fürchtete; aber Dumouriez beſchwichtigte dieſe Furcht, indem er verſicherte, daß, da der Ort des Lagers nicht genau beſtimmt ſey, man ſie ja nach Soiſſons und noch weiter ſchicken, ſie fortwährend mit militäriſchen Uebungen beſchäftigen, auch nach und nach bei der Armee unterbringen könne.

Der König willigte endlich unter der Bedingung

ein, daß Dumouriez das Kriegsdepartement übernehmen ſolle, wozu ſich dieſer, trotz deſſen Verantwortlichkeit, verſtehen zu wollen erklärte, wenn Ludwig auch den Beſchluß gegen die Geiſtlichen beſtätige. Er behauptete, nur dann Miniſter bleiben zu können, und ſagte: „Dieſes Decret wird den Geiſtlichen mehr nützlich als ſchädlich ſeyn, denn es wird ſie der Wuth des Volkes entziehen. Eure Majeſtät hätte ſich dem Beſchluſſe der erſten Nationalverſammlung wegen der Eidesleiſtung widerſetzen ſollen; jetzt iſt es nicht mehr Zeit.“ Der König gab ihm zur Antwort: „Ich will nicht noch einmal unrecht handeln.“ Indeſſen vereinigte ſich jetzt die Königin mit dem Miniſter, und der König ſchien endlich einzuwilligen.

Nun erhielten Roland, Servan und Clavière ſogleich ihre Entlaſſung, und Dumouriez wurde Kriegsminiſter. Die verabſchiedeten Miniſter wünſchten ſich gegenſeitig Glück. Roland las auf Anrathen ſeiner Frau, welche nun Rache brütete, den Brief an den König in der Nationalverſammlung vor, welche denſelben mit großem Beifall aufnahm, deſſen Druck und Verſendung in alle Welt verordnete, und erklärte, daß die entlaſſenen Miniſter das Vertrauen der Nation mit ſich nehmen.

Dumouriez hatte kühnen Muth genug, um in dieſem Augenblicke die Rednerbühne, und zwar als Kriegsminiſter ſich ankündigend, zu beſteigen, ohne das Geſchrei und das Ziſchen, welches ihn von allen Seiten empfing, zu achten, oder gar Deleſſart's Schickſal zu fürchten. Endlich gelang es ihm, ſich Gehör zu verſchaffen. Er berichtete

nun einen kleinen Vortheil, den Lafayette über den Feind errungen hatte, und den Heldentod Gouvian's, welcher Lafayette's theuerſter Waffengenoſſe war, indem er ihn herzlich bedauerte. Nun las er, dem nach abermaligem Sturm und Toben das Wort nur mit Mühe wieder geworden war, einen ſehr eilfertig entworfenen Bericht über den Zuſtand der Armeen, über die Mängel der Verwaltung und ſogar über die Fehler der Verſammlung ſelbſt vor, wobei er zugleich ſeinen Gegnern harte Vorwürfe machte. Häufig wurde er durch lärmendes Geſchrei unterbrochen. So rief Guadet laut: „Hört ihn, er unterfängt ſich, uns noch Rath zu ertheilen!“ — „Und warum denn nicht?“ erwiederte Dumouriez. — Als er geendet hatte, rollte er ſeinen Bericht zuſammen, und wollte ihn weggehend in die Taſche ſtecken. Da ſchrie man: „Er will entfliehen!“ — „Nein!“ rief der unerſchrockene Miniſter, nahm die Papiere wieder aus der Taſche, legte ſie auf den Tiſch und unterſchrieb ſie mit ſichtbarer Kaltblütigkeit. Hierauf ging er mit langſamen Schritten und größter Ruhe mitten durch die Verſammlung, um ſich wegzubegeben. Als ihm einige Deputirte zuriefen: „Man wird Sie nach Orleans transportiren!“ — ſagte er: „Deſto beſſer! Dann werde ich von meinen Strapatzen ausruhen, und Bäder und die Milchkur gebrauchen.“ — Und ſo entging er dem Anklagedekrete.

Marat.

Unſere Zeit,

oder

geſchichtliche Ueberſicht

der

merkwürdigſten Ereigniſſe
von 1789 — 1830.

Nach den

vorzüglichſten franzöſiſchen, engliſchen und
deutſchen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officier der kaiſerlich franzöſiſchen Armee.

Sechzehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

Die franzöſiſche
Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geſchichte
der
geſetzgebenden oder zweiten
National-Verſammlung.

Abermaliger Miniſterwechſel.

Während ſich der Kriegsminiſter mit ſo großer Feſtigkeit für den König in der Verſammlung herumſtritt, war dieſer durch ſeine Umgebung in ſeinem Entſchluſſe hinſichtlich der beiden Decrete, beſonders der Geiſtlichen wegen, ſchon wieder ganz umgeſtimmt worden, ſo daß er ſeine zuvor ziemlich beſtimmt ausgeſprochene Einwilligung zurücknahm. Jetzt vereinigten ſich die vier Miniſter zu dem gemeinſchaftlichen ziemlich drohenden Verlangen an den König, daß er jenen Beſchlüſſen ſeine Beſtätigung ertheilen möchte. Dieſer aber antwortete: Drohungen könnten ihn nicht ſchrecken, ſein Entſchluß ſtehe feſt; er werde höchſtens das Decret wegen der 20,000 Mann, nimmermehr aber das gegen die Geiſtlichen gerichtete beſtätigen. Indem er hierauf ihnen ein deßhalb an die Nationalverſammlung gerichtetes Schreiben vorlas, ſagte er in ſehr beſtimmtem Tone zu den Miniſtern: „Einer von Ihnen muß dieſes Schreiben contraſigniren.“

Nun begehrte Dumouriez nebſt den andern Miniſtern die Entlaſſung. Der König, unwillig darüber, nahm Dumouriez's Entlaſſung erſt an, nachdem er ihn noch einmal zu ſich hatte rufen laſſen, und dieſer auf die ihm gemachte Frage, ob er auf ſeinem Entſchluſſe beharre, die ſchon gegebene Erklärung als unveränderlich erklärte. Duranton aber und Laçoſte nöthigte er, zu bleiben. Die nun erledigten Stellen beſetzte er ſämmtlich mit Feuillants, indem er de Montciel, Lajard und Chambras dazu berief; Mourgues war ſchon vorher zum Miniſter des Innern, und Raillac für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden.

Ludwig XVI. ſetzte jetzt mehr als jemals ſeine Hoffnung auf die auswärtigen Mächte; ſeine Umgebung hatte ihn glauben gemacht, daß ſeine Befreiung vor der Thüre ſey, daß in wenig Tagen die verbündeten Mächte zu Paris einrücken würden, und daher für dieſe kurze Zeit jedes Miniſterium recht ſey. Er hatte es daher nicht einmal der Mühe werth gehalten, bei der Wahl der neuen Miniſter auf Brauchbarkeit, Talente u. ſ. w. zu ſehen.

Dumouriez hatte indeſſen ein Abſchiedsſchreiben an die Nationalverſammlung erlaſſen, in welchem er ihr anzeigte, daß er ſich nun zur Armee begebe, und welches er mit dem Wunſche ſchloß, daß eine Kanonenkugel alle Meinungen über ſeine

Perſon vereinigen möchte. — Er war nur vier Tage Kriegsminiſter geweſen; Mourgues behielt ſeine Stelle nur 36 Stunden, und Raillac, der Geſandter zu Zweibrücken geweſen war, verlor ſeine Stelle wieder, ehe er noch in Paris ankam. Die Stellung der Hauptſtadt nahm nun mit jedem Tage eine drohendere Richtung, und man ſah einem nahen und furchtbaren Ausbruche bange entgegen. Dem Volke entging es nicht, daß der Hof jetzt noch ſeine einzige Hoffnung auf den Feind ſetzte und deſſen Ankunft mit Sehnſucht erwartete; es wurde deßhalb immer unruhiger, und die Schwierigkeiten, daſſelbe im Zaume zu halten, vergrößerten ſich. Um dieſe Zeit wurde in den Tuillerien und überhaupt öffentlich eine Schrift feilgeboten, welche betitelt war: „Der Sturz des Götzenbildes von Frankreich.“ Sie enthielt unter Anderem folgende Stelle:

„Der König, dieſes Ungeheuer, gebraucht die ihm anvertraute Gewalt zur Vernichtung der Nation; wie ein zweiter Carl IX will er Euch gegen einander bewaffnen und Frankreich mit Verheerung und Leichen anfüllen. Treuloſer! deine Verbrechen gegen eine gefühlvolle und großmüthige Nation ſetzen dich in die Claſſe der größten Uebelthäter. Damiens war nicht ſo ſtrafbar als du; wäre ihm ſein Verbrechen gelungen, ſo hätte er die menſchliche Geſellſchaft von einem Spitzbuben befreit. Aber dich, deſſen Verbrechen fünfundzwanzigmillionenmal größer iſt, dich läßt man

ungeſtraft! Zittert, Verräther, die ihr mit dem Willen des Volkes euer Spiel treibt! Die Stunde der Rache nahet heran; es giebt unter uns mehr als einen Scävola, der weder Qualen noch Tod fürchtet, wenn es darauf ankömmt, unſere Unterdrücker umzubringen. Weil der Nachfolger ſo vieler Tyrannen alle Bande zerriſſen hat, die ihn an uns knüpften, — wohlan! ſo laßt uns dieſes leere Schattenbild des Königthums mit Füßen treten, welches ſich anmaßt, Geſetze zu vernichten, die der Wille von fünfundzwanzig Millionen Menſchen gegeben hat. Werfen wir den Ueberreſt des Königthums über den Haufen; zertreten wir dieſes Götzenbild der Franzoſen, welches die Majeſtät der Nation herabgewürdigt hat, indem es ſich für unverletzbar erklären ließ.“

Der abſcheuliche, blutdürſtige Marat hatte in einem ſeiner letzten mordbrenneriſchen und mordpredigenden Blättern geſagt: „Der König, die Miniſter und die Verſammlung verſtehen ſich unter einander, wie Spitzbuben auf einem Jahrmarkte.“ — Der Bierbrauer und Commandant der Nationalgarde, Santerre, hatte an der Spitze einer Geſellſchaft und von ſeinen Lanzenträgern begleitet, in der Abſicht, die Verſammlung feſt bei dem Beſchluſſe wegen des Lagers von 20,000 Mann zu erhalten, folgende Worte an dieſelbe gerichtet: „Freie Männer vereinigen ſich, um als Brüder die Bande feſter zu knüpfen; Sklaven treibt man zuſammen, um gekrön=

ten Mördern entehrende und ſchimpfliche Huldigungen darzubringen.„

Eine andere Geſandtſchaft des Volkes trat den 17. Juni im Namen deſſelben vor die Schranken der Nationalverſammlung, und begehrte die Erlaubniß, daß die Verſammlungen der Abtheilungen von Paris permanent bleiben dürften, wie es zur Zeit der Beſtürmung der Baſtille geweſen; denn Gefahr und Hochverrath bedrohe die Nation. Sie hielt dabei folgende Rede:

„Mag doch die Wahrheit dem verwöhnten Ohre der Könige mißfallen, unſern Geſetzgebern muß ſie willkommen ſeyn. Schon ſeit vier Jahren iſt das Volk unaufhörlich von Verſchwörungen umgeben geweſen, welche, wie es ſcheint, von Denjenigen, welche die vollziehende Gewalt in Händen haben, begünſtigt, unterſtützt und angezettelt werden. Ein unglücklicher Genius beſtimmt die Schrite Ludwigs XVI. Seine Verräthereien haben wir vergeſſen, auf den glänzendſten Thron von Europa haben wir ihn geſetzt, — dennoch erinnert er ſich keiner dieſer Wohlthaten! Ihr habt zwei heilſame Entſchlüſſe gefaßt, — und er weigert ſich, dieſelben zu genehmigen! Ihr habt eine Leibwache von ihm entfernt, welche den frechſten Ariſtokratismus an den Tag legte, — und er ſtattet derſelben in einer öffentlichen Erklärung für ihre Aufführung Dank ab. Sein Staatsrath war mit patriotiſchen Miniſtern be-

ſetzt, — und er giebt ihnen den Abſchied! Eine ſo unbegreifliche Hartnäckigkeit, die beſtändig Gutes mit Böſem vergilt, kann unmöglich länger geduldet werden. Wir müſſen den Verräthern Schrecken einjagen; wir müſſen dieſen Wahnſinnigen, die ſich noch immer mit der thörichten Hoffnung ſchmeicheln, uns zu einem Vergleiche zu bringen, ihren Irrthum benehmen. Sie müſſen unſern Entſchluß erfahren; ſie müſſen wiſſen, daß ſie nicht eher triumphiren können, als bis alle Franzoſen todt ſind, und daß der Umſturz der Conſtitution nicht eher möglich iſt, als wenn der letzte Vertheidiger derſelben zu Boden geſtreckt ſeyn wird. Auf, Geſetzgeber! auf! und gebt uns die Mittel, dieſen unſern Willen zu vollziehen! Bewilligt den Verſammlungen der Sectionen die Permanenz, um die ſie ſo oft gebeten haben! Dort ſind die Vertheidiger der Conſtitution immer bereit, für dieſelbe zu fechten, immer mit den Waffen in der Hand. Ihr furchtbarer Anblick allein wird ſchon alle Feinde zu Boden werfen.“

Jetzt ſchien Alles einen nahen allgemeinen Aufſtand zu verkündigen, zu dem die Anſtalten ſichtlich getroffen wurden. Unterdeſſen kam noch den 18. Juni folgendes merkwürdige Schreiben Lafayette's an die Nationalverſammlung ein, durch welches er noch einen Verſuch machen wollte, die Verfaſſung und den ihm ſo theuern conſtitutionellen Thron zu retten:

„Im Lager bei Maubeuge, am 16. Juni 1792, im vierten Jahre der Freiheit.“

„Meine Herren! In dem vielleicht zu lange verſchobenen Zeitpunkte, in welchem ich ihre Aufmerkſamkeit auf große öffentliche Angelegenheiten richten, und das Betragen eines Miniſteriums, welches ich in meiner Correſpondenz ſchon lange angeklagt habe, als eine der Gefahren, in denen wir ſchweben, darſtellen wollte, erhalte ich die Nachricht, daß dieſes Miniſterium, durch ſeine Zwietracht entlarvt, ein Opfer ſeiner eigenen Ränke geworden iſt; denn gewiß wird Derjenige unter den Miniſtern, der am wenigſten entſchuldigt werden kann, der die meiſten Vorwürfe verdient, ſeine ärgerliche und zweideutige Exiſtenz im Staatsrathe des Königs durch die Aufopferung dreier Collegen, die ſich wegen ihrer Unfähigkeit unter ſeine Gewalt beugen mußten, nicht befeſtigt haben.“

„Dennoch iſt es nicht genug, daß dieſer Zweig der Regierung von einem ſchändlichen Einfluſſe befreit iſt. Das öffentliche Wohl iſt in Gefahr. Frankreichs Stärke beruht vorzüglich auf ſeinen Stellvertretern. Von Ihnen erwartet die Nation ihre Rettung; allein indem ſie ſich eine Conſtitution gab, ſchrieb ſie Ihnen die Bahn vor, auf welcher Sie die Nation retten können.“

„In der Ueberzeugung, meine Herren, daß, ſo wie die Rechte des Menſchen Geſetz für jede conſtituirende Verſammlung ſind, auch eine Conſtitution für die Geſetzgeber, welche von ihr angeordnet ſind, Geſetz werde, muß ich bei Ihnen ſelbſt gegen die allzumächtigen Bemühungen klagen, welche man anwendet, um Sie von der Regel abzuführen, die Sie zu befolgen verſprochen haben. Nichts ſoll mich hindern, dieſes Recht eines freien Mannes auszuüben, dieſe Pflicht eines Bürgers zu erfüllen: weder die augenblicklichen Verirrungen der Meinung, denn was ſind Meinungen, die ſich von den Grundſätzen entfernen? noch meine Ehrfurcht für die Stellvertreter des Volks, denn ich habe noch mehr Ehrfurcht für das Volk ſelbſt, deſſen höchſter Wunſch die Conſtitution iſt, — noch das Wohlwollen, welches Sie mir beſtändig bezeugt haben, denn ich will es dadurch behaupten, wodurch ich es erhalten habe, nämlich durch unveränderliche Liebe zur Freiheit.“

„Ihre Lage iſt bedenklich. Frankreich wird von Außen bedroht und von Innen zerrüttet. Während die auswärtigen Höfe das unerträgliche Vorhaben ankündigen, Angriffe auf unſere Nationalſouveränetät zu thun, und ſich ſo als Frankreichs Feinde erklären, unterhalten innere Feinde, die von Fanatismus oder Stolz berauſcht ſind, eine chimäriſche Hoffnung, und ermüden unſere Geduld noch mit ihrer frechen Bosheit.“

„Dieſe müſſen Sie, meine Herren, im Zaume halten; und ſie werden dazu nur dann ſtark genug ſeyn, wenn Sie conſtitutionell und gerecht handeln. Gewiß wollen Sie es; allein werfen Sie einen Blick auf das, was um Sie her und in Ihrer Mitte vorgeht.“

„Können Sie es ſich verhehlen, daß eine Rotte, und — um allen ſchwankenden Benennungen auszuweichen — die Jakobinerrotte, alle Unordnungen verurſacht hat? Sie iſt es, die ich laut deßwegen anklage. Sie iſt wie ein beſonderes Reich in ihrer Muttergeſellſchaft und ihren verbrüderten Clubbs organiſirt; ſie wird von einigen ehrgeizigen Häuptern blind geleitet; und ſo bildet dieſe Secte, mitten unter dem franzöſiſchen Volke, eine eigne Körperſchaft, die alle Gewalt des Volkes an ſich reißt, indem ſie ſeine Stellvertreter und Geſchäftsträger unterjocht.“

„Hier wird, in öffentlichen Sitzungen, die Liebe zu den Geſetzen Ariſtokratie, und die Uebertretung derſelben Patriotismus genannt; hier ertheilt man den Mördern des Delille den Triumph; hier finden die Verbrechen Jourdans ihre Lobredner; hier erregt die Erzählung des Mordes, welcher die Stadt Metz befleckt hat, ein hölliſches Beifalljauchzen. Hofft man dieſen Vorwürfen zu entgehen, indem man ſich mit einem öſterreichiſchen Manifeſte brüſtet, in welchem dieſer Secte Erwähnung geſchieht? Iſt ſie heilig

geworden, weil Leopold ihren Namen ausgeſpro-
chen hat? und weil wir gegen Ausländer fechten
müſſen, die ſich in unſere Streitigkeiten miſchen,
ſind wir darum der Pflicht entledigt, unſer Va-
terland von einer innern Tyrannei zu befreien?
Was liegt dieſer Pflicht an den Anſchlägen der
Ausländer und an ihrem Einverſtändniſſe mit den
Freunden der Gegenrevolution, oder an ihrem
Einfluſſe auf laue Freunde der Freiheit? Ich, ich
klage dieſe Secte bei Ihnen an, ich, der ich,
ohne von meinem vormaligen Leben zu reden,
denen, die ſich anſtellen möchten, als ob ſie mich
verdächtig machen wollten, antworten kann: „Nä-
hert Euch in dieſem entſcheidenden Augenblicke,
wo ſich der Charakter eines Jeden enthüllen wird,
und laſſet uns ſehen, wer von uns unbiegſamer
in ſeinen Grundſätzen, hartnäckiger in ſeinem Wi-
derſtande ſeyn, und den Hinderniſſen ſowohl, als
den Gefahren Trotz bieten werde! den Gefahren,
welche Verräther ihrem Vaterlande verbergen,
wahre Staatsbürger aber zu berechnen und für
daſſelbe zu verachten wiſſen!“ — Und wie könnte
ich noch länger zaudern, dieſe Pflicht zu erfüllen,
da die geſetzmäßige Gewalt täglich herabgewür-
digt wird, und der Parteigeiſt ſich an die Stelle
des Nationalwillens ſetzt; da die Kühnheit der
Volksaufwiegler die friedlichen Staatsbürger zum
Stillſchweigen nöthigt und nützliche Männer ent-
fernt; da die Verbindung mit einer Secte alle
Privat- und Bürgertugenden vertritt, welche in
einem freien Lande das ſtrenge und einzige Mittel

ſeyn müſſen, um zu den Geſchäften der Regierung zu gelangen.„

„Nachdem ich allen Schlingen, allen Hinderniſſen, den muthigen und ausdauernden Patriotismus einer Armee entgegengeſetzt habe, die man vielleicht aufopfern wollte, um ihren Anführer zu ſtürzen, ſo kann ich heute dieſer Secte die Correſpondenz eines Miniſteriums vorhalten, welches ein würdiges Geſchöpf ſeines Clubbs iſt; dieſe Correſpondenz, deren Berechnungen alle falſch ſind, deren Verſprechungen grundlos, deren Nachrichten trügeriſch oder unbedeutend ſind, deren Rath treulos oder widerſprechend iſt; dieſe Correſpondenz, worin man in mich drang, ohne Vorſicht vorzurücken, ohne Mittel zum Angriffe anzugreifen, und nachher anfing zu ſagen, daß bald aller Widerſtand unmöglich ſeyn würde — eine feigherzige Behauptung, die ich mit Unwillen abwies.„

„Welch eine merkwürdige Uebereinſtimmung der Sprache zwiſchen den Aufwieglern der Ariſtokratie und denjenigen, die ſich den Namen der Patrioten anmaßen? Beide wollen unſere Geſetze umwerfen; beide freuen ſich über die Unordnungen; erheben ſich gegen diejenigen, deren Händen das Volk Gewalt anvertraut hat; verabſcheuen die Bürgermiliz; predigen der Armee Ungehorſam; und ſtreuen bald Mißtrauen, bald Muthloſigkeit aus.„

„Was mich betrifft, meine Herren, der ich die Sache der Amerikaner zu der Zeit zu der meinigen machte, als mir die Geſandten erklärten, daß dieſelbe verloren ſey; der ich mich ſeit jener Zeit einer anhaltenden Vertheidigung der Freiheit und der Souveränetät der Völker weihte; der ich am 11. Juli 1789, als ich meinem Vaterlande eine Erklärung der Menſchenrechte vorlegte, zu ſagen wagte: „damit eine Nation frey ſey, darf ſie es nur ſeyn wollen“ — ich komme heute, voller Vertrauen auf die Gerechtigkeit unſerer Sache, voller Verachtung gegen die Feigherzigen, welche dieſelbe verlaſſen, voll Unwillen gegen die Verräther, welche dieſelbe beflecken wollten, — ich komme, um zu erklären, daß die franzöſiſche Nation, wofern ſie nicht die verworfenſte der Erde iſt, der Verſchwörung der Könige, die man zu einer Verbündung gegen ſie bewogen hat, Widerſtand thun kann und muß. Wahrlich! in der Mitte meiner tapfern Armee ſind furchtſame Geſinnungen nicht erlaubt; Patriotismus, Kraft, Mannszucht, Geduld, gegenſeitiges Zutrauen, alle Bürger- und Soldatentugenden finde ich bei ihr.“

„Bei ihr ſind die Grundſätze der Gleichheit und Freiheit geliebt, die Geſetze geehrt und das Eigenthum heilig. Bei ihr kennt man weder Verläumdungen noch Parteien; und wenn ich erwäge, daß Frankreich mehrere Millionen Männer beſitzt, die ſolche Soldaten werden können, ſo

frage

frage ich mich: wie tief geſunken müßte ein zahlreiches Volk ſeyn, welches, ſtark durch ſeine Vertheidigungsanſtalten, noch ſtärker aber durch ſeine natürlichen Hülfsmittel, gegen einer unnatürlichen Verbindung in Maſſe aufzuſtehen vermag, und dennoch den feigherzigen Gedanken kaum geben könnte, ſeine Souveränetät aufzuopfern und ſeine Erklärung der Menſchenrechte zum Gegenſtand eines Vergleichs zu machen. Wie ſollte dies auch bei Vorſtänden, denen wir mit ſchnellen Schritten entgegen gehen, für möglich gehalten werden können! Damit aber wir, die Soldaten der Freiheit, mit Nachdruck für ſie ſtreiten und mit Nutzen für ſie ſterben könnten; ſo muß die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes ſchleunig mit der Anzahl ſeiner Gegner in Verhältniß geſetzt, und Vorrath aller Art, um unſere Märſche zu erleichtern, angeſchaft werden. Der Wohlſtand der Truppen, die Lieferungen für dieſelben, ihre Bezahlung und die Vorkehrungen für ihre Geſundheit, müſſen nicht mehr ſchädlichen Verzögerungen ausgeſetzt ſeyn oder unter vorgeblichen Erſparniſſen leiden, die ihrem Zwecke gerade entgegengeſetzt ſind.„

„Vorzüglich müſſen die, um die Conſtitution verſammelten, Staatsbürger gewiß ſeyn, daß die Rechte, welche dieſelbe zuſichert, mit einer heiligen Treue, die alle Hoffnungen ihrer heimlichen oder öffentlichen Feinde zu vernichten fähig iſt, unangetaſtet gelaſſen werden. Verwerfen Sie

dieſen Wunſch nicht: es iſt der Wunſch der auf=richtigen Freunde Ihrer rechtmäßigen Gewalt. Halten Sie Sich für überzeugt, daß keine unge=rechte Folgerung aus meinem reinen Grundſatze entſpringen kann; daß keine tyranniſche Maßregel die Stütze einer Sache ſeyn kann, die ihre Stärke und ihren Ruhm den heiligen Grundlagen der Freiheit und Gleichheit zu danken hat; und ſorgen Sie dafür, daß die Criminaljuſtiz wieder ihren conſtitutionellen Gang gehe, daß, in An=ſehung der bürgerlichen Gleichheit und der Reli=gionsfreiheit, die wahren Grundſätze in ihrer ganzen Ausdehnung angewandt werden.«

»Die königliche Gewalt darf nicht angetaſtet werden, denn ſie wird durch die Conſtitution ge=ſichert. Sie muß unabhängig ſeyn, denn dieſe Unabhängigkeit iſt eine Stütze unſerer Freiheit. Der König muß geehrt werden, denn er iſt im Beſitze der Majeſtät der Nation. Er muß ein Miniſterium wählen dürfen, welches nicht die Feſſeln irgend einer Partei trägt; und wenn es Verſchwörer gibt, ſo müſſen ſie durch das Schwert des Geſetzes fallen.«

»Endlich muß auch die Herrſchaft der Clubbs durch Sie zernichtet werden und der Herrſchaft der Geſetze Platz machen. Ihre Anmaßungen müſſen der feſten, unabhängigen Ausübung der conſtituirten Gewalten, ihre zerrüttenden Grund=ſätze den wahren Grundſätzen der Freiheit, ihre

wahnſinnige Wuth dem ruhigen und feſten Muthe einer Nation, die ihre Rechte kennt und vertheidigt, überhaupt aber ihre ſectireriſchen Plane dem wahren Wohle des Vaterlands weichen: des Vaterlands; welches, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte der Gefahr, alle diejenigen vereinigen muß, für welche ſeine Unterjochung und ſein Verfall keine Gegenſtände einer abſcheulichen Freude, oder einer infamen Spekulation ſind."

"Dies, meine Herren, iſt die Vorſtellung, die Bitte, welche ein Staatsbürger der Nationalverſammlung vorlegt, ſo wie er ſie dem Könige vorgelegt hat; ein Staatsbürger, dem niemand die Liebe zur Freiheit im Ernſte abſprechen wird, den die verſchiedenen Parteien weniger haſſen würden, wenn er ſich nicht durch ſeine Uneigennützigkeit über ſie erhoben hätte; ein Staatsbürger, der lieber ſtille geſchwiegen hätte, wenn ihm, wie ſo vielen andern, die Ehre der Nationalverſammlung und das Zutrauen gleichgültig wäre, welches ſie ſchlechterdings einflößen muß; ein Staatsbürger, der ihr ſein Zutrauen nicht beſſer beweiſen konnte, als dadurch, daß er ihr die Wahrheit ohne Hülle zeigte."

"Meine Herren! Ich habe meinem Gewiſſen, meinem Eide gehorcht. Ich war es meinem Vaterlande, Ihnen, dem Könige und vorzüglich mir ſelbſt ſchuldig; mir, dem die Kriegszufälle nicht erlauben, die Mittheilung der Bemerkungen auf-

zuſchieben, die ich für nützlich halte. Ich hoffe, daß die Nationalverſammlung darin einen neuen Ausdruck meiner Ergebenheit gegen ihr conſtitutionelles Anſehen, ſo wie meiner perſönlichen Erkenntlichkeit und meiner Ehrerbietung gegen ſie ſehen werde."

"Lafayette."

Dem König überſandte er zugleich eine Abſchrift dieſes Schreibens mit nachſtehendem Briefe:

"Aus dem verſchanzten Lager vor Maubeuge, am 16. Junius 1792, im 4. Jahre der Freiheit."

"Sire! Ich habe die Ehre, Ew. Majeſtät die Abſchrift eines Schreibens an die Nationalverſammlung zu überſenden, in welchem Sie den Ausdruck derjenigen Geſinnungen finden werden, die ich während meines ganzen Lebens gehegt habe. Dem Könige iſt bekannt, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit ich von jeher der Sache der Freiheit ergeben geweſen bin, ſo wie den Grundſätzen der Menſchlichkeit, der Gleichheit und der Gerechtigkeit. Ihm iſt bekannt, daß ich von jeher der Gegner der Parteimänner und ein Feind der Ausgelaſſenheit geweſen bin; und daß niemals irgend eine Macht von mir anerkannt worden iſt, wenn ich dieſelbe für unrechtmäßig hielt. Der König kennt meine Ergebenheit für ſein conſtitutionelles Anſehen, und meine Anhänglichkeit an ſeine Perſon. Dieß, Sire, ſind

die Gründe, um welcher Willen ich an die Nationalverſammlung ſchrieb; nach dieſen Grundſätzen werde ich, mitten unter den Stürmen, welche die Feinde und die Parteimänner durch ihre Projekte über uns zu bringen ſuchen, mein Betragen gegen mein Vaterland und gegen Ew. Majeſtät einrichten. Es kommt mir nicht zu, Sire, meinen Meinungen und meinen Handlungen ein größeres Gewicht beizulegen, als die einzelnen Handlungen eines einfachen Staatsbürgers haben können: allein ich habe ein Recht zu ſagen, was ich denke; ein Recht, welches, bei der jetzigen Gelegenheit zu Pflicht wird. Und, ungeachtet ich dieſe Pflicht früher würde erfüllt haben, wenn meine Stimme, ſtatt aus einem Lager zu kommen, ſich aus jenem einſamen Zufluchtsorte hätte hören laſſen, welchen ich wegen der Gefahr des Vaterlandes verlaſſen habe: ſo halte ich dennoch nicht dafür, daß ein öffentliches Amt, oder irgend eine perſönliche Rückſicht, mich überheben könne, dieſe Pflicht eines Staatsbürgers zu erfüllen, dieſes Recht eines freien Mannes auszuüben.“

„Beharren Sie, Sire, mit der Kraft desjenigen Anſehens, welches der Wille der Nation Ihnen übertragen hat: in dem großmüthigen Entſchluſſe, die Grundſätze der Conſtitution gegen alle Feinde derſelben zu vertheidigen. Möge dieſer Entſchluß, ſowohl durch die Handlungen Ihres Privatlebens, als durch eine ſtandhaftige und vollſtändige Ausübung der königlichen Gewalt,

unterſtützt werden! Möge derſelbe das Pfand der Eintracht werden, welche, vorzüglich in bedenklichen Zeitumſtänden, zwiſchen den erwählten Stellvertretern des Volkes und ſeinem erblichen Stellvertreter unfehlbar entſtehen muß. Von dieſem Entſchluſſe, Sire, hängt die Ehre und das Wohl des Vaterlandes ſowohl, als Ihrer Perſon ab. Sie werden alle Freunde der Freiheit, alle rechtſchaffenen Franzoſen, bei Ihrem Throne verſammelt finden, um denſelben gegen die Complotte die Rebellen und die Angriffe der Parteimänner zu vertheidigen. Und ich, Sire, der ich mir den Haß dieſer Leute, welchen ein ſtandhafter Widerſtand mir zugezogen hat, zur Ehre rechne; ich will, durch meinen Eifer einer Sache zu dienen, der ich mein ganzes Leben geweiht habe, und durch die Treue, mit welcher ich den Eid halten werde, den ich der Nation, dem Geſetze und dem Könige geleiſtet habe, dieſen Haß beſtändig zu verdienen ſuchen. Dieß, Sire, ſind die unabänderlichen Geſinnungen, die ich ehrfurchtsvoll Ew. Majeſtät vorlege.«

»Lafayette.«

Das Schreiben des Generals an die Nationalverſammlung hatte daſelbſt alle Gemüther in die heftigſte Gährung und Bewegung gebracht. Lafayettes Freunde forderten ſogleich den Druck und die Verſendung deſſelben in die 83 Departemente, aber Vergniaud, welcher das Wort erhalten hatte, behauptete, daß es Lafayette, der hier nicht mehr als einzelner Bürger, ſondern als

der Anführer eines Heeres zu betrachten ſey, nicht zugeſtanden hätte, dieſes Schreiben voller Zurechtweiſungen zu erlaſſen, die bei ſeiner Stellung als Befehle erſchienen; denn auf dieſe Weiſe käme die Freiheit in Gefahr. Er trug daher darauf an, ohne weiters zur Tagesordnung zu ſchreiten. Thevenet erwiederte ihm, man müſſe es ſich gefallen laſſen, die Wahrheit von Lafayette zu hören, da man ſelbſt nicht wage, ſie auszuſprechen. Hierüber entſtand großer Lärmen. Mehrere Abgeordnete behaupteten nun, der Brief ſey gar nicht von Lafayette, ſondern unterſchoben. Aber Coube ſagte: „wenn er auch nicht von ihm unterſchrieben wäre, ſo könne doch nur Lafayette ſo ſchreiben.“ Guadet ſagte unter öfterer Unterbrechung, daß, als Cromwell dieſe Sprache führte, Englands Freiheit bereits dahin geweſen, und daß Lafayette, nach ſeinen bekannten Geſinnungen, eine ſolche Sprache niemals führen könne. Der Brief müſſe alſo falſch, oder die Unterſchrift müſſe in blanco nach Paris gekommen ſeyn, und irgend eine Faction ſich ihrer bedient haben: auch thue der vom 16. datirte Brief von Dumouriez's Entlaſſung Erwähnung, die erſt den 16. Statt gefunden, — ein Umſtand, der dieß noch wahrſcheinlicher mache, denn Lafayette könne doch unmöglich von einem ihm noch unbekannten Vorfall reden. Endlich wurde der Zankapfel an einen Ausſchuß von zwölf Deputirten verwieſen, welcher ſeine Aechtheit troß dem, daß ſehr viele die Unterſchrift als echt anerkannt

hatten, unterſuchen ſollte; und ſomit unterblieb Druck und Verſendung. Noch mehr Sturm und Unruhe verurſachte dieſes Schreiben in den Sitzungen des Jakobinerclubbs, wo des würdigen Mannes erbosteſte Feinde Sitz und Stimme hatten. Merlin ſagte: man müſſe dieſen Verräthern jetzt ohne Aufſchub den Dolch in das Herz ſtoßen, und Robespierre goß einen Strom voll giftiger Galle über Lafayette aus; er ſagte: nun habe ſich dieſer Verräther endlich ſelbſt vor den Augen der franzöſiſchen Nation und der ganzen Welt entlarvt, indem er das größte aller Verbrechen begangen habe, denn er habe die Souveränetät der Nation, die heiligſten Rechte des Volkes angegriffen, und der Nationalverſammlung ſelbſt ſich drohend gegenüber geſtellt, die Aufhebung des Jakobinerclubbs, der einzigen Bruſtwehr der Freiheit, verlangt, und dieß alles an der Spitze einer Armee von 45,000 Mann, mit welchen er den König zu beſchützen erklärt und der Verſammlung zu zittern befohlen habe. — Robespierre machte hier eine lange Pauſe, und es herrſchte eine tiefe feierliche Stille. — Dann fuhr er plötzlich fort: „Ich fürchte nichts. Laßt ihn kommen. Ich erwarte die Dolche Lafayettes.“ — Mit einer Begeiſterung, die man ſich kaum groß genug denken kann, erſchallte nun, wie ein Augenzeuge erzählt, von allen Seiten her aus dem Verſammlungsſaale und von den Zuhörern ein Geſchrei: „Wir auch! wir auch! wir auch!“ — Bewegt und gerührt fuhr Robespierre fort. „Ich

ſage Euch, Lafayette will entweder herrſchen, oder ſterben; er will ſich zum Protector der Conſtitution aufwerfen; er will Dictator werden. Dieß, dieß iſt das einzige Ziel ſeiner Wünſche. Die Nationalverſammlung muß ein Anklagedecret gegen dieſen Rebellen erlaſſen, und zwar bald, damit er nicht Zeit gewinne, ſeine treuloſen Plane auszuführen. Ja, ich wiederhole es, der Verräther, der Rebelle muß geſtürzt, die Nationalverſammlung muß von dem Volke unterſtützt, und der König muß gezwungen werden, auf dem Wege der Conſtitution zu wandeln. Von dem Schickſal Lafayette's hängt das Wohl Frankreichs ab! Er muß bald geſtürzt werden, damit die Freiheit, damit das Volk triumphire!„ Mit dem lebhafteſten Beifallsgeſchrei nahmen die Jakobiner die Rede dieſes Demagogen auf.

Nach ihm trat der Schauſpieler Collot d'Herbois auf, und ſagte: „Der General, welcher dieſen Brief geſchrieben hat, hält ſich ſchon für einen Dictator. Er will euern Stellvertretern, er will der ganzen Nation Geſetze vorſchreiben. Er wirft die heuchleriſche Maske ab, und ſeine Abſcheulichkeit erſcheint in ihrer ganzen Blöße. Er iſt wahnſinnig geworden vor Ehrgeiz, und in ſeinem Wahnſinne hat er ſich ſo weit vergeſſen, daß ſeine Anhänger es ſelbſt nun nicht mehr länger wagen dürfen, ihn zu vertheidigen. Sein Beſtreben geht dahin, das ſchönſte Recht freier Menſchen zu vernichten, — das

Recht, über das, was dem Vaterlande gut und nützlich iſt, zu berathſchlagen. Sein Beſtreben geht dahin, die nützliche Oberaufſicht den Patrioten zu verbieten, indem er ſich bemüht, die Jakobinergeſellſchaften zu trennen. Er ſpricht gerade ſo, wie die gegen die Conſtitution bewaffneten Tyrannen; denn die Ehrgeizigen und die Tyrannen haben, wie Lafayette ſelbſt einſt ſagte, nur Eine Sprache. Unſere ſchrecklichſten Feinde ſind diejenigen, die beſtändig das Wort Conſtitution im Munde führen, aber dennoch das Volk gerne aller der Wohlthaten berauben möchten, welche ihm die Conſtitution zuſichert. Allein wir wollen die Conſtitution erhalten; weder Ehrgeizige noch Tyrannen ſollen uns dieſelbe rauben; und wenn es nöthig iſt, ſo wollen wir Alle unſer Blut vergießen, um ſie aufrecht zu erhalten.«

Danton war nicht der Meinung, wie Mehrere, daß man ſogleich ein Anklagedecret gegen Lafayette erlaſſen ſolle; man müſſe dagegen zuerſt ſuchen, meinte er, ihn durch Liſt von ſeiner Armee zu entfernen. Man ſolle ihn vor die Schranken der Nationalverſammlung laden; durch ſein Benehmen hiebei würde man am beſten ſeine Geſinnungen erfahren können. Würde er dann ſich deſſen weigern, ſo könne man ihn ſeiner Befehlshaberſtelle verluſtig erklären, wenn die Nationalverſammlung zugleich den Beſchluß faſſe, daß keines ihrer Mitglieder eine ſolche Stelle be

kleiden könne. Käme er aber nach Paris, ſo könne man mit ihm anfangen, was man wolle.

Der 20. Juni 1792 *).

Die furchtbaren Auftritte dieſes Tages, welche nur das Vorſpiel der gräßlichen Ereigniſſe

---

*) Wir theilen unſern Leſern die merkwürdigſten Begebenheiten dieſes Tages, ſo wie die furchtbaren des 1. Auguſt, und die gräßlich-entſetzlichen der 2., 3., 4. und 5. Septembertage ꝛc. mit, nachdem wir über alle dieſe Thatſachen die zuverläſſigſten und beſten Autoren von jeder Partei zu Rathe gezogen haben; als Thiers, Mignet, Soulavie, Lacretelle, Girtanner, Bertrand de Molleville, Dumouriez, St. Mirard, Madame Campan, Rabaud de St. Etienne, Montjoie, Berville und Barriere, ꝛc., ſo wie die vorzüglichſten Zeitungen der damaligen Zeit, des noch beſtehenden Moniteur u. ſ. w. Hierbei haben wir ſo viel als möglich das ſich Widerſprechende zu vereinigen geſucht, oder das, was der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit am meiſten ſich zu nähern ſchien, ausgehoben; denn manche interreſſante und merkwürdige Einzelnheiten und Begebenheiten erzählen zwanzig Schriftſteller auf zwanzigmal verſchiedene, oft gänzlich von einander abweichende und ſich widerſprechende Art. Der Grund hievon liegt theils in Parteiwuth, theils aber auch in der großen Schwierigkeit, ſelbſt für den Zeitgenoſſen und den ſich an Ort und Stelle befindlichen Schriftſteller, ſich über ſo tumultuariſche und wilde Auftritte, die Wahrheit zu verſchaffen, da ſolche ſelbſt gleich nach dem Augenblick, wo ſie begangen worden, von hundert Menſchen, die handelnd gegenwärtig waren, auch hundertmal verſchieden und abweichend berichtet werden.

des 10. Auguſt und der entſetzlichen Mordſcenen des 2ten und der folgenden Septembertage waren, ſollten noch für jetzt nur den König ſchrecken, ihn zur Beſtätigung der beiden mehr erwähnten Beſchlüſſe, und vielleicht auch zur Abdankung ſelbſt zwingen. Schon lange bereitete man einen allgemeinen Aufruhr vor, und die republikaniſch geſinnte Partei dachte nun erſtlich daran, das noch beſtehende Schattenbild der königlichen Würde ohne Zeitverluſt zu zernichten, denn ſie fürchtete die geheimen Verbindungen mit dem Ausland, auf welche, wie wir ſchon gezeigt haben, der Hof jetzt die einzige Hoffnung ſchneller Befreiung ſetzte. Den Jakobinern konnte nichts Erwünſchteres eintreten, als das Veto gegen die beiden Beſchlüſſe. Schon ſeit einiger Zeit fanden geheime Zuſammenkünfte ſtatt, um den Aufſtand zu organiſiren, denen, wie man behauptete, Robespierre, Syllerie, Anwalt der Gemeinde, Manuel, der Excapuciner Chabot, und ſogar der Maire Pethion beiwohnten. Letzterer kannte alle unruhigen Köpfe von Paris und ſtand in genauer Verbindung mit ihnen. Seine große Kaltblütigkeit und die Ruhe, von dem Hofe für Beſchränktheit gehalten, hatten ihm, ſo wie nicht weniger ſeine erwieſene Unbeſtechlichkeit, welche ſelbſt ſeine größten Feinde nicht in Abrede zu ziehen vermochten, einen gewaltigen Einfluß verſchaft. Man nannte ihn den tugendhaften Pethion. Der Hof hatte wirklich verſucht, ihn durch Geld zu gewinnen. Es fanden ſich ohne

Schwierigkeit dienſtfertige Gauner, welche die ſchwere Aufgabe mit der Verſicherung übernahmen, daß es ihnen ein Leichtes ſeyn werde, den Herrn Maire durch den Glanz des Goldes zu verführen. Solche Menſchen erhielten ungeheure Summen zu dieſem Zwecke; anſtatt aber auch nur einen Verſuch zu unternehmen, steckten ſie dieſelben in ihre Taſche, da ſie die Vergeblichkeit eines ſolchen Verſuchs nur zu gut kannten. Der ſo oft betrogene Hof ſah zwar, daß nicht alle ſeine Gegner feil waren; er ließ aber, nie gewitzigt, ſich noch öfters betrügen. Pethion war außerdem, daß er ſtrenger Republikaner war, von der Unverbeſſerlichkeit des Hofes überzeugt; er war des feſten Glaubens, daß ein unumſchränkter Monarch niemals aufrichtig auch nur einen Theil ſeiner Macht an die Nation abtreten, und daß er jede Gelegenheit und alle Mittel ergreifen würde, das Verlorene wieder zn erringen. Deßhalb verhielt er ſich bei manchen Auftritten ganz paſſiv, wenn er ſie, wie allerdings der Fall war, durch ſein Anſehen auch hätte verändern können, während er dagegen ſie öffentlich zu begünſtigen doch nicht den Schein haben mochte. Welchen Antheil er an den Zurüſtungen auf den 20. Juni gehabt hat, iſt nicht erwieſen; ſo viel iſt aber gewiß, daß er nichts that, ſie zu hintertreiben. Auch ſagte man, daß er kurz vorher bei Santerre eine Zuſammenkunft mit Robespierre, Manuel und Syllerie gehabt, während Chabot dem Volk der Bezirke der Quinze-Vingt verſicherte, daß die Na-

tionalverſammlung dieſe Maßregeln erwarte. Man ſprach nun zuerſt von einem Feſte, welches zum Andenken der Eidesleiſtung im Ballhauſe den 20. Juni gefeiert werden ſollte; dann von einem Freiheitsbaume, den man bei dieſer Gelegenheit auf die Teraſſe der Feuillants pflanzen wolle, und endlich von einer Bittſchrift, die man der Verſammlung und dem König bewaffnet und durch 30,000 Lanzen und zwei Kanonen unterſtützt, übergeben müſſe. Dieſes Feſt ſollte nach dem Willen der Girondiſten zu gleicher Zeit ein Triumph für Roland ſeyn, dem ſich aber Robespierre auf das kräftigſte widerſetzte, denn er befürchtete, daß man dem Exminiſter die Dictatur übertragen möchte, die er vielleicht ſchon damals für ſich ſelbſt beabſichtigte. Roland hatte ſich nach ſeiner Entlaſſung faſt gänzlich zurückgezogen, und miſchte ſich, dem Anſchein nach, in nichts mehr; nur den Druck der Schildwache, einer von Louvet herausgegebenen Zeitſchrift, die in einem ſehr freiheitsliebenden Sinn geſchrieben und an die Straßenecken angeſchlagen wurde, beförderte und unterſtützte er noch. Barbaroux, ein junger Mann aus Marſeille, voll Feuer, Kraft und Muth, vom Freiheitsſchwindel ergriffen, dabei durch ſeine außerordentliche Schönheit in ganz Paris, wo man ihn nur den Antinous nannte, berühmt, kam zu Roland, um mit ihm das Unglück ſeines Vaterlandes zu beweinen, welches man ſammt ſeiner Freiheit den Fremden überliefern wolle, die es dann wohl gar zerſtü=

ckeln würden. Beide entwarfen nun Plane, wie man dieſem zuvorkommen könnte; ſie vereinigten ſich in der Anſicht, daß man ſich, im Falle der Noth, in das ſüdliche Frankreich zurückziehen müſſe, um daſelbſt einen freien Staat nach dem Muſter von Nordamerika zu gründen. Auch der vormalige Kriegsminiſter Servan nahm Theil an dieſen Entwürfen. Man machte aus, daß die am Rhein geſchlagene Freiheit ſich hinter die Loire zurückziehen müſſe, wenn ihr auch nur noch die wilden unzugänglichen Gegenden, die Schlünde, Wälder und Abgründe der Auvergne, die ausgebrannten, mit Tannen bedeckten Vulkane von Velay, oder der Cevennen blieben, um einen Zufluchtsort gegen die Zwingherrſchaft zu finden; und ſollte ſelbſt der Süden ſammt den Wällen von Toulon genommen werden, ſo bliebe ja noch Corſica wo die Genueſer und die Franzoſen nie eine Zwingherrſchaft hätten einführen können.

Der Maire von Marſeille, welches damals ganz demokratiſch geſinnt war, ſtand als Freund mit Barbaroux im Briefwechſel, welcher ihm ſchrieb, er ſolle ſich mit den Corſen verſtändigen, keine Abgaben mehr abliefern, den Ehrgeiz Montesquieu's, der die Alpenarmee befehligte, für die Freiheit benützen, und ſich mit Getreide verſehen, im Falle es zu Paris unglücklich ginge. Barbaroux forderte zu gleicher Zeit die Marſeiller, ſeine Landsleute, auf, an Pethion zu ſchreiben,

und dieſem alle mögliche Unterſtützung an Leuten und Geld anzubieten, — auf welchen Antrag dieſe auch ohne weiteres eingingen, und außerdem noch eine Vorſtellung folgenden Inhalts bei der Nationalverſammlung einreichten:

„Geſetzgeber! Die franzöſiſche Freiheit iſt in Gefahr; die freien Männer des Südens ſind alle wach, um dieſelbe zu beſchützen. Der Tag des Zorns des Volkes iſt gekommen! Dieſes Volk, welches man immer erwürgen oder feſſeln wollte, iſt endlich müde, den Streichen, die ihm zugedacht werden, auszuweichen. Es will ſelbſt zuſchlagen. Es iſt müde, die Plane der Verſchwornen zu vereiteln, und wirft einen ſchrecklichen Blick auf die Verſchwornen. Dieſer großmüthige, aber jetzt allzuſehr erbitterte Löwe will ſich aus ſeiner Ruhe aufraffen und über ſeine Feinde wie über eine Kuppel Hunde herfallen. Begünſtiget dieſe kriegeriſche Bewegung, ihr, Anführer und Stellvertreter des Volkes! Ihr, die ihr mit ihm euch retten oder mit ihm untergehen müßt! Die Macht des Volkes iſt eure ganze Stärke. Ihr habt dieſelbe in Händen, bedienet euch ihrer. Keine Schonung mehr, denn wir haben auch keine zu erwarten! Ein Kampf zwiſchen dem Deſpotismus und der Freiheit muß nothwendig ein Kampf auf

Leben und Tod ſeyn; denn, iſt die Freiheit groß-müthig, ſo wird der Deſpotismus ſie heute oder morgen meuchelmörderiſcher Weiſe ermorden. Wer anders denkt, iſt ein Unſinniger, der weder die Geſchichte, noch das menſchliche Herz, noch denölliſchen Machiavellismus der Tyrannei kennt. Stellvertreter! Das franzöſiſche Volk hat nur Einen Wunſch, nämlich dem Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Es fordert von euch ein Decret, wo-durch es berechtigt werde, mit einer beträchtlichern Macht, als ihr errichtet habt, gegen die Haupt-ſtadt und die Gränzen zu marſchiren. Das Volk will mit Gewalt eine Revolution endigen, die ſeine Rettung und ſein Ruhm iſt und die dem menſchlichen Verſtande zur Ehre gereicht. Es will ſich und euch retten. Solltet ihr die Aus-führung dieſes erhabenen Entſchluſſes verhindern wollen? Könntet ihr es, Geſetzgeber? Ihr wer-det doch denen, die zur Vertheidigung des Ge-ſetzes ſterben wollen, nicht verweigern, es unter der Autorität des Geſetzes zu thun?“

Nach den heftigſten Debatten und auf den nicht ungegründeten Einwurf der rechten Seite, daß der Druck und die Abſendung derſelben in die 83 Departemente ſo gut als eine Aufforde-rung zum Aufruhr ſey, beſchloß die Verſammlung dennoch dieſe Maßregel.

Gegen den 15. Juni hatte der König förm-lich die Beſtätigung der beiden Beſchlüſſe ver-

weigert, und auch die Königinn hatte auf deren Veto beſtanden, was ſie jedoch nach dem 20. Juni wieder bereute und ſich zum Vorwurf machte. Bertrand verſicherte, eine von vielen Biſchöffen unterzeichnete Bittſchrift habe den noch ſchwankenden Monarchen hauptſächlich zu dieſem Schritte vermocht. Eine Anzahl von 20,000 Männern hatte ſich den 16. nach dem Gemeinde-rath begeben, und demſelben in einer Bittſchrift angekündigt, daß ſie den 20. Juni den Freiheits-baum vor die Thüre der National-Verſammlung aufpflanzen und dem König eine Vorſtellung gegen das Veto der beiden Beſchlüſſe der Verſamm-lung übergeben würden. Dieſe furchtbaren Hau-fen defilirten unter den Fenſtern der Königinn in dem Garten der Tuillerien. Es waren meiſtens Einwohner der Vorſtädte von St. Antoine und St. Marceau, die zum Theil ein wildes und grauſames Ausſehen hatten, und ſehr ſchlecht ge-kleidet waren. Der Gemeinderath ging auf die ihm vorgelegte Bittſchrift zur Tagesordnung über, und befahl, daß man die Sache der Municipali-tät und der Departements-Verwaltung anzeigen ſolle. Die 20,000 Mann aber erklärten, daß ſie ſich dennoch verſammeln würden. Der Maire Pethion machte darauf die verordnete Anzeige erſt am 18. Juni, und zwar nicht der Municipalität, ſondern nur der Departements-Verwaltung. Dieſe Behörde hatte bisher bei jeder Gelegenheit ihr Möglichſtes gethan, um die Ruhe zu erhalten, und erließ daher auch einen Befehl, der jede Art

von bewaffneter Zuſammenrottung ſtreng unterſagte, und dem Commandanten der National-Garde ſo wie dem Maire befahl, ſolche mit Gewalt auseinander zu jagen. Der Miniſter des Innern las dieſen Beſchluß der National-Verſammlung vor, welche nun ihrerſeits ebenfalls deshalb zur Tagesordnung ſchritt. Noch an demſelben Tag, während die National-Verſammlung über das, was unter dieſen Umſtänden zu thun ſey, debattirte, verſammelten ſich Haufen Volks in dem Garten der Tuillerien, und ſprachen mit wilder Freude von dem Sturm, welcher den folgenden Tag auf das Schloß unternommen werden ſolle. Einige Stimmen unter ihnen ließen die abſcheulichen Worte ertönen: „Morgen müſſen wir vier Köpfe haben.“ An den Befehl der Departements-Verwaltung kehrte ſich niemand, und die Zuſammenrottungen und unruhigen Bewegungen dauerten in den Vorſtädten die ganze Nacht hindurch fort. Der furchtbare Santerre ſoll damals zu ſeinen etwas ängſtlich gewordenen Vertrauten geſagt haben: „Was haben wir zu fürchten? Die Nationalgarden geben kein Feuer auf uns, und der tugendhafte Pethion wird überall gegenwärtig ſeyn.“

Noch um Mitternacht (vom 19. auf den 20.) ſchrieb Pethion an die Departements-Verwaltung, und begehrte, daß man die bewaffneten Bürger der Vorſtadt St. Antoine und St. Marceau unter die Nationalgaede aufnehmen und ihre Zu-

ſammenrottungen für geſetzlich erklären ſolle. Es erfolgte aber darauf die Antwort, daß es bei dem gegebenen Befehl ſein Verbleiben habe. Ein zweiter Brief Pethions hatte keinen beſſern Erfolg. Nun gab er Befehl, daß die Nationalgarde alle Poſten beſetzen und die Wache am königlichen Schloſſe verdoppelt werden ſolle. Dieß war Alles, was er that, um die Ruhe der Hauptſtadt und die königliche Familie vor Gefahr zu ſichern. Er handelte ganz im Geiſte der Partei, welche durch Schrecken und Beſchimpfung Ludwig zur Niederlegung der Krone zu zwingen ſuchte, ohne ihm jedoch ein Leid zufügen zu wollen. Um 9 Uhr endlich rief er den Gemeinderath zuſammen, der auf ſeinen Antrag nun einen Beſchluß faßte, welcher gerade das Gegentheil von dem der Departements-Verwaltung war. Dieſer befahl der National-Garde, die ungeſtümen Bittſteller in ihren Reihen aufzunehmen — eine geſetzwidrige Handlung, welche ihm nachher auch zum Vorwurfe gemacht wurde. Indeſſen waren alle dieſe Maßregeln viel zu ſpät ergriffen worden, und blieben ohne Erfolg, da ſie nicht mehr befolgt werden konnten; denn die Menge der Aufrührer war ſchon zu einem furchtbar wogenden Strome angeſchwollen. Die Bewohner der Vorſtadt St. Antoine hatten ſich bereits mit Lanzen, Stachelſtöcken, Flinten, Keulen, Heugabeln, Säbeln, Beilen, Piſtolen und Senſen bewaffnet, in großer Anzahl verſammelt, und marſchirten, unter Anführung Santerre's und bei immer

neuem Zuwachſe, auf den Platz, wo die Baſtille geſtanden hatte. Um 11 Uhr kamen auch die Einwohner der Vorſtadt St. Marceau, mit ähnlichen Waffen und dreifarbigen Bändern auf den Hüten und Mützen, von einem ehemaligen Laquai, Namens Alexander, angeführt, daſelbſt an, und vereinigten ſich mit ihren Brüdern. Die Nationalgarde hatte ſich zwar gleichfalls verſammelt, aber ihre Streitkräfte alle in dem Palais-Royal vereinigt, um die Aufrührer zu verhindern, daſelbſt einzudringen, da man eine allgemeine Plünderung fürchtete. Es ſchien, als glaubten ſie mit dieſem glänzenden Bazar auch die Hauptſtadt zu retten, und daß deren Heil von dem Beſtehen deſſelben abhinge. Alle Kaufleute hatten ihre Läden und Magazine geſchloſſen, und waren neugierig dem furchtbaren Haufen gefolgt. Santerre übernahm nun in der Eigenſchaft eines Generals den Oberbefehl über das ganze wilde Heer, und ſtellte ſich, mit ſeinen Adjutanten und einer Abtheilung die Avantgarde bildend, an deſſen Spitze. — Während dieſer Zeit überlegten die verwaltenden Behörden, was für Maßregeln zu nehmen ſeyen, — und nahmen keine. Die Aufſeher der Abtheilungen begaben ſich in die National-Verſammlung, um derſelben anzuzeigen, daß — ihre Bemühungen, den Auflauf zu verhindern, vergeblich geweſen ſeyen. Nun trat aber der Anwalt Röderer auf, begehrte und erhielt das Wort. Er machte der Verſammlung bekannt, daß eine

ſehr große Anzahl Bürger ſich geſetzwidrig verſammelt habe, um, wie ſie vorgäben, das Andenken an den 20. Juni zu feiern, und zugleich der Verſammlung bewaffnet Bittſchriften zu übergeben, forderte aber dieſelbe auf, eine ſolche geſetzwidrige Handlung nicht zu dulden, brachte den Befehl in Erinnerung, daß die Bittſteller nicht die Zahl von zwanzig überſteigen ſollten, und endigte mit den Worten: „Heute können bewaffnete Bittſteller mit guten patriotiſchen Geſinnungen kommen; wer ſteht aber dafür, daß nicht morgen ein Haufen Meuterer unter demſelben Vorwande kommt, und was können Sie alsdann deſſen Verlangen entgegenſetzen, meine Herren?“ — Trotz der übeln Aufnahme, die ſeine Rede bei einem Theile der Verſammlung und den Gallerien fand, wurde ſie doch durch mehrere Deputirte unterſtützt. Aber Vergniaud und Guadet ſprachen für die Sache, indem ſie behaupteten, man könne dieſen Bittſtellern den Eintritt in die Verſammlung um ſo weniger verweigern, da man dieſelbe Gunſt ſchon früher andern bewaffneten Bürgern zugeſtanden habe. Nun kam ein Brief von Santerre an die Verſammlung an, in welchem er derſelben ankündigte, daß die Bürger, die man ſo verläumde, ſich nur verſammelt hätten, um den 20. Juni zu feiern, und bäten, vor die National-Verſammlung gelaſſen zu werden, um derſelben ihre Ehrfurcht zu beweiſen und ihre Feinde zu

beſchämen. — Noch debattirte man über die Zuläſſigkeit des Geſuchs, als der Präſident ankündigte, er habe ein Schreiben erhalten, welches ihn verſichere, daß die Zahl der Bittſteller achttauſend ſey. Da ſprang der Abgeordnete Calvet auf, und rief: „Es ſind ihrer achttauſend, und wir nicht einmal achthundert! laßt uns gehen!“ Nun rief man von allen Seiten Calvet zur Ordnung, und dem eben ſprechenden Ramond zu: er möge ſich beeilen, weil achttauſend Bürger warteten. Dieſer aber gab zur Antwort: „Und auf mich warten vierundzwanzig Millionen Franzoſen!“ Er wiederholte ſeine Gründe, warum man die Bittſteller nicht zulaſſen ſollte. Nun drang auf einmal eine Abtheilung dieſer bewaffneten Bürger in den Saal. Sogleich ſtanden faſt alle Deputirte unwillig auf, der Präſident bedeckte ſich und verlangte, daß ſie den Saal wieder verlaſſen ſollten. Die Eingedrungenen leiſteten Gehorſam und entfernten ſich. Hierdurch beſänftigt, willigte die Verſammlung nun ein, ſie zu empfangen. Hierauf trat eine Abtheilung vor die Schranken, und Einer unter ihnen las folgende Bittſchrift vor:

„Geſetzgeber! Das franzöſiſche Volk kommt heute, um euch ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen. Im Namen der Nation, welche die Augen auf dieſe Stadt geheftet hat, kommen wir, euch zu verſichern, daß das Volk bereit iſt, daß es ſich zu der

Höhe der Umſtände hinaufgeſchwungen hat, und ſich großer Mittel bedienen wird, um die beleidigte Majeſtät des Volkes zu rächen. Dieſe Mittel der Strenge ſind durch den zweiten Artikel die Erklärung der Menſchenrechte gerechtfertigt, denn es iſt Widerſtand gegen Unterdrückung. Es iſt ein Unglück für freie Leute, welche euch alle Gewalt übertragen haben, ſich in die grauſame Nothwendigkeit verſetzt zn ſehen, ihre Hände in das Blut der Verſchwörung tauchen zu müſſen. Die Stunde hat geſchlagen. Es wird Blut fließen, oder der Baum der Freiheit, welchen wir pflanzen wollen, muß im Frieden grünen. Es iſt Zeit, den zweiten Artikel der Erklärung der Menſchenrechte in Ausübung zu bringen. Ihr habt Männer unter euch, die vom heiligen Feuer des Patriotismus entflammt ſind; dieſe mögen reden, wir aber ſind bereit, zu handeln. Das Herz des Geſetzgebers muß jedem Privatintereſſe verſchloſſen ſeyn. Das Bild des Vaterlandes iſt die einzige Gottheit, die er anbeten darf. Sollte wohl dieſe Gottheit, die allen Franzoſen ſo heilig iſt, ſelbſt in ihrem Tempel Feinde haben? Sie mögen ſich nennen, die Freunde des Deſpotismus! Sie mögen ſich zu erkennen geben! Das Volk, der wahre Souverän, iſt hier, um ſie zu richten! Sie gehören nicht hieher; ſie mögen ſich nach Coblenz begeben, und das Land der Freiheit nicht länger mit ihrer Gegenwart beflecken! Dort, zu Coblenz, wird ihr Herz ſich erfreuen, — dort mögen ſie ihr Gift zubereiten, und gegen ihr

Vaterland, welches niemals zittern wird, Complotte ſchmieden! So ſprach Cicero im römiſchen Senate, als er den Verräther Catilina aufforderte, nach dem Lager der Verſchwornen zu wandern. Vollzieht endlich die Conſtitution und den Willen des Volkes, welches euch unterſtützt! Vereinigt euch! Handelt! es iſt Zeit. Das franzöſiſche Volk hat die Vorurtheile umgeworfen; es will frei bleiben; es will ſich von den Tyrannen befreien, die wider uns verſchworen ſind. Dieſe Tyrannen — ihr kennt dieſelben. Wohlan! Zaudert nicht länger! Die vollziehende Gewalt iſt nicht einig mit euch; wir brauchen keinen andern Beweis davon, als die Entlaſſung der patriotiſchen Miniſter. Das Glück eines freien Volkes kann nicht von dem Willen, von dem Eigenſinne eines Königs abhängen. Soll dieſer König einen andern Willen haben, als den Willen des Geſetzes? Das Volk will es, und ſein Kopf iſt wohl eben ſo viel werth, als der Kopf des gekrönten Deſpoten! Vor der ſtarken Eiche muß das ſchwache Rohr ſich beugen! Iſt die vollziehende Gewalt an der Unthätigkeit unſerer Armeen ſchuld, ſo werde ſie vernichtet! Das Blnt der Patrioten darf nicht fließen, um den Stolz und den Ehrgeiz des treuloſen Schloſſes der Tuillerien zu befriedigen. Ein einziger Menſch kann auf den Willen von fünfundzwanzig Millionen Menſchen keinen Einfluß haben. Wenn wir, in Rückſicht auf vergangene Zeiten, ihn auf ſeinem Poſten laſſen, ſo geſchieht es unter der Bedingung,

daß er denſelben der Conſtitution gemäß verſehe; wofern er ſich von derſelben entfernt, ſo iſt er nichts mehr für das franzöſiſche Volk. Wird man das Volk zwingen, ſich in den Zeitpunkt des 14. Juli zurückzuverſetzen, ſelbſt das Schwert zu ergreifen und mit einem einzigen Streiche die Beleidigung des Geſetzes zu rächen? Das Volk iſt da, es erwartet mit Stillſchweigen eine Antwort, die ſeiner Souveränetät würdig ſey.“

Dieſe Rede wurde von den Gallerien mit ungeheuerm Beifalle aufgenommen, und der Präſident antwortete, daß das Volk und die Nationalverſammlung nur Eins ausmachten, und man die Bittſchrift in Berathung nehmen werde. Nun trat Santerre hervor, und verlangte, daß man ſeiner Armee die Ehre erzeige, vor der Verſammlung defiliren zu dürfen, wozu er die Erlaubniß erhielt. Nun begann der Zug, von Santerre und dem Ex-Marquis Hurugues angeführt, einzutreten. Es waren nicht weniger denn dreißig- bis vierzigtauſend Menſchen, unter denen ſich eine Menge Weiber, Kinder, Freudenmädchen und Neger befanden. Unter den Männern erblickte man furchtbare Geſtalten und verzerrte, abſcheuliche Phyſiognomien; Viele hatten ſich die Geſichter mit Ruß ſchwarzgefärbt, um unkenntlich zu ſeyn und gräßlicher auszuſehen; Andere hatten ſich die Bärte wachſen laſſen, waren halb nackend und ſahen aus wie Wilde. Die Trommeln und Pfeifen, welche jede Abtheilung mit ſich führte,

machten ein ſcheußliches Getöſe im Saale, wozu noch ein wildes ohrenbetäubendes Geſchrei kam, welches dieſe Haufen ausſtießen und von den Gallerien beantwortet wurde. Auf ungeheuern Tafeln aufgeſchrieben trugen ſie die Rechte der Menſchheit, ſo wie auf Stangen zerriſſene und zerlumpte Beinkleider, welche die Fahne vorſtellten, denn das Wort Ohnehoſen (Sansculotte) war ſchon lange ein Ehrentitel und das Mot de ralliement (Vereinigungswort) des Volkes und die Parole der Jakobiner geworden. Die Meiſten hatten Piken, mit Lorbeeren bekränzt, und mitten im dichteſten Haufen trug ein Sansculotte ein blutiges Ochſenherz auf einer Lanze, über welchem auf einem Täfelchen das Wort „Ariſtokratenherz“ angebracht war. Während dieſer Zeit ertönte unaufhörlich das bekannte: „Ça ira! Les Aristocrates à la lanterne!“ bald mit ohrenzerreißenden Tönen kratzender Geigen, bald von Blasinſtrumenten accompagnirt. Weiber und Mädchen tanzten um die Tafeln, und abwechſelnd ſchrie man: „Es lebe die Nation! Es lebe die Verſammlung! Nieder mit dem Veto! Es lebe die Conſtitution! Tod allen Ariſtokraten und Tyrannen! Es lebe die Freiheit!“ Dabei ſchwenkten ſie Bänder, auf welchen die Worte ſtanden: „Freiheit oder Tod!“ — Die Gallerien jauchzten und klatſchten dieſem Zuge unaufhörlich Beifall zu, und ſtimmten patriotiſche Geſänge an. Die Nationalverſammlung verhielt ſich ernſt und ſtill; als ſie aber das geſpießte Ochſenherz er=

blickte, gab ſie ihren Unwillen zu erkennen, und das gräßliche Zeichen verſchwand, um jedoch bald wieder an den Thoren des königlichen Schloſſes zum Vorſcheine zu kommen. Drei volle Stunden währte dieſer Durchzug, dem einige Abtheilungen der Nationalgarde folgten, um Ordnung zu erhalten. Als die letzte Abtheilung aus dem Saale verſchwunden war, trat Santerre, eine Fahne in der Hand, noch einmal ein, und übergab dieſelbe der Verſammlung als ein Zeichen des Gehorſams und der Unterwürfigkeit des Volkes gegen dieſelbe. — Während dieſe Haufen durch den Verſammlungsſaal zogen, zeigten ſie ſich kaltblütig, und ſogar eine Gleichgültigkeit, die an Phlegma gränzte; ſobald ſie aber die Tuillerien wieder in's Geſicht bekamen, erneuerte ſich ihre Wuth und ſtieg mit jedem Augenblicke.

Im Schloſſe hatte man ſchon früh die Nachricht erhalten, daß die größte Gefahr vorhanden ſey, daß der Pöbel das Schloß ſtürmen wolle, und daß von nichts anderem geſprochen werde, als von der Ermordung des Königs und ſeiner Familie. Als endlich der Zug ſich in Bewegung geſetzt hatte, und ſich dem Schloſſe näherte; da folgten die Unglücksboten mit füchterlicher Schnelligkeit auf einander, und immer war die Erzählung desjenigen, der zuletzt ankam, noch gräßlicher als die ſeines Vorgängers. Alle Bewohner des königlichen Schloſſes zitterten vor Schrecken, und bereiteten ſich zum Tode. Die Königin fiel

in Ohnmacht; die Hofdamen weinten, jammerten und verſteckten ſich ſo gut ſie konnten; die Miniſter nebſt den übrigen Hofbedienten verſammelten ſich um die Perſon des Königs, in der Abſucht, dieſelbe gegen den Pöbel zu vertheidigen, und mit dem Könige zugleich zu fallen. Nur der König allein blieb unbegreiflich kaltblütig und ruhig; eine Kaltblütigkeit, die man beinahe für Unempfindlichkeit halten ſollte, weil ſie nicht mit Kraft, nicht mit Entſchloſſenheit, nicht mit Gegenwart des Geiſtes verknüpft war. Von ſeinen Gegenanſtalten gegen den Angriff, der dem Schloſſe bevorſtand, von ſeinen Befehlen, hieng ſein Leben, das Leben ſeiner Familie, das Leben ſeiner treuen, um ihn verſammelten Diener ab; es hieng davon die Erhaltung der königlichen Würde ab, die der König, ſelbſt mit Gefahr ſeines eigenen Lebens, zu vertheidigen verpflichtet war: dennoch gab er keine Befehle. Er erwartete ruhig das anrückende Geſindel; er hörte in ſtumpfer Unthätigkeit das gräßliche Geſchrei des anrückenden Pöbels, das Geklirre der mörderiſchen Waffen, mit denen derſelbe in ſeine Zimmer einzudringen, und ihn, nebſt den Seinigen, zu vernichten drohte.

Indeß ſchrieb der Miniſter der innern Angelegenheiten, welcher einſah, daß es unnütz ſeyn würde, ſich an den Bürgerrath zu wenden, weil derſelbe den Aufruhr begünſtigte, eiligſt an die Aufſeher der Abtheilung, und bat um Truppen

zur Vertheidigung des Schloſſes. Sogleich wurden Befehle ertheilt, daß die Bürgermiliz dahin marſchiren ſollte. Mehrere Bataillon kamen nach den Tuillerien, und nunmehr machten die Miniſter Anſtalten, das Eindringen des Volkes zu verhindern. Eine ſtarke Wache mit Kanonen wurde an die Eingänge des Gartens der Tuillerien und an die Drehbrücke geſtellt; eine dreifache Reihe von Bürgerſoldaten beſetzten die ganze Seite des Schloſſes, die nach dem Garten zu geht; an dieſe Reihe ſchloſſen ſich zwei andere Reihen ſo an, daß ſie mit der erſten rechte Winkel bildeten, und daß die drei Reihen vereinigt ein Viereck ausmachten, deſſen vordere Seite offen blieb, und mit geladenen Kanonen bepflanzt wurde. Die Schweizer beſetzten in Gemeinſchaft mit einem Detaſchement der Bürgermiliz, die Zimmer und Treppen des Schloſſes. Auf dem Carouſſelplatze, vor dem Schoſſe, machten die Gensd'armen, mit einem Theile der Bürgermiliz vereinigt, ein Bataillon Carré, an welchem die Miliz zu Pferde die eine Seite beſetzt hielt. Auch der Schloßhof war mit bewaffneter Mannſchaft angefüllt, und an die wichtigſten Poſten wurden geladene Kanonen geſtellt, ſo daß es den Anſchein hatte, als ob ein jeder Angriff unmöglich anders als zum Nachtheile der Angreifenden ausfallen könnte. Die Reiterei der Gensd'armen, welche vor dem äuſſerſten Hofe in Schlachtordnung ſtand, und beſtimmt war den erſten Angriff zurückzutreiben, belief ſich auf dreitauſend Mann.

So wie der Haufen aus dem Verſammlungs-ſaale herauskam, zog er dem königlichen Schloſſe zu. Er fand aber wider Erwarten alle Zugänge beſetzt. Anfänglich verſuchte er, von dem Platze Ludwig XV. über die Drehbrücke in den Garten einzudringen; allein die daſelbſt poſtirte National-garde that ihre Pflicht. Sie hatte die Kanonen ſo geſtellt, daß dieſelben den Eingang in den Garten und den ganzen Platz Ludwigs XV. voll-kommen beſtrichen. Der Pöbel zog daher von hier ab, und ſuchte von einer andern Seite in den Garten einzudringen. Längs der Seine ging der Zug herauf nach dem Thore des Gartens, welches dem Pont-Royal gegenüber liegt. Hier drängte ſich der Haufe auf das Thor zu, wel-ches verſchloſſen war, und von viertauſend Mann Bürgerſoldaten bewacht wurde. Dieſe leiſteten keinen Widerſtand. Ohne daß ein einziger Schuß fiel, wurde das Thor aufgeſprengt, der wüthende Pöbel ſtürzte hinein und verkündigte den Schloß-bewohnern ſeine Ankunft durch ein gräßliches Siegsgeſchrei.

Die Nationalgarde ſtellte ſich vor dem Pal-laſte in Schlachtordnung, um dem Pöbel den Ein-gang in denſelben zu verwehren. Vor dieſer Fronte marſchirte die bewaffnete Schaar, von Santerre an-geführt, auf und nieder. Die Nationalgarde, weit entfernt, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ſchwenkte ihre Fahnen zum Beweiſe der Freund-

ſchaft und Brüderlichkeit. Nur die Grenadiere der Nationalgarde, welche an dem einen Flügel ſtanden, weigerten ſich, ihre Fahnen zu ſchwenken, und drohten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Anführer des Pöbels, commandirten: „Rechts um!“ marſchirten ab, ließen den Haufen einige Schwenkungen im Garten machen, und zogen wieder durch eben das Thor heraus, durch welches ſie hineingekommen waren, um den Angriff auf das Schloß von einer andern Seite zu verſuchen, nämlich von der Seite des Carouſſelplatzes.

Dieſe Seite war, wie oben bereits erzählt worden iſt, am ſtärkſten beſetzt, und ſchien ganz unangreifbar zu ſeyn, weil ſich hier die Reiterei der Gensd'armen befand. Allein dieſe Gensd'armen thaten gar keinen Widerſtand; ſie theilten ſich zu beiden Seiten, machten dem andringenden Pöbel Platz, ſchütteten das Pulver von den Zündpfannen ihrer Gewehre auf die Erde, zerriſſen ihre Patronen, warfen Pulver und Blei weg, ſchwenkten ihre Hüte und riefen: „Hoch lebe die Nation!“ Vergeblich bemühte ſich der General, de Rulhières, unter deſſen Anführung dieſe Truppen ſtanden, ſie zum Gehorſam zurückzubringen, ſie weigerten ſich ſchlechterdings, dem Pöbel Widerſtand zu leiſten; dieſer drang daher gerade vorwärts nach dem Schloßthore zu.

Nun

Nun verlangten ſie, daß man ihnen das Thor, welches auf die Terraſſe der Feuillants ging, öffnen ſollte; da man dieſes verweigerte, ſo begaben ſich drei Municipalbeamte, René, Sauveur und Mouchet, in das Schloß, und verlangten den König zu ſprechen; man ließ ſie vor, und Mouchet verlangte von dem Monarchen, daß man friedlich geſinnte Bürger, welche unter dem Schilde des Geſetzes marſchirten, und nur der Nationalverſammlung eine Bittſchrift hätten übergeben wollen, die Erlaubniß ertheilen möge, über die Terraſſe der Feuillants zu marſchiren, um ſich von da über den Carouſſelplatz in die verſchiedenen Straßen zu zerſtreuen.

Der König ging in die Falle und ſagte: „Handhaben Sie das Geſetz und verſtehen Sie ſich mit dem General-Commandanten der Nationalgarde. Halten Sie es für nöthig, ſo laſſen Sie die Thore der Terraſſe der Feuillants öffnen; laſſen Sie die Bürger längs dieſer Terraſſe defiliren, und zum Thor des Marſtalls hinausmarſchiren. Verhüten Sie, meine Herren, daß die öffentliche Ruhe geſtört werde; Ihre Pflicht befiehlt Ihnen, darüber zu wachen.“

Mouchet ließ nun dieſes Thor öffnen und in einem Augenblick ſtürmten die friedlichen Bürger herein, defilirten unter den Fenſtern des Schloſſes an der Nationalgarde vorbei, indem ſie ſchrien:

„Nieder mit dem Veto! Es lebe die Nation und die Sansculotten! Wir brauchen keinen König, wir brauchen keinen Vielfraß, der jährlich 25 Millionen verzehrt.“ Nun zogen ſie durch den Garten ab, gegen den Pontroyal, längs den Quai hinauf, gingen durch die Gewölbe des Louvres und ſtellten ſich wieder auf dem Carouſſelplatz, dem Hauptthor gegenüber, auf. Hier unterſagten einige Gemeindebeamten dem Volke den Eintritt, und es ſchien auf deren Zureden nicht abgeneigt, ſich zu entfernen. In dieſem Augenblick aber kömmt Santerre, läßt eine Kanone vor das Thor pflanzen, und zwei der Municipalbeamten, über deren Namen man nicht einig war, (Lacretelle behauptet, es ſeyen Panis und Sergent geweſen, welche ſich ſpäter bei den September-Mordthaten ſo auszeichneten) redeten die aufgeſtellte Nationalgarde an, und beſchworen ſie, kein Bürgerblut zu vergießen, um einige Verräther zu retten, die man nicht ermorden, ſondern denen man nur eine heilſame Lection geben wolle, und befahlen endlich, daß man dem ſouverainen Volk, welches unterdeſſen ſchon mit Beilen und Hämmern Gitter und Thore einſchlug, öffnen ſollte. Jetzt ſtürzte die zügelloſe Menge in das Schloß, und vertheilte ſich auf allen Treppen, in allen Corridors, Vorhallen und Gängen deſſelben, indem ſie das Geſchrei ertönen ließ: „Man liefere uns die Köpfe des Herrn und der Madame Veto aus!“ Der Pöbel ſchleppte mit den Händen eine geladene Kanone

die Treppe herauf, und richtete dieſelbe auf einem Ruheplatze der Treppe gegen die verſchloſſene Thüre des königlichen Zimmers, in der Abſicht, dieſe Thüre einzuſchießen. Da aber Einige unter ihnen dieſes nicht zugeben wollten, und darauf beſtanden, daß kein Schuß geſchehen ſolle, ſo wurde beſchloſſen, die Thüre mit Aexten einzuhauen. Bei dem erſten Hiebe, der in die Thüre geſchah, ſtellten ſich der Kammerdiener, Herr v. Septeuil, der Kammerherr Aubier, der Commandant der Nationalgarde, Acloque, der Bürgerſoldat Carot, uud die Herren Guingerlot, Vinfras und de Bougainville neben den König mit bloßem Degen, um ihn zu vertheidigen. Zweimal befahl ihnen der König, den Degen einzuſtecken. Sie gehorchten. Da indeſſen das Geſchrei des Pöbels immer lauter wurde, da bereits mit der Axt eine kleine Oeffnung in die Thüre gemacht war, ſo ſagte der König: „Her zu mir, Grenadiere! kommt her, macht, daß die Thüre geöffnet werde. Ich will ihnen entgegen gehen, ich will verhüten, daß ſie die Thüre mit Gewalt aufbrechen.“ Der König ging auf die Thüre zu, die Grenadiere öffneten dieſelbe, während dem Könige die Splitter von dem zerſchmetterten Holze ſchon vor die Füße flogen. In dem Augenblicke, da die Thüre aufging, hätte eine Picke, welche gegen dieſelbe von Außen gerichtet geweſen war, den König durchbohrt, wenn nicht der Operntänzer und Kanonier unter der Natio-

nalgarde, Joly, herbeigeſprungen wäre und das Mordgewehr mit der Hand abgelenkt hätte.

Nun drang der Pöbel mit Gewalt in das Zimmer. Diejenigen, welche nachfolgten, ſtießen die zuerſt Eingedrungenen mit Ungeſtümm vorwärts und auf den König zu, welcher hierdurch bis hinten in das Zimmer zurückgedrängt wurde, wo er ſich an ein Fenſter ſtellte. Die Schweizergrenadiere, welche auf Befehl des Königs die Thüre geöffnet hatten, verließen ihn nicht, ſondern ſtellten ſich neben ihn und vor ihn. Der König aber lehnte ſich an Acloque. Die Prinzeſſin Eliſabeth, die Schweſter des Königs, ſtellte ſich, von Herrn von Marcilly unterſtützt, an ein Fenſter, nahe am Eingange des Zimmers, ſo daß alle diejenigen, welche herein traten, vor ihr vorbeigehen mußten, wenn ſie an die Stelle kommen wollten, an welcher der König ſich befand. Bald nachher ſtellte ſich der König hinter eine Bank, die bei dem Fenſter ſtand, und Acloque ſetzte ſich vor den König, ſo daß ſein Kopf die Bruſt des Königs bedeckte und beſchützte.

Derjenige Theil des Pöbels, welcher zuerſt in das Zimmer gedrungen war, blieb ganz ruhig, und begnügte ſich damit, den Monarchen neugierig anzugaffen; ſie ſchienen verwirrt, verwundert und beſtürzt darüber zu ſeyn, ſich ſo nahe bei ihrem Könige zu befinden. Bald aber traten

einige Menſchen unter dem Haufen hervor, die den König mit unverdienten Vorwürfen überhäuf⸗ten, ihm die geballte Fauſt vorhielten, und ihm in das Geſicht ſchrieen: ſein Maaß ſey voll, und er würde nächſtens ſein Haupt auf das Schaffot tragen. Der König antwortete: „Bedürfte es zum Wohle Frankreichs weiter nichts als meines Kopfes, wie gerne wollte ich denſelben zum Opfer bringen!“ Ungerührt von dieſen väterlichen Wor⸗ten, rief der Pöbel: „an die Laterne! an die Laterne!“ Ein Pickenträger unter dem Haufen hatte ſogar die Frechheit, mit ſeiner Picke gerade auf den König loszugehen; allein einer von den Grenadieren, Namens Canolle, wandte glück⸗lich den Stoß ab, wobei er an der Hand ver⸗wundet wurde. Er ergriff den Meuchelmörder, warf ihn vor dem Könige auf die Knie nieder, hielt ihn feſt und nöthigte ihn zu rufen: „Hoch lebe der König!“ Der Pöbel erſchrack über eine ſo kühne That und wurde ruhig.

Hierauf ſagte ein Grenadier der Bürgermiliz (ein Kaufmann, Namens Goſſe), welcher be⸗merkte, daß der König durch jene ſchändliche Handlung tief erſchüttert war: „Sire! fürchten Sie Sich nicht.“ — „Ich mich fürchten?“ er⸗wiederte der König, „ein rechtſchaffener Mann, der ſeine Pflichten erfüllt, kennt weder Furcht noch Gewiſſensangſt.“ — Bald nachher ergriff der König die Hand dieſes Grenadiers, drückte dieſelbe auf ſein Herz und ſprach: „Fühle, ob

es ſchneller ſchlägt.“ — „Nein, Sire, antwortete der Grenadier, es ſchlägt nicht ſchneller, es zeigt nicht die mindeſte Furcht an.“ — „Wohlan! ſprach Ludwig, ſo furchtlos iſt der König der Franzoſen, weil er ſich mitten unter Franzoſen befindet!“

Gentil und Septeuil gingen indeſſen unter dem Volk herum und riefen: „Habt Ehrfurcht vor eurem Könige, der gütig genug iſt, ſich hier unter euch aufzuhalten und euch anzuhören.“ — Dieſe Worte ſchienen einigen Eindruck zu machen, wenigſtens dauerte die Ruhe im Zimmer noch eine Zeitlang fort.

Indeſſen drangen mehr als zehntauſend Menſchen nach und nach in das Schloß und beſetzten Zimmer, Treppen, Zugänge, Fenſter, Dächer und Balkons deſſelben. Von allen Seiten wurde in den Pallaſt eingebrochen. Einige ſtiegen oben auf das Dach und richteten über dem Schornſteine eine hohe Stange auf, worauf ein Paar zerriſſene Beinkleider befeſtigt waren, gleichſam als ein Sinnbild des Sieges, den die Sansculotten über das Königthum davon getragen hätten.

Jemehr die Menge des eindringenden Pöbels in dem Pallaſte zunahm, deſto größer wurde der Lärm, deſto wüthender das Geſchrei. Die Anſtifter des Aufruhrs waren unaufhörlich bemüht, das Volk aufzubringen. Sie riefen: „Weg mit dem Veto! Genehmigung der beiden Decrete! Wir wollen die drei patriotiſchen Miniſter wieder haben!“ und der Pöbel wiederholte dieſes Ge-

ſchrei, wobei die Waffen an einander geſchlagen wurden, ſo daß das Geklirre derſelben in dem Zimmer, in welchem ſich der König befand, deutlich gehört werden konnte. Unter den Mitteln, die man anwandte, um den Pöbel in Wuth zu bringen und ihm vorzuſchreiben, was er thun ſolle, waren einige ſehr ſonderbare, die aber ihre Wirkung nicht verfehlten. Es wurden an hohen Stangen große, weiße Tafeln getragen, an denen geſchrieben ſtand: „Genehmigung oder Tod!“ Eine Flugſchrift von einigen Blättern, welche am Tage vorher zu dieſem Zwecke gedruckt worden war, und den Titel führte: „Die Verrätbereien Ludwigs des Sechszehnten,“ wurde in großer Menge umſonſt ausgetheilt. In der Verwirrung konnte zwar niemand das Blatt leſen; allein man las den Titel, und dies war hinreichend.

Nun las man dem König eine Bittſchrift vor, welche faſt nichts als Schmähungen gegen ihn enthielt. Er antwortete mit Mäßigung und Feſtigkeit auf dieſelbe, indem er ſeinen Eifer für die Conſtitution wiederholt verſicherte, und erklärte, daß er keine andere Rechte haben wolle, als die, welche ſie ihm verlieh, und es entſpann ſich deßhalb ein ziemlich friedliches Geſpräch zwiſchen ihm und einigen Häuptern des Aufſtandes. Bougainville hatte den König klugerweiſe unter eine Fenſterhalle gebracht; Nationalgarden und einige ſeiner treueſten Anhänger umgaben ihn, als Sansculotten verkleidet, um ihn zu ſchützen: er ſaß auf einem Stuhl, den man auf einen

Tiſch geſtellt hatte, damit er freier athmen, und vom Volke geſehen werden konnte. Niemals hatte Ludwig mehr Muth gezeigt, als an dieſem Tage; er antwortete fortwährend denen, die mit großem Geſchrei die Beſtätigung der beiden Beſchlüſſe begehrten, daß dies nicht die Art und Weiſe ſey, ſie von ihm zu verlangen. Immer neue Haufen drängten ſich nun in die königlichen Gemächer, und in das Zimmer, wo der König ſaß, — unter ihnen der Fleiſcher Legendre mit einer Abtheilung der roheſten und wildeſten Menſchen. Einer von dieſen, von ſehr übelm Ausſehen, (Montjoie behauptet, es ſey Mouchet geweſen) hielt dem König auf einem Stock das Symbol der Freiheit, die rothe Mütze hin, indem er ihm zuſchrie, er ſolle ſie aufſetzen, welches der Monarch zur größten Zufriedenheit der Menge that, welche ihm nun Beifall klatſchte und Vivat zurief. Andere ſchrieen: „Er that recht daran, die Mütze aufzuſetzen, ſonſt wäre es ihm ſchlecht ergangen, und wenn er die Decrete gegen die Pfaffen und das wegen der 20,000 Mann nicht beſtätigt, ſo kommen wir alle Tage wieder, und werden uns ſchon zu fürchten machen wiſſen.“ Ein halbtrunkener Menſch reichte ihm, da er vor Hitze und Durſt faſt erſtickte, eine halb gefüllte Weinflaſche hin, die er ohne Bedenken nahm und aus der er trank. Einer aus ſeiner nächſten Umgebung nahm ihm die Flaſche ab, und ſagte, gleichfalls daraus trinkend: „Ich will jede Gefahr mit meinem Könige theilen!“ — Der

Fleiſcher Legendre hatte ſich bis zu dem Monarchen hingedrängt und ihn mit dem Worte Monſieur angeredet. Hier hatte der König Unwillen und Erſtaunen bezeugt; als Legendre dies bemerkt hatte, fuhr er fort: „Ja, Monſieur, Sie müſſen und ſollen uns hören, dazu ſind Sie da. Für was bezahlen wir Sie mit dem ſauern Schweiß unſerer Arbeit, indem wir uns und den Unſrigen oft das Nöthigſte entziehen müſſen, um Ihre Tagdiebe zu ernähren! Sie ſind ein Verräther . . .“ In dieſem Tone ging die Anrede fort. Bald darauf erhielt er noch eine heftigere Aufforderung, die Decrete zu beſtätigen. Er antwortete aber mit Feſtigkeit: „Nein, eher den Tod!“ Dies Benehmen blieb nicht ohne Wirkung auf den Haufen. — Ueberall ſah man nur die gräßlichſten und blutdürſtigſten Bilder als Trophäen aufgeſtellt. Die Erklärung der Rechte der Menſchen war auf einer Kanone angebracht, ein Laternenpfahl und eine Guillotine, die jetzt gebräuchlichen Mord-Inſtrumente zu geſetzloſen und geſetzlichen Hinrichtungen, hatte man dem Könige gegenüber geſtellt, mit der Aufſchrift: „Juſtiz für die Tyrannen.“ Auch das Ochſenherz und andere Embleme waren wieder zum Vorſchein gekommen.

Die Auftritte, welche während dieſer Zeit bei der Königin Statt fanden, waren nicht minder gräßlich und ſchimpflich. Die ganze Familie hatte ſich in einem Zimmer befunden, als die

erſten Beilhiebe gegen die Thüre fielen. Acloque, Chef der zweiten Legion der Nationalgarde, war ungeſtüm hereingetreten und hatte den König beſchworen, ſich ſogleich dem Volke zu zeigen, worauf ihm dieſer, ohne ſich zu bedenken, in das nahe Gemach gefolgt war, gegen welches die erſten Hiebe gerichtet waren. Die Prinzeſſinn Eliſabeth war ihm nachgeeilt, aber die Königinn war ſo ſehr mit ihren Kindern beſchäftigt, daß ſie ſeine Entfernung gar nicht bemerkt hatte. Bald aber erfuhr ſie die große Gefahr, in welcher der König ſchwebte, ſo wie ſeine Schweſter, welche ein großer Theil des Haufens für die Königinn hielt, die nur wenige Getreue zu ihrer Vertheidigung hatte. Einige Zeit ſchwankte Marie Antoinette, ob ſie ihrem Gatten folgen, oder bei ihren Kindern bleiben ſolle. Als ſie aber die ſich immer mehrende Gefahr erfuhr, in welcher erſterer ſchwebte, wollte ſie ihm durchaus folgen, und erklärte, ſein Schickſal theilen zu wollen. Ihre Umgebungen, die ſchöne Prinzeſſinn Lamballe, die Prinzeſſinn von Tarent, die Damen Roche-Aymond, Tourzel und Mackau, waren um ſie, und ſuchten ſie von dieſem Vorhaben abzubringen; allein ſie beſtand darauf, indem ſie ſagte: „mein Platz iſt bei dem König.“ — „Er iſt bei Ihren Kindern,“ antworteten die Herrn Deſſonville und Choiſeul Stainville. Nichts deſto weniger ging die Königinn mit ſchnellen Schritten auf das Zimmer des Königs zu. Herr Aubier trat der Monarchinn in den Weg, verſchloß die

Thüre, ſtellte ſich vor dieſelbe und ſagte: „Ew. Maj., ich darf Sie nicht hinaus laſſen.“ — „Ich will hinaus, ich muß hinaus, antwortete die Königin, ich muß mit meinem Gemahl umkommen; ich will an ſeiner Seite ſterben. Iſt doch meine Schweſter Eliſabeth bei ihm.“ Mit dieſen Worten griff die Monarchin Aubier an, und war eben im Begriffe ihn wegzuſtoßen, als Rougeville ihr zu Füßen fiel und zu ihr ſagte: „Ew. Majeſtät, hören Sie doch auf Ihre Kinder, hören Sie das Weinen derſelben, ihr dringendes Bitten.“ Die Kinder fielen ebenfalls ihrer Mutter zu Füßen, und flehten ſo rührend, daß die Königin ihr Vorhaben aufgab, ganz matt und hinfällig wurde, und ſich ohne den mindeſten Widerſtand in den inneren Theil des Pallaſtes führen ließ, wo ſie kaum angekommen war, als ſie in Ohnmacht fiel. Nachdem ſie wieder zu ſich gekommen war, ſtellte ihr Aubier vor, wie unmöglich es ſeyn würde, durch einen Haufen bewaffneten und gegen ſie aufgebrachten Pöbels — 10,000 Menſchen ſtark — zu dringen; wie ſie entweder ermordet, oder in dem Gedränge erſtickt werden würde, ehe ſie noch zum Könige kommen könnte; und wie der König ſelbſt dadurch in Gefahr gerathen könnte, indem er ſich gewiß durch das Gewühl der Piken ſtürzen würde, um zu ihr zu kommen. Herr de Chambonas unterſtützte dieſe Vorſtellungen, und die Monarchin ließ es ſich gefallen, daß man ſie, nebſt ihren Kindern, in das Zimmer des Dauphins brachte.

Noch nicht lange hatte ſich die Königin hier befunden, als ein raſendes Geſchrei den Pöbel ankündigte, der die Monarchin von Zimmer zu Zimmer aufſuchte, und ſie umzubringen drohte. Das Paradezimmer des Königs, die Gallerie und die Säle der Königin waren bereits vergebens durchſtrichen worden. Mit jedem neuen Zimmer, in welchem der Pöbel die Monarchin zu finden hoffte, und nicht fand, nahm ſeine Wuth zu; und als endlich ein Menſch die Nachricht brachte, daß ſich die Königin in das Zimmer des Dauphins zurückgezogen hätte, wurde ſogleich der Anfang gemacht, die verſchloſſene Thüre des Spielſaals, welche zu dieſen Zimmern führte, mit Aexten einzuhauen.

Sobald die Königin dieſen Lärm hörte, floh ſie aus dem Zimmer des Dauphins in den Saal des königlichen Staatsrathes. Hier ſchob der Kriegsminiſter Lajarre den großen Tiſch, an welchem die Miniſter zu ſitzen pflegten, quer vor die Thüre, doch ſo, daß ein Zwiſchenraum zwiſchen der Tafel und der Thüre blieb. In dieſen Zwiſchenraum vor dem Tiſche wurde eine doppelte Reihe von Bürgerſoldaten der Section von St. Thomas geſtellt. Eine andere vierfache Reihe verſchloß die Ausgänge an beiden Enden. Hinter den Tiſch ſtellte ſich die Königin mit ihren Kindern, und die Hofdamen, die Prinzeſſin von Lamballe und von Tarent, die Frau von La Roche Aymont, von Mailhe, von Tourzel, von

Gineſtons, von Duras und von Chimay. Die beiden letztern hatten ſich außer dem Schloſſe befunden, als der Pöbel nach demſelben hinzog. Sobald ſie aber hörten, daß ſich die Königin in Gefahr befinde, waren ſie, in gemeine Weiber verkleidet, durch die Menge gedrungen und unerkannt bis zur Königin gekommen, um die Gefahr mit ihr zu theilen. Den Dauphin ſtellte die Königin vor ſich auf den Tiſch und hielt ihn in ihren Armen. In dieſer Stellung wurde das Pariſer Volk erwartet, welches auch bald nachher mit Beilen und Keulen die verſchloſſene Thüre des Saales einſchlug. Sobald der Pöbel die Königin erblickte, brach er mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen, Drohungen und Schimpfwörtern gegen ſie los. Die Weiber zeichneten ſich hierbei vorzüglich aus. Eines derſelben, eine Furie, bot der Monarchin, unter den kräftigſten Flüchen, eine rothe Mütze, eine Nationalcocarde und einen Pack dreifarbiger Bänder an. Herr von Vittinghof nahm dieſe Sachen zu ſich, und überreichte der Königin die rothe Mütze. Sie ſetzte dieſelbe einen Augenblick auf ihren Kopfputz, und nachher auf den Kopf des Dauphins. Die Nationalcocarde befeſtigte ſie, vermittelſt einer Stecknadel, an ihrer Bruſt.

Die Weiber brachten eine Menge Dinge herbei, die ſie vor der Königin auf den Tiſch legten. Darunter befand ſich ein Beil, ein Bündel Ruthen mit der Aufſchrift: „Für Antoinette,“

ein von Holz geſchnittener Galgen, woran ein Strick mit einer Puppe befeſtigt war, unter welcher geſchrieben ſtand: „An die Laterne mit Marie Antoinette!“ Auf einem Brette war ein Ochſenherz angenagelt, bei welchem die Worte ſtanden: „Herz Ludwigs XVI.“ Auf ein anderes Brett hatte man zwei Ochſenhörner genagelt, unter welchen beißende Inſchriften zu leſen waren. Ferner hatten ſie auf einem Brette ein Stück friſches Fleiſch, welches in Geſtalt eines Herzens geſchnitten war. Die ſchändlichen Worte, welche bei dieſer Gelegenheit ausgeſtoßen wurden, übergehen wir mit Stillſchweigen, um das Gefühl unſerer Leſer nicht zu beleidigen. Die Königin ſchien ziemlich gefaßt, doch ſchien ſie heftig bewegt. Sie ſagte: „Ich habe ſtets die Franzoſen geliebt; ich bedaure die Verirrung des Volkes; doch liebe ich es zu ſehr und denke zu gut von ihm, als daß ich mir vorſtellen könnte, daß es ſtrafbare Abſichten haben ſollte.“ Bei dieſen Worten fielen einige Thränen über ihre Wangen, der Dauphin weinte und die Kronprinzeſſin ſchluchzte laut. Dieſem Anblicke waren ſelbſt die wilden Weiber nicht vermögend, zu widerſtehen. In einem Augenblicke waren ſie wie umgeſtimmt. Alle die abſcheulichen Dinge, die auf dem Tiſche lagen, wurden heruntergeworfen. Einige Weiber riſſen ſich aus Reue ſelbſt die Kopfzeuge ab; andere betheuerten, daß ſie bereit ſeyen, für die Königin ihr Leben zu laſſen, und riefen: „Hoch lebe die Königin! Hoch lebe der Dauphin!“

Eine der wüthendſten dieſer Furien hatte die Königin mit den ſchändlichſten und gemeinſten Schimpfwörtern überhäuft. Dieſe fragte nun dieſelbe, ob ſie ſie jemals geſehen habe? — das Weib ſchrie: „Nein!“ Nun fragte ſie: „Habe ich Ihnen denn perſönlich etwas zu Leide gethan?“ — die Antwort war wieder: „Nein! Aber,“ fügte ſie hinzu, „Sie ſind Schuld an dem Unglücke der Nation!“ — „Das hat man Ihnen geſagt,“ antwortete die Königin; „aber man hat Sie hintergangen! Als Gattin des Königs von Frankreich und als Mutter des Dauphins bin ich Franzöſin, und werde niemals mein Vaterland wiederſehen. Ich kann nur in Frankreich glücklich oder unglücklich ſeyn. Ich wäre glücklich, wenn ihr mich Alle liebtet.“ — Jetzt fing die Megäre an zu heulen, und bat um Verzeihung, indem ſie ſagte: „Ich habe Sie ja nicht gekannt; jetzt ſehe ich, daß Sie gut ſind.“

Unterdeſſen waren viele der Weiber und Männer, welchen der General Vittinghoff, der an dieſem Tage viel Schwäche zeigte, überall den Durchgang geſtattete, in die innern Gemächer gedrungen, verunreinigten und entehrten die königlichen Betten, brachen Commoden und Schränken auf, zerſchlugen die Möbeln, Spiegel u.ſ.w., und ſchrien: „Iſt dieß das Bett des dicken Veto? Der Herr hat ein viel ſchöneres Bett, als wir. Wo iſt denn der dicke Veto? Wir wollen ihn tödten! Nieder mit dem Veto! Es lebe die

Nation und die Freiheit!“ Vergebens ſuchten die beſänftigten Weiber ihnen Einhalt zu thun.

Bald erſchien ein neuer Haufe, Santerre an ſeiner Spitze. Ein lautes Geſchrei: „Hoch lebe Santerre! Hoch lebe die Vorſtadt St. Antoine! Hoch leben die Ohnehoſen!“ verkündigte die Ankunft dieſes Geſindels. Sobald ſich Santerre zeigte, bat ihn eine der Hofdamen um die Gefälligkeit, das Volk zu entfernen, weil die Hitze ſo unausſtehlich ſey, daß die Königin, wie er ſelbſt ſehe, der Gefahr einer Ohnmacht ausgeſetzt ſey. Ohne hierauf zu antworten, trat er an den Tiſch, lehnte ſich über denſelben, faßte die Königin ſcharf in's Auge, und ſprach mit lauter Stimme: „Madame! Seyn Sie unbeſorgt! Von mir haben Sie nichts zu befürchten; vielmehr würde ich Sie vertheidigen, wenn man Ihnen etwas zu Leide thun wollte. Allein das ſage ich Ihnen, daß Sie auf einem irrigen Wege wandeln, und daß, wofern Sie Sich nicht beſſern, man Sie bald überzeugen wird, daß Niemand ungeſtraft das franzöſiſche Volk hintergehen darf.“ — Die Königin ſah ihn mit dem ihr eigenen majeſtätiſchen Blicke an, und ſagte mit Unwillen und Verachtung: „Mein Herr! Ich weiß ſehr gut, daß ich nicht nach Ihnen das franzöſiſche Volk beurtheilen muß.“ — Santerre, ohne ſich hieran zu kehren oder darauf

auf zu antworten, wandte ſich zu den Vorſtädtern, die er anführte, und rief ihnen zu: „Brave Ohnehoſen! begebt euch hinweg. Ich muß für die Folgen des heutigen Tages ſtehen, darum beweist jetzt, daß ich Herr meiner Truppen bin!“ — Dann gab er ſeinen Schaaren Befehl zum Abmarſche, und Alle richteten ſich nach ſeiner Stimme. Er trieb den Einen, ermunterte den Andern, und drohte dem Dritten. Bei ſeinen Vorwürfen und Drohungen ſchienen ſie zu zittern.

Ehe Santerre *) ſich ſelbſt wegbegab, nahm er noch dem Dauphin die große rothe Mütze ab, welche ihm über die Ohren herabhing und bis an die Naſenſpitze reichte, indem er ſagte: „Mein Gott! das Kind erſtickt ja!“

---

*) Dieſer Santerre hatte einen hohen Wuchs, kräftige Muskeln und volle Formen. Seine rauhe Stimme, ſeine groben Manieren, ſeine, obgleich rohe, dennoch gewandte Beredſamkeit, waren ganz dazu geeignet, einen Volkshelden aus ihm zu machen. Auch übte er eine deſpotiſche Gewalt über die Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau aus, und leitete ſie ganz nach Willkühr. Er war eigentlich weder böſe noch grauſam; blindlings ging er in alle Verſchwörungen und Aufſtände ein, ohne weder ſich, noch ſeine Untergebenen der Ausführung derſelben ſchuldig zu machen. Ein Unglücklicher, gleichviel, von welcher Partei, rührte immer ſein Herz, und Thränen entwaffneten ihn.

Während von dieſen furchtbaren Auftritten die Hallen des Schloſſes erbebten, berathſchlagte man in der Nationalverſammlung, was zu thun ſey, und beſchloß endlich, eine Deputation zum Schutze der königlichen Familie nach den Tuillerien abzuſenden. Sehr weislich, und nicht, wie Lacretelle behauptet, um die Anführer zu verſtärken, ſuchte man zu dieſer Geſandſchaft lauter durch ihre Freiheitsliebe bekannte Männer und Gegner des Hofes aus; denn nur ſolche konnte bei dem Volke Eindruck machen und Gehör finden, während Royaliſten daſſelbe nur erbittert und zu größern Exceſſen angereizt haben würden. Vergniand, der Abbé Fauchet, Isnard, Merlin, Albitte, Bazire und Chabot wurden abgeſchickt, und erſchienen um halb ſechs Uhr des Abends in den Tuillerien. Sie hatten nicht wenig Mühe, bis zu dem Könige zu gelangen. Vergniaud hatte ſich auf die Schulter eines Grenadiers ſtellen müſſen, um geſehen und gehört zu werden. Als es Isnard endlich gelungen war, bis zu dem Könige zu dringen, ſprach dieſer einige Worte zu ihm, welche wegen des Tumults nicht gehört werden konnten, und als Vergniaud und Isnard ſie dem Volke wiederholen wollten, ſchrie daſſelbe: „Der König ſoll ſelbſt reden!“ — Nun ſprach der König:

„Ich werde jederzeit der Conſtitution ergeben ſeyn. Ich weiß, was für Pflichten ſie mir auflegt und was für Rechte ſie mir giebt. Ich

werde jederzeit das Wohl der Franzoſen zu befördern ſuchen. Dieß iſt aber nicht die Art und Weiſe, mir eure Bitte vorzutragen. Ich muß erſt euer Verlangen unterſuchen, um euch Antwort ertheilen zu können.“ Der Pöbel, mit dieſer Antwort unzufrieden, ſchrie von neuem: „Kein Veto, ſondern die Genehmigung der Decrete!“ Isnard und Vergniaud ſuchten den Pöbel zu beſänftigen, indem ſie das Verſprechen des Königs wiederholten und bekräftigten. Einer aus dem Haufen gab ihnen zur Antwort: „Wenn ihr zufrieden ſeyd, ſo ſind wir auch zufrieden, denn nur für euch und durch euch ſind wir hierher gekommen!“

Einige Deputirte, unter denen Merlin war, hatten ſich nun auch zur Königin begeben, um ſie in Schutz zu nehmen. Sie zeigte ihnen, in welchen Zuſtand man den königlichen Pallaſt verſetzt hatte, und wie beſchimpfend man mit ihrer Wohnung umgegangen war. Als ſie Thränen in Merlin's Augen ſah, ſagte ſie zu ihm: „Sie weinen, Herr Merlin, den König und ſeine Familie durch ein Volk ſo mißhandelt zu ſehen, das ſie immer glücklich machen wollten?“ — Merlin erwiederte: „Es iſt wahr, Madame, ich beweine das Unglück einer ſchönen Frau und gefühlvollen Familienmutter; aber mißkennen Sie mich nicht; hierbei iſt keine einzige Thräne für den König oder die Königin. Ich haſſe die Könige und die Königinnen; dieſer Haß iſt das einzige Gefühl,

welches ſie mir einflößen können; er iſt meine Religion.“ — Indeſſen that er doch ſein Möglichſtes, das Volk in Zaume zu halten, was ihm auch gelang. Die Nationalverſammlung ſandte nun alle halbe Stunden Abgeordnete, um von den weitern Vorfällen und dem Gange der Dinge beſtändig unterrichtet zu ſeyn und die nöthigen Maßregeln treffen zu können. Gegen ſieben Uhr ertönte auf einmal das Geſchrei: „Es lebe Pethion, der Freund des Volkes!“ Bald darauf erſchien der Maire im Saale, und eilte durch die wilde Menge, welche ihm Platz machte, bis zum Könige. Man beſchuldigte ihn, ſeine Pflicht ſchlecht erfüllt zu haben, indem er ſo ſpät gekommen ſey, um der Unruhe zu ſteuern. Er aber entſchuldigte ſich damit, daß er die Nachricht von dieſen Gewaltthätigkeiten erſt gegen fünf Uhr erhalten habe; eine halbe Stunde brauche er bei der größten Eile, um in das Schloß zu gelangen, und bis es ihm gelungen ſey, durch die Menge bis zu dem Könige zu kommen, ſey gleichfalls eine geraume Zeit verſtrichen; weßhalb er unmöglich habe früher kommen können. Hierauf ſagte er zum Könige in einem Tone, als ob derſelbe unter ſeiner Botmäßigkeit ſtände:

„Sire! Seyn Sie ruhig, Sie haben nichts zu befürchten. Ich ſtehe für Alles.“ — Der König antwortete mit ſichtbarem Unwillen: „Ich befürchte nichts, denn mein Gewiſſen iſt rein, und meine Pflichten habe ich erfüllt. Nur diejenigen

haben Urſache, ſich zu fürchten, die ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen haben.“

Als der König dieſe Worte geſprochen hatte, hob ein Mitglied des Bürgerraths, welches mit Pethion gekommen war, ſeine dreifarbige Schärpe in die Höhe, und rief: „Stille, Staatsbürger! ſtille, im Namen des Geſetzes!“ Alles wurde ſtille. Ein Kerl brachte einen Lehnſtuhl herbei, auf welchen Pethion ſich ſtellte und folgende Rede an die Menge hielt: „Staatsbürger! meine Freunde! Ihr habt bewieſen, daß Ihr ein Volk ſeyd, welches die Geſetze kennt und achtet. Fahret ferner fort, dem Geſetze unterthänig zu ſeyn. Begebt Euch jetzt hinweg, damit man nicht die Abſichten der Magiſtratsperſonen verläumde. Ich zweifle nicht, daß der König nur das will, was Euch nützlich ſeyn kann. Staatsbürger! ..... Staatsbürger! .....“ Der Lärm, welcher aufs Neue entſtand, verhinderte Pethion, ſeine Rede zu endigen.

Dieſen Lärm verurſachte ein Mann, der ſich, mit grimmigen Augen und wüthenden Geberden, durch das Volk drängte, um zu dem Könige zu gelangen. Als er nahe bei Pethion war, ſtellte man ſich ihm in den Weg, und verlangte, wenn er etwas vorzutragen hätte, ſo möchte er es durch den Maire thun laſſen. Dieſer, der mit einem Worte den Lärm hätten ſtillen können, ſtellte ſich als läſe er aufmerkſam in einem Papier, welches

er in der Hand hielt, und als bemerke er nicht, was um ihn her vorgehe. Der Mann drängte ſich mit Gewalt durch, ſtellte ſich vor den König, ſagte demſelben die gröbſten Schimpfwörter und endigte endlich mit folgender Anrede: „Sire! Das Volk hat mich hierher geſendet. Seine Geduld iſt zu Ende. Es iſt unzufrieden mit Ihnen. Sie haben es ſchon lange betrogen. Sie müſſen Sich erklären. Sagen Sie deutlich, ob Sie die Conſtitution umwerfen wollen . . .“ Der König hatte dem Menſchen anfänglich ruhig zugehört; aber bei dieſen Worten unterbrach er ihn unwillig: „Ich habe mich nie von dem Wege der Conſtitution entfernt. Eure Magiſtratsperſonen ſind hier; ſie mögen ſagen, ob es ſich anders verhält.“

Während der König noch ſprach, trat **Brunk**, an der Spitze einer Geſandtſchaft von der Nationalverſammlung, herein. Er betrug ſich mit Anſtand und Würde, ſtieg auf den Lehnſtuhl, auf welchem Pethion vorher geſtanden war, machte eine tiefe Verbeugung vor dem Monarchen, und ſprach: „Sire! Die Nationalverſammlung ſendet Ihnen vierundzwanzig von ihren Mitgliedern zu, um gewiß zu ſeyn, daß Ihre Freiheit nicht verletzt wird, und um mit Ihnen die Gefahr zu theilen, wenn Gefahr vorhanden iſt.“ — „Gefahr iſt nicht vorhanden, erwiederte der König mit einem freundlichen Geſichte, dennoch danke ich der Nationalverſammlung für ihre Beſorgniß.“

Es war jetzt acht Uhr des Abends. Der Saal war ſo voller Menſchen, und die Hitze ſo groß, daß man kaum Athem holen konnte. Ein Mitglied des Bürgerraths hob aufs Neue die dreifärbige Schärpe in die Höhe, und rief dabei mit durchdringender Stimme: „Staatsbürger! gehorcht dem Geſetze, und folgt demjenigen nach, der das Zeichen deſſelben trägt!“

Pethion wiederholte nun noch die Worte: „Volk! du haſt heute ganz deine Würde behauptet, keine Erceſſe haben dein erhabenes Benehmen verunglimpft. Aber die Nacht bricht herein, ihre finſtern Schatten könnten die Abſichten Uebelgeſinnter, die ſich unter dich ſchleichen, begünſtigen; darum, Volk, entferne dich.“

Die Menge begriff nun, daß man für heute nichts mehr von ihr wolle, und entfernte ſich ruhig, zum Theil auch mißvergnügt mit ſich ſelbſt und mit ihren Anführern. Die Girondiſten ſagten: „Das Volk war in Wahrheit heute erhaben.“ Die Royaliſten ſchauderten und erflehten die baldige Ankunft der Fremden, und die wüthendſten Jakobiner ſagten: „Das war ein Fehlſchuß.“ Es ſollte aber durchaus nur ein Schreckſchuß ſeyn, der indeſſen nicht die gehoffte Wirkung, die Abdankung des Königs, ja nicht einmal die Beſtätigung der Decrete, welche dieſen Aufrührern zum Vorwand diente, erreichte.

Vier lange Stunden hatten dieſe für den König ſowohl, als für ſeine Gattin ſo furchtbaren Auftritte gedauert. Als endlich das Schloß geräumt, und die letzten Haufen durch Santerre's Veranſtaltung abgezogen waren, begab ſich der König, noch immer mit der rothen Mütze auf dem Kopf, in ſein Zimmer (man hatte ihn, als das Volk in ſo großer Maſſe eindrang, zu ſeiner Sicherheit in einen geräumigen Saal gehen laſſen, wo man ihn unter der Fenſterhalle mit Bänken und Tiſchen gewiſſermaßen verſchanzt hatte). Seine Diener und einige wahrhafte Freunde, die keine feile Höflinge waren, und ihn auch in der höchſten Gefahr umgeben hatten, vereinigten ſich in dieſem Zimmer, um ihn zu tröſten und zu ſeiner Feſtigkeit Glück zu wünſchen. Unter ihnen war der faſt achtzigjährige Marſchall Mouchy, der ihn auch nicht einen Augenblick verlaſſen, und mit ſeinem Rohr mehrere dem Monarchen drohende Gefahren oder Beſchimpfungen parirt hatte; ferner der würdige Lamoignon de Malesherbes, den der Hof heute zum erſten Mal mit einem Degen umgürtet erblickte, und der trotz der Einfachheit der Manieren und Kleider als ein neuer Aligre unter den neuen Liguiſten erſchien. Auch der Kammerdiener von Septeuil, der Kammerherr Aubier, Bougainville, Acloque und noch einige andere hatten ſich mit Gefahr ihres Lebens höchſt verdient um die königliche Familie gemacht, und mit unſäglicher Mühe das Gedränge durchbrochen, um bald dem

König bald der Königin zu dienen und nützlichen Rath zu ertheilen. Auf der andern Seite hatten die Prinzeſſin Lamballe, die Damen Tourzel, Duzas, Maillé, Luynes ꝛc. nicht weniger Heldenmuth, bei der Beſchützung ihrer Gebieterin bewieſen. Aber vor allem war es die Prinzeſſin Eliſabeth, die Schweſter des Monarchen, welche einen wahrhaft übermenſchlichen Heroismus, Seelenſtärke und Geiſtesgegenwart bewieſen hatte; ſie war ihrem bedrohten Bruder auf dem Fuße von Fenſter zu Fenſter gefolgt, hatte ſich ſo zu ſagen an ſeine Ferſen gehängt; und als man ſie für die Königin ſelbſt hielt, und ihre Freunde dem Volk dieſen Irrthum, der ihr leicht das Leben hätte koſten können, benehmen wollten, hatte ſie es verhindert, indem ſie ſagte: „Laßt ſie dabei; es rettet meine Schwägerin.“

Nachdem Ludwig kaum in ſeinem Zimmer angekommen war, ſtürzte die Königin mit ihren Kindern an der Hand, und von ihren Damen umgeben, herein und ihm zu Füßen, und alle brachen in einen Strom von Thränen aus. Noch immer hatte der König, ohne es zu wiſſen, die rothe Mütze auf dem Kopfe und riß ſie, als man es ihm bemerkbar machte, unwillig herunter. Bertrand de Molleville ſagte aus dieſer Veranlaſſung: „Was die Freunde des Königs am meiſten ſchmerzte, war die Begebenheit mit der rothen Mütze, welche drei Stunden lang auf des Königs Kopf geblieben war. Ich erlaubte mir,

den Monarchen um einige Erläuterungen über dieſen Gegenſtand zu bitten, da dieſe Thatſache in einem ſo graſſen Contraſt mit dem außerordentlichen Muthe ſtand, den S. Majeſtät an dieſem ſchrecklichen Tage gezeigt hatte. Hier folgt deſſen Antwort: „Das Geſchrei, es lebe die Nation!“ ertönte mit ſolcher Heftigkeit um mich her und ſchien an mich gerichtet zu ſeyn, ſo daß ich antwortete: „Die Nation hat keinen beſſern Freund als mich.“ Da trat ein Menſch von ſehr übelm Ausſehen zu mir heran und ſagte: Wohlan, wenn Sie wahr ſprechen, ſo beweiſen Sie es, indem Sie die rothe Mütze aufſetzen. Ich will wohl, antwortete ich; hierauf kam einer oder zwei dieſer Menſchen auf mich zu, und ſetzte dieſe Mütze auf meine Haare, denn ſie war zu klein für meinen Kopf. Ich hielt mich, ich weiß nicht warum, überzeugt, ihre Abſicht ſey, die Mütze nur einen Augenblick auf meinem Kopf zu laſſen, und ſie dann wieder abzunehmen, und war ſo ſehr mit dem beſchäftigt, was um mich vorging, daß ich nicht mehr wußte, ob ich die Mütze noch aufhätte, oder ob ſie herabgenommen war. Selbſt in meinem Zimmer merkte ich es nicht eher, als bis man mir es ſagte. Ich war ſehr erſtaunt, ſie noch auf meinem Kopfe zu finden, was mir um ſo leider that, da ich ſie ohne alle Schwierigkeiten hätte gleich wieder abnehmen können. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn ich mich geweigert hätte, ſie auf meinen Kopf zu ſetzen, der

trunkene Menſch, der mir ſie darreichte, mir ſeinen Spieß in den Leib gerannt haben würde.“

Als das Schloß gänzlich geräumt war, ließ der König einen Friedensrichter holen, um den Zuſtand deſſelben zu beſichtigen und ein Protocoll darüber aufzunehmen, wobei zwei Magiſtratsperſonen als Zeugen dienten, woraus hervorging, daß viele Thüren mit Gewalt eingeſchlagen, viele Geräthſchaften zertrümmert, Spiegel, Porcellain, Getäfel ꝛc. zerſchlagen waren.

Viele Perſonen behaupteten, daß der Herzog von Orleans auch bei dieſem Aufſtand, ſo wie bei dem am 5. October, die geheime Triebfeder geweſen, was aber durchaus nicht der Fall war. Lacretelle äußert hierüber: man nahm Orleans zu Hülfe, um den Aufſtand mit ſeinem Golde zu bezahlen, aber nicht um ihn zu leiten; er war von allen Parteien ſchon zu ſehr verachtet, als daß man ihn anders, als zum bloßen Werkzeuge gebrauchen wollte. Indeſſen diente dieſes Geld meiſtens, um den hartnäckigſten Haß, den jemals eine feige und niedrige Seele hatte, zu befriedigen. Auch durch die Unterſuchung und das Verhör der Zeugen ging durchaus nicht hervor, was den Herzog von Orleans im mindeſten beſchweren konnte. — Eine dieſer Zeugenausſagen, die des Freiwilligen Lareynie, führt

Thiers als ſehr merkwürdig, und über mehreres großen Aufſchluß gebend, an; ſie lautet:

„Vor uns — — — erſchien der Herr Johann Baptiſt Maria Ludwig Lareynie, freiwilliger Soldat des Bataillons der Inſel St. Louis, mit dem Militärorden geziert, in Paris, Kay Bourbon Nr. 1., wohnhaft. Derſelbe, betrübt über die neueſten Unordnungen in der Hauptſtadt, und überzeugt, daß es die Pflicht jedes guten Bürgers iſt, der Gerechtigkeit alle ihm zu Gebot ſtehenden Nachweiſungen über dieſe Vorfallenheiten zu geben, damit die Urheber und Beförderer der gegen die öffentliche Ruhe und die Heiligkeit der Verfaſſung begangenen Thathandlungen beſtraft werden können, gibt an: daß er ſchon ſeit ungefähr acht Tagen durch Verbindungen, welche er in der Vorſtadt St. Antoine hat, weiß, daß die Bewohner dieſer Vorſtadt von Herrn Santerre, Befehlshaber des Bataillons vom Findelhauſe, und noch von andern Perſonen bearbeitet worden, worunter ſich befinden: Herr Fournier, der ſich einen Amerikaner und Wähler von 1791 nennt; Herr Roland, der ſich einen Italiener nennt, Herr Legendre, Fleiſchermeiſter in der Rue-des-Boucheries in der Vorſtadt St. Germain wohnend; Herr Cuirelle-Verrières, wohnhaft über dem Kaffeehaus zum Rendezvous, in der Straße des franzöſiſchen Theaters; daß dieſe alle Nacht bei San-

terre, oder auch im Verſammlungsſaale des Bezirkes des Findelhauſes heimliche Zuſammenkünfte hatten; daß man da, in Gegenwart einiger weniger der Vertrauteſten aus jener Vorſtadt ſich berieth, unter denen waren: Herr Roſſignol, vormals Goldſchmidtsgeſelle, Herr Nicolas, Zimmermann des Bataillons vom Findelhauſe, Herr Brierre, Weinhändler; Herr Genor, der ſich den Baſtille-Beſieger nennt, und noch andere, die er im Nothfalle benennen kann; daß man hier beſchloſſen hat, welche Anträge in dem Volkshaufen im Palais Royal, in den Tuillerien, auf dem Grève-Platz, und vorzüglich auf dem Platze der Porte St. Antoine, und auf dem Baſtillen-Platze gemacht werden ſollen; daß man da aufrühreriſche Aufrufe abgefaßt hat, welche von Zeit zu Zeit in den Vorſtädten angeſchlagen worden ſind, und Bittſchriften, welche Abordnungen der Volksgeſellſchaften eingeben ſollten; daß mit Einem Worte hier die berüchtigte Bittſchrift abgefaßt und die Verſchwörung vom 20. Juni ausgemacht wurde. Daß des Tages zuvor eine geheime Verſammlung bei Santerre gehalten wurde, in der, wie Zeugen beſtätigen können, die er namhaft machen kann, wenn ſie von den Sendungen zurückgekommen ſeyn werden, die ihnen Santerre für die Umgegend gegeben hat, man die Herrn Pethion, Maire von Paris; Robespierre; Manuel, Gemeinde-Anwalt; Alexander, Anführer des Bataillons St. Michel, und Sillery, ehemaligen Abgeordneten

der Nationalverſammlung, geſehen hat. Daß am 20ſten Santerre die erſchrockenen Häupter ſeines Anhanges, welche wegen des Beſchluſſes der Departementsverwaltung ſich nicht haben bewaffnet zeigen wollen, weil man auf ſie ſchießen würde, verſichert hat, es ſey nichts zu fürchten, die Nationalgarde habe Befehl, nicht zu ſchießen, und der Maire Pethion werde anweſend ſeyn. Daß um 11 Uhr Morgens die Zuſammenrottung ſich noch nicht über 1500 Perſonen erſtreckte, die Neugierigen mit einbegriffen, und daß ſich die Zahl nur dann erſt ſehr vergrößerte, als Santerre an der Spitze einer Abtheilung Invaliden ſein Haus verließ, und auf ſeinem Zuge bis auf den Durchgang der Feuillants alle Zuſchauer aufforderte, ſich anzuſchließen; daß er bei ſeiner Ankunft an dieſem Durchgange ſich nicht mit Gewalt durch die Wache zu drängen gewagt, ſondern ſich durch den Hof des Kapuzinerkloſters zurückgezogen und hier den Baum aufgepflanzt hat, der für das Schloß beſtimmt war. Daß er, Zeuge, Einige aus dem Gefolge von Santerre gefragt hat, warum ſie den Baum nicht auf die Terraſſe der Tuillerien pflanzten, wie ausgemacht ſey, ſie aber geantwortet haben: „ſie würden ſich wohl hüten, dieſes zu thun, weil dies eine Falle ſey, die ihnen die Feuillants ſtellen wollen, da Kanonen in dem Garten aufgepflanzt wären, ſie laſſen ſich aber nicht ſo fangen.“ Der Zeuge bemerkte, daß in dieſem Augenblicke die Zuſammenrottung ſich beinahe ganz aufgelöst hatte, und daß die zer-

ſtreuten Meuterer ſich erſt wieder verſammelt und an die Zuſchauer angeſchloſſen haben, als Trommeln und Muſik ſich im Pallaſte der Verſammlung haben hören laſſen; daß ſie dann in ſchicklicher Haltung drei Mann hoch an der geſetzgebenden Verſammlung vorbeigezogen ſind. Daß er, Zeuge, bemerkt hat, wie dieſe Leute bei ihrem Zuge durch die Tuillerien ſich nichts Unanſtändiges erlaubt und nicht verſucht haben, in das Schloß zu dringen; daß ſie, ſelbſt auf dem Carouſſelplatze angelangt, ſich nicht bemüht haben, in die Höfe einzudringen, bis Santerre, der bis zu Ende der Sitzung in der Nationalverſammlung geweſen war, ankam. Daß dann Santerre, in Begleitung mehrerer Perſonen, unter denen er, der Zeuge, Herrn von Saint-Hurugne bemerkt hat, ſich an den damals ganz ruhigen Haufen wendete, und ihn fragte, warum ſie nicht in das Schloß gedrungen ſeyen; man müſſe durchaus hinein, denn bloß deshalb ſey man ja gekommen. Daß er ſodann den Kanonieren ſeines Bataillons befahl, ihm mit einer Kanone zu folgen, und erklärte, man müſſe das Thor einſchießen, wenn es nicht freiwillig geöffnet werde. Daß er ſich mit dieſem Geſchütze am Thore des Schloſſes gezeigt und hier einen ſchwachen Widerſtand von der Gensd'armerie zu Pferde, aber einen ſehr entſchloſſenen von der Nationalgarde gefunden hat. Daß dieſes viel Lärmen und Bewegung verurſachte, und man vielleicht zu Thätlichkeiten geſchritten wäre, wenn nicht zwei Männer

mit dreifarbigen Schärpen, von denen er einen als den Herrn Boucher-René erkannte, den andern als Herrn Sergent hat nennen hören, durch den Hof gekommen, und mit einem befehlshaberiſchen, um nicht zu ſagen unverſchämten, Tone und unter Mißbrauch des geheiligten Namens des Geſetzes, befohlen hätten, das Thor zu öffnen, das von Niemand verſchloſſen werden, und durch welches jeder Bürger eintreten dürfe. Daß alsdann wirklich das Thor geöffnet wurde, und Santerre mit ſeinem Haufen ſich in Unordnung hineinſtürzte. Daß Santerre Kanonen mit ſich führte, um die Thüren der Zimmer des Königs zu zertrümmern, wenn ſie verſchloſſen seyn ſollten, und auf die Nationalgarde zu ſchießen, wenn ſie ſich widerſetzen würde; daß derſelbe in dem letzten Hofe links unten an der Treppe von einem Haufen Bürger aufgehalten wurde, welche die vernünftigſten Reden an ihn gehalten haben, um ihn zu beruhigen, und ihm gedroht haben, ihn perſönlich verantwortlich zu machen für alles Unglück, was an dieſem Unglückstage ſich ereignen würde, „weil, wie ſie ſich ausdrückten, Santerre allein der Urheber dieſer verfaſſungswidrigen Zuſammenrottung, — allein der Verführer dieſer braven Leute, und der einzige Schurke unter ihnen ſey.“ Daß der Ton, in welchem dieſe braven Bürger mit Santerre geſprochen haben, ihn zum Erblaſſen gebracht, er aber, durch einen Blick des Fleiſchers Legendre

auf-

aufgemuntert, ſich durch eine heuchleriſche Liſt geholfen und ſeinem Haufen zugerufen hat: „Meine Herren, ſetzen Sie ein Protocoll über meine Weigerung auf, an Ihrer Spitze in die Zimmer des Königs gehen zu wollen.“ Daß ſtatt aller Antwort die ihn verſtehende Menge den Haufen dieſer rechtlichen Bürger wegdrängte, und mit ihren Kanonen und ihrem Befehlshaber in die Zimmer des Königs drang, nachdem ſie erſt alle Thüren und Fenſter zerbrochen hatte.“

Pethion begab ſich, nachdem er das Schloß verlaſſen hatte, in die Nationalverſammlung, welche in einer Abendſitzung noch immer über den Aufſtand debattirte, und gegen acht Uhr noch beſchloß, eine neue Geſandtſchaft von vierundzwanzig Mitgliedern zur Sicherheit für die königliche Familie während der Nacht abzuſenden. Pethion hielt nun eine Rede, den Aufſtand betreffend, in der er unter anderm ſagte:

„Man iſt wegen der großen Menge von Staatsbürgern, welche in die Zimmer des Königs gedrungen ſind, bange geweſen. Der König aber war es nicht, denn er kennt die Franzoſen beſſer. Er weiß, mit wie großer Ehrfurcht man ſeit drei Jahren ſeiner Perſon begegnet iſt; er weiß, daß die Obrigkeiten des Volks unaufhörlich wachen, um dem conſtitutionellen Könige die Ehre zu erhalten, die ihm gebührt. Die Obrigkeit hat ihre Schuldigkeit beobachtet; und, ich darf es ſagen,

ſie hat den größten Eifer bewieſen. Um ſo viel empfindlicher war es mir, zu ſehen, daß mehrere Mitglieder der Verſammlung daran zweifeln konnten . . . .“

(„Und noch zweifeln“ — riefen einige Stimmen von der rechten Seite.)

„Man mußte nothwendig die Sache geſetzmäßig machen, damit die Bürger niemals dem Geſetze ungehorſam ſeyn möchten. Oder wäre es wohl klug geweſen, dreißig bis vierzig tauſend Mann ohne Anführer ziehen zu laſſen? Der Bürgerrath bot alſo die Commandanten auf, ſich auf den Weg zu machen. — So kam man und brachte der Nationalverſammlung die Bittſchrift, und dann dem Könige. Alles ging in der größten Ordnung und Stille zu. Niemand kann ſich über Gewalt beklagen; kein Eigenthum iſt verlezt worden. — Der König hatte ſich über das Betragen der Staatsbürger nicht im Mindeſten zu beſchweren Urſache. — Jetzt iſt Alles wieder in Ruhe, und wird es hoffentlich auch bleiben.“

Indeſſen war die Sache doch nicht ganz ohne Blutvergießen abgelaufen; einige Nationalgarden, indem ſie die Zugänge mancher Gemächer und Säle vertheidigen wollten, waren verwundet worden; unter ihnen der Grenadiercapitän Lasne, der durch ein an einen Stock befeſtigtes Meſſer in die Hand geſtochen wurde, und auf deſſen

Bruſt die Spitzen mehrerer Picken gerichtet waren, als es ſeinen Kameraden gelang, ihn dem ſichern Tod zu entreißen. Die Königin bot ihm eine Penſion von 1000 Livres an, welche er aber ausſchlug.

Der König beeilte ſich, den folgenden Morgen an ſeinen Beichtvater zu ſchreiben: „Kommen Sie heute bald zu mir, mit den Menſchen bin ich fertig, und habe es nur noch mit dem Himmel zu thun.“ — Gegen Herrn Bertrand äußerte er: „Ich ſah wohl ein, daß ſie in der Abſicht gekommen waren, mich zu ermorden, und ich begreife nicht, warum ſie es nicht gethan haben; ich werde ihnen aber nicht immer entgehen. Es ſind ſo viele Würfe gegen mich, und ich bin nicht glücklich. Wenn ich allein wäre, würde ich noch einen Verſuch machen. Wenn meine Frau und meine Kinder nicht bei mir wären, ſo ſollte man bald ſehen, daß ich nicht ſo ſchwach bin, als man ſich einbildet. Aber was würde ihr Schickſal ſeyn, wenn kräftige Maßregeln nicht den erwünſchten Erfolg hätten!“

Der Hof aber ſchien nach dem 20. Juni, der ohne Mordthat und ohne irgend ein Reſultat vorübergegangen war, wieder einen Strahl von Hoffnung zu ſchöpfen, welcher der König ganz entſagte, indeſſen doch der Menge, der Nationalverſammlung und den Clubbs einen ſchwachen Widerſtand zu leiſten verſuchte. Den Morgen

nach dem furchtbarem Tage (21. Juni) ſandte Ludwig durch ſeine Miniſter folgendes Schreiben an die Nationalverſammlung:

„Herr Präſident! Die geſtrigen Vorfälle ſind der Nationalverſammlung bereits bekannt. Paris iſt ohne Zweifel darüber beſtürzt, und ganz Frankreich wird ſie mit Kummer erfahren. Ich danke der Verſammlung für den Eifer, den mir dieſelbe bei dieſer Gelegenheit bewieſen hat. Ihrer Klugheit überlaſſe ich die Sorge, den Urſachen dieſer Begebenheit nachzuforſchen, die Umſtände zu erwägen, und die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, daß die Conſtitution erhalten, und die conſtitutionelle Unverletzbarkeit und Freiheit des erblichen Stellvertreters der Nation geſichert werde. Mich ſoll nichts abhalten, zu thun, was meine Pflicht iſt, welche mir die Conſtitution, die ich angenommen habe, auferlegt, und was das wahre Intereſſe der Nation erfordert.“

„Ludwig.“

„Duranton.“

Denſelben Tag ſchickte die Verſammlung eine Geſandtſchaft an den unglücklichen Monarchen, deren Redner zu ihm ſagte: „Sire! Die Nationalverſammlung ſendet uns zu Ew. Majeſtät, um Sie zu fragen, ob Sie wegen der Ruhe Ihrer Perſon irgend einige Furcht haben, und Sie zu verſichern, daß, wofern dieſe geſtört werden

ſollte, ſich die Verſammlung ſogleich zu Ihnen begeben würde." — Der König antwortete: "Ich erfahre, daß Paris jetzt ziemlich ruhig iſt. Wenn dieſe Ruhe aufhören ſollte, ſo würde ich der Verſammlung davon Nachricht geben laſſen. Sagen Sie derſelben, meine Herren, daß ich von dem Antheile, den ſie mir bezeugt, ſehr gerührt bin; ſagen Sie ihr auch, daß, wenn ſie ſich in der mindeſten Gefahr befinden ſollte, ich mich eben ſo ſchnell zu ihr begeben würde."

Viele vom Volke hatten zwar geäußert, daß ſie wieder kommen würden, und man war nicht ganz ohne Unruhe; indeſſen blieb alles ruhig, und Petyion kam gegen Abend in das Schloß, wo er den König von ſeiner Familie und ungefähr fünfzig Perſonen umringt, antraf. Die Unterredung, welche zwiſchen beiden ſtattfand, geben wir hier buchſtäblich wieder:

Der König. Iſt endlich die Ordnung in der Hauptſtadt wieder hergeſtellt, Herr Maire?

Pethion. Ja, Sire, das Volk hat ſeine Vorſtellungen gemacht, und iſt nun wieder ruhig.

Der König. Der Gemeinderath hat bei den geſtrigen Vorfällen ſeine Pflichten nicht ſo erfüllt, wie es ihm zukommt.

Pethion. Ich weiß, daß er verläumdet worden iſt, er hat aber alles gethan, was ſeine Pflicht

forderte. Sein Benehmen wird in das hellſte Licht geſetzt werden, und die öffentliche Meinung ſeine Richterin ſeyn, und auch von Ihnen anerkannt werden.

Der König. Von ganz Frankreich — ich klage Niemanden an, und habe Alles geſehen.

Pethion. Das wird es, und ohne die weiſe Maßregel, welche die Municipalität genommen hat, würde die Sache weit ſchlimmer ausgefallen ſeyn, nicht für Ihre Perſon, für die, wie Sie wiſſen müſſen, man immer Ehrfurcht haben wird aber . . . .

Der König. Heißt das Ehrfurcht vor mir haben, wenn man bewaffnet bei mir eindringt, meine Thüren einſchlägt, meine Wachen über den Haufen wirft? — Iſt jetzt alles ruhig?

Pethion. Vollkommen.

Der König. Das iſt nicht wahr; man ſinnt auf neue Meutereien.

Pethion (empfindlich). Sire, wenn ich...

Der König. Schweigen Sie.

Pethion. Der Beamte der Nation braucht nicht zu ſchweigen, wenn er ſeine Pflicht erfüllt, und Wahrheit ſpricht.

Der König. An der Ruhe von Paris hängt Ihr Kopf.

Pethion. Ich kenne den Umfang meiner Pflichten und die mir auferlegte Verantwortlichkeit.

Der König. Sie ſind mit der Ruhe der Hauptſtadt beauftragt. Gehen Sie an Ihre Verrichtungen Herr Maire. Gott befohlen.

Pethions Anblick hatte des Königs Unwillen gereizt und ihn übler Laune gemacht, von der er öfters befallen war. Ganz Paris erfuhr den Inhalt dieſes Geſpräches, und der König ließ eine Bekanntmachung zu ſeiner Rechtfertigung drucken, welche der Gemeinderath, ſeinerſeits ſich rechtfertigend, beantwortete.

Pethion drückte ſich über dieſen Gegenſtand folgendermaßen aus: „Am Abende hatte ich mit dem Könige, in Gegenwart ſeiner Familie und von mehr als zweihundert Zuſchauern, eine ſehr lebhafte Unterredung, während welcher er mir im Unwillen, ich möchte ſagen im Zorne, Stillſchweigen auferlegen wollte, als ich von der Güte des Volkes und von der Wachſamkeit der Magiſtratsperſonen mit ihm ſprach. Ich beſtand, mit noch größerem Nachdrucke, auf dem, was ich bereits geſagt hatte, und erhob dabei meine Stimme. Ueberhaupt behielt ich die ganze Würde des Charakters, den ich bekleidete.“

Dieß war der Maire, den die Höflinge mit Gewalt ſtatt des edeln Lafayette eingeſetzt hatten, unter dem ſchwerlich ein 20. Juni und noch weniger ein 10. Auguſt Statt gefunden hätte. Der König erließ auſſerdem nachfolgende Proclamation an die Nation, wegen der Vorfälle des 20 Juni:

„Unſtreitig werden die Franzoſen nicht ohne Kummer erfahren haben, daß eine, durch einige

Aufwiegler irre geführte, Menge Volks mit bewaffneter Hand in die Wohnung des Königs gekommen iſt, Kanonen bis in den Saal der Leibwache geſchleppt, und die Thüren der königlichen Wohnung mit Beilen eingeſchlagen hat; daß ſie dort ſich frecherweiſe des Namens der Nation bedient, und einen Verſuch gemacht hat, die, von Sr. Maj. zweien Beſchlüſſen auf eine conſtitutionelle Weiſe verſagte Genehmigung durch Gewalt zu erzwingen. Der König hat den Drohungen und Beleidigungen der Aufrührer nur ſein gutes Gewiſſen und ſeine Sorge für das öffentliche Wohl entgegengeſetzt. Der König weiß nicht, welches das Ziel iſt, bei dem ſie ſtille ſtehen werden; allein er fühlt das Bedürfniß, der franzöſiſchen Nation zu ſagen, daß, wie weit auch die Ausgelaſſenheit getrieben werden mag, Gewaltthätigkeit niemals ihm eine Einwilligung in etwas, das er dem Intereſſe Frankreichs entgegen zu ſeyn glauben möchte, entreißen wird. Er will gerne ſeine Ruhe und ſeine Sicherheit blosſtellen; er thut ſogar ohne Bedenken auf den Genuß der Rechte Verzicht, die allen Menſchen zukommen, und denen das Geſetz, bei ihm ſowohl, als bei allen Staatsbürgern, Achtung verſchaffen ſollte. Allein als erblicher Stellvertreter der franzöſiſchen Nation hat er ſtrenge Pflichten zu erfüllen, und wenn er auch auf ſeine Ruhe Verzicht thun will, ſo wird er doch nicht Verzicht auf ſeine Pflichten thun. Haben diejenigen, welche die Monarchie umſtürzen wollen, noch ein Verbrechen nöthig,

ſo mögen ſie es begehen. In dem bedenklichen Zuſtande, in welchem ſich dieſelbe befindet, wird der König, bis an den letzten Augenblick, allen conſtitutionellen Obrigkeiten mit dem Beiſpiele des Muthes und der Standhaftigkeit vorgehen, welche allein im Stande ſind, das Reich zu retten. Demzufolge befiehlt er allen verwaltenden Körperſchaften und Bürgergerichten, über die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu wachen.“

„Paris, am 22. Juni 1792, im vierten Jahre der Freiheit.“

„Ludwig.“

„Terrier.“

Der 20. Juni hatte den allgemeinen Unwillen der Conſtitutionellen und auch eines großen Theils der Nation gegen deſſen Urheber erregt. Die Verletzung der königlichen Wohnung, die Ludwig XVI. zugefügten Beſchimpfungen, die Ungeſetzlichkeit einer durch eine zahlloſe bewaffnete Menge überbrachten Bittſchrift, wurden der Volkspartei lebhaft zum Vorwurf gemacht, und ſie war einen Augenblick genöthigt, ſich auf die Defenſive zurückzuziehen. Auſſerdem, daß ſie ſich eines Aufſtandes ſchuldig gemacht, hatte ſie auch eine Niederlage erlitten. Die Conſtitutionellen nahmen den Ton einer beleidigten, ſiegenden und jetzt herrſchenden Partei an; allein das dauerte nur

kurze Zeit, denn ſie fanden vom Hof nicht die mindeſte Unterſtützung. Die Nationalgarde bot ſich an, ſich um die Perſon Ludwigs XVI. zu vereinigen und dieſelbe zu beſchützen; der Herzog von Rochefoucault-Liancourt, der zu Rouen commandirte, wollte den Monarchen in der Mitte ſeiner Truppen entführen, die ihm ganz ergeben waren. Lafayette ſchlug ihm vor, ihn nach Compiegne zu führen, wo er ſich an die Spitze ſeiner Armee ſtellen ſollte. Aber Ludwig ſchlug alle dieſe Anerbietungen aus. Eines Theils hatte man ihn glauben gemacht, die Aufrührer ſeyen durch den ſchlechten Erfolg ihres letzten Unternehmens abgeſchreckt worden, dergleichen ferner zu verſuchen, und auf der andern Seite erwartete er ſeine Befreiung von den verbündeten Mächten, und wollte ſich nicht der Conſtitutionellen bedienen, aus Furcht, mit ihnen Bedingungen eingehen zu müſſen. Unterdeſſen liefen aus vielen Städten Frankreichs Adreſſen an den König ein, worin die friedlich geſinnten Bürger ihre Mißbilligung über die Vorfälle vom 20. Juni zu erkennen gaben. So ſchrieb unter andern der Gemeinderath von Somme:

„Sire! Das Verbrechen, welches gegen Ew. Majeſtät begangen worden iſt, hat uns mit Unwillen erfüllt. Die Geſetze müſſen ohne Verzug die frechen Häupter dieſer aufrühreriſchen Horde, die Alles beherrſchen will, beſtrafen. Der geſetzgebende Körper und der König ſind unſere Stell-

vertreter, und nur vereinigt können ſie Geſetze geben. Wir würden nicht dulden, daß die Freiheit unſerer abgeordneten Mitglieder der Verſammlung während ihrer Debatten gekränkt würde; aber wir werden auch niemals dulden, daß man Ihre Freiheit, die Decrete der Nationalverſammlung zu genehmigen, kränke. Erhalten Sie alſo, Sire, mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit die Gewalt, welche Ihnen anvertraut iſt. Geben Sie nichts davon auf, denn es iſt nicht Ihre Gewalt, ſie gehört uns. Ihr Wohl iſt mit dem Wohle Frankreichs unzertrennlich verknüpft. Sie können nicht anders groß ſeyn, als wenn das Volk groß iſt, welches Sie zu ſeinem Oberhaupte gemacht hat. Vertheidigen Sie daher mit Muth unſere erhabene Conſtitution, die Sie aufrecht zu erhalten verſprochen haben.“

Zwanzigtauſend Einwohner von Rouen überſandten dem Könige eine Zuſchrift, die voller Verſicherungen der Liebe, der Treue und der Ergebenheit war. — Die Aufſeher der Abtheilung des Eure ſchrieben an die Nationalverſammlung: „Was iſt das für eine mächtige Rotte, welche alle Geſetze verletzt, mit Frechheit der conſtitutionellen Obrigkeit Trotz bietet, und unverſchämt genug iſt, Emiſſarien abzuſenden, welche die Majeſtät der Nation verletzen, und gleichſam Denen Geſetze vorzuſchreiben, die doch den Auftrag haben, Geſetze zu geben? Wie ſtrafbar ſind Diejenigen, die ſelbſt in dem Tempel der Con-

ſtitution Mord und Todtſchlag predigen, den Aufruhr rechtfertigen und die Anarchie vergöttern! Geſetzgeber! das Vaterland iſt in Gefahr. Eine gottloſe Secte verbreitet ihre ſträflichen Ränke über ganz Frankreich, und wagt es, den conſtitutionellen Obrigkeiten entgegen zu arbeiten. Sie tritt dieſelben mit Füßen, nimmt jetzt die Maske ab, und rühmt ihre gräßlichen Siege. Sie fühlt ihre Macht. Sie kann Alles wagen, und ſie wird es wagen, Frankreich in das Verderben zu ſtürzen.“ — Von Straßburg kam eine Zuſchrift, die von dem Maire, Herrn Dietrich, von den Mitgliedern des Bürgerrathes und von einigen Tauſend angeſehenen Bürgern unterſchrieben war. In dieſer Zuſchrift hieß es: „Wir haben die Feſſeln der Tyrannen zerbrochen; allein wir wollen nicht unſere Häupter unter das Joch der Unruheſtifter beugen. Wir wollen die Freiheit bis zum Tode vertheidigen; allein die Geſetze müſſen geachtet werden. Wir werden nicht zugeben, daß in die Conſtitution ein Eingriff geſchehe. Wir erklären jenen Menſchen einen ewigen Krieg, welche, unzufrieden darüber, daß ſie gar nichts gelten, den Zaum abzuwerfen ſuchen, den die Geſetze ihrer Bosheit angelegt haben, und auf die Ermordung aller guten Staatsbürger und auf die gänzliche Auflöſung des Staats bedacht ſind. Wir finden in dem Briefe des Generals Lafayette an die Verſammlung den Ausdruck unſerer Geſinnungen und unſerer Wünſche, und wir erkennen in dieſem Briefe ſowohl den

Nacheiferer des Waſhington, als den Helden der Freiheit beider Welten. Geben Sie ein Geſetz gegen jene verrätheriſche Innung, die unter dem Namen der Jakobiner bekannt iſt, und welche, wenn ſie noch einige Zeit beſtehen ſollte, Frankreich in den Abgrund des Verderbens ſtürzeu würde.«

Zu gleicher Zeit klagte der Gemeinderath von Straßburg über die Unordnungen, welche die dortigen Jakobiner, und beſonders vier Ausländer, Cotta, Eulogius, Dorſch und Lavaux, angeblich von dem Exminiſter Roland angeſtiftet und unterſtützt, verübten.

In der Nationalverſammlung hatte man einſtweilen Geſetze gegen die von Bewaffneten übergebenen Bittſchriften vorgeſchlagen, und, da dergleichen ſchon beſtanden, wiederholt decretirt. Einige Abgeordnete verlangten eine Unterſuchung gegen alle Theilhaber des Aufſtandes; Andere fanden es lächerlich, gegen vierzigtauſend Menſcher eine Unterſuchung anſtellen zu wollen; Andere wollten wenigſtens die Wachen beſtraft wiſſen, die keinen Widerſtand geleiſtet hatten, — denn man müſſe doch etwas thun. Es kam aber zu keinem Entſchluſſe. — Der Gemeinderath von Paris ließ eine Aufforderung an alle Bürger ergehen, worin er ihnen Ruhe, Achtung gegen die Geſetze, die Nationalverſammlung und den conſtitutionellen König empfahl, die bewaffnete Ver-

ſammlungen verbot, und rieth, ſich nicht von Uebelgeſinnten irreleiten zu laſſen. Man hatte nämlich das Gerücht verbreitet, der Hof wolle nun ſelbſt das Volk zu einem Aufſtande anreizen, um es dann mit Kartätſchen niederſchießen zu können. Einige Vertheidigungsanſtalten, die man in dem Schloſſe gegen einen zweiten Angriff traf, ſo wie die Sperrung des Gartens der Tuillerien, ſchienen dies Gerücht zu beſtätigen.

Indeſſen war Paris noch keineswegs ganz ruhig; alle Factionen waren in Bewegung, und ſchon am 23. Juni las man folgende, an die Nationalverſammlung gerichtete, und an allen Straßenecken zu Paris angeheftete Aufforderung:

„Väter des Vaterlandes! Wir ſtehen zum zweitenmale auf. Wir klagen einen treuloſen und des Hochverraths ſchuldigen König an. Wir verlangen, daß ſein Kopf unter dem Schwerte der Gerechtigkeit falle, und wenn man nicht auf uns hört, ſo wollen wir die Verräther ſelbſt beſtrafen, ſogar diejenigen, welche ſich unter euch befinden.“

Bazire klagte die Proclamation des Königs als eine aufrühreriſche Schrift an. Andere Abgeordnete ſchlugen neuerdings die Maßregeln wegen des Lagers von 20,000 Mann und wegen der widerſpenſtigen Prieſter vor. Der König machte der Verſammlung durch ein Schreiben be-

kannt, daß er zwiſchen Paris und den nördlichen Gränzen des Reichs ein Loger von zweiundvierzig Bataillonen freiwilliger Bürgerſoldaten errichten wolle, welches 34,000 Mann ſtark ſeyn ſolle. Dies wurde ihm aber abgeſchlagen, und man beſchloß, die Miniſter zu zwingen, ſich zu erklären, welche Vorſichtsmaßregeln ſie hinſichtlich der Unruheſtifter, der widerſpenſtigen Geiſtlichen und der Ruhe der Hauptſtadt, die durch ein Lager von 20,0 0 Mann hatte geſichert werden ſollen, genommen hätten.

Indeſſen kam es zu keinen weitern Exceſſen, denn man hatte allgemein Pethion's Bekanntmachung begriffen, und ſich vorgenommen, klug genug zu ſeyn, um ſich nicht ohne Erfolg todtſchießen zu laſſen. Pethion und der Procurator Manuel wurden unterdeſſen von einem Mitgliede des Gemeinderaths ſelbſt (Cayer), jedoch ohne Erfolg, angeklagt, pflichtwidrig gehandelt zu haben.

Lafayette erſcheint unvermuthet zu Paris.

Dieſer General, welchem es unterdeſſen gelungen war, das Vertrauen bei den Truppen wieder herzuſtellen, hatte die Begebenheiten vom 20. Juni mit dem höchſten Unwillen erfahren, den ſeine Umgebungen theilten. Er entſchloß ſich ſogleich, noch einen letzten Verſuch zu Gunſten

der geſetzlichen Monarchie zu machen. Alle die, welche mit ſeinen Briefen vom 16. Juni einverſtanden geweſen, vereinigten ſich nun mit ihm, um einen Hauptſchlag auszuführen. Nachdem er alle nothwendigen Vorkehrungenn getroffen hatte, ſeine Abweſenheit bei der Armee unſchädlich zu machen, verließ er das ihm mit ſo viel Liebe ergebene Heer, um ſich zu Paris den größten Gefahren auszuſetzen, wobei er auf die Anhänglichkeit der Nationalgarde und auf die Unterſtüzzung des Hofes in einer Sache, welche den König retten ſollte, rechnen zu dürfen glaubte.

Den 28. Juni erſchien er ganz unerwartet, gleich einem Gott aus der Zauberwelt, vor den Schranken der Nationalverſammlung, und in ganz Paris ging es gleich einem Lauffeuer von Mund zu Mund: „Lafayette iſt angekommen!“ und die Neugierde und Erwartung war auf das höchſte geſpannt. Viele glaubten, daß ihm einige Regimenter folgen würden, mit denen er die Unthaten des 20. Juni rächen und ſich zum mächtigen Dictator machen wolle; aber er führte nur einen kleinen Theil ſeines Staabes mit ſich. Als er um halb zwei Uhr in die Verſammlung trat, wo Viele von denen herrſchten, die ihm den Untergang geſchworen hatten, ward er von einem Theil derſelben mit Stillſchweigen, von dem andern aber mit rauſchendem Beifall empfangen. Hierauf hielt er folgende Rede:

„Meine

„Meine Herren! Ich muß gleich anfänglich Sie verſichern, daß nach den Verfügungen, die ich mit dem Herrn Marſchall Luckner getroffen habe, meine Gegenwart zu Paris weder das Glück unſerer Waffen, noch die Sicherheit der Armee, die ich anzuführen die Ehre habe, auf irgend eine Weiſe in Gefahr ſetzt. Folgende Beweggründe haben mich hierher gebracht. Man hat geſagt, mein Brief vom 16. an die National-Verſammlung ſey nicht von mir; Andere haben mir vorgeworfen, daß ich denſelben mitten in einem Lager geſchrieben. Ich mußte alſo, wie ich glaube, um es zu geſtehen, mich allein darſtellen und aus dieſer ehrenvollen Verſchanzung, herausgehen, welche die Zuneigung der Truppen um mich her errichtet hatte. Ein noch mächtigerer Beweggrund hat mich genöthigt, vor Ihnen, meine Herren zu erſcheinen. Die am 29. Juni in den Tuillerien begangenen Gewaltthätigkeiten haben den Unwillen und den Schrecken aller guten Staatsbürger, und beſonders der Armeen, rege gemacht. In der, die ich befehlige, ſind die Officiere, Unterofficiere und Soldaten vollkommen einſtimmig. Ich habe von den verſchiedenen Corps Zuſchriften erhalten, welche laut ihre Liebe für die Conſtitution, ihre Ehrfurcht für die von derſelben feſtgeſetzten Obrigkeiten und ihren patriotiſchen Haß gegen die Rottenſtifter bezeugen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, dieſen Zuſchrif[illegible] durch einen Befehl ſogleich Einhalt zu thun. Sie werden daraus erſehen, daß ich ge-

gen meine tapfern Waffenbrüder die Verpflichtung auf mich genommen habe, unſer gemeinſchaftliches Gefühl allein auszudrücken. Ich kann nicht umhin, die Beweggründe zu billigen, welche die Soldaten beſeelen. Bereits haben Mehrere unter ihnen ſich gefragt: ob ſie denn wohl in der That die Sache der Freiheit und der Conſtitution vertheidigen? — Meine Herren! Ich habe die Ehre! als Staatsbürger mit Ihnen zu ſprechen, und die Meinung, die ich hier vor Ihnen ausdrücke, iſt die Meinung aller Franzoſen, welche ihr Vaterland, die Freiheit, die Ruhe deſſelben und die Geſetze lieben, die es ſich gegeben hat. Ich befürchte nicht, daß mir Einer derſelben hierin widerſprechen werde. Es iſt Zeit, die Conſtitution vor den Angriffen aller Parteien zu verwahren, die Freiheit der National-Verſammlung, die Freiheit des Königs, ſeine Unabhängigkeit und ſeine Würde ſicher zu ſtellen. Es iſt endlich Zeit, die Hoffnungen der ſchlechten Staatsbürger zu vereiteln, welche nur von Ausländern die Wiederherſtellung desjenigen erwarten, was ſie die öffentliche Ruhe nennen, und was für freie Menſchen nichts anders ſeyn würde, als die ſchändlichſte nnd unerträglichſte Sklaverei. Ich erſuche die Verſammlung inſtändigſt, zu verordnen, daß die Anſtifter der am 20. Juni in den Tuillerien verübten Verbrechen und Gewaltthätigkeiten vor Gericht gefordert und als Verbrecher der beleidigten Nation beſtraft werden. Ferner erſuche ich dieſelbe, eine Secte zu zerſtören, welche ſich

die Souveränetät anmaßt, die Staatsbürger tyranniſirt, und durch ihre öffentlichen Verhandlungen keinen Zweifel übrig läßt, daß Diejenigen, die an ihrer Spitze ſtehen, abſcheuliche Plane haben. Ich wage es endlich auch noch, Sie in meinem Namen und im Namen aller rechtſchaffenen Einwohner des Königreichs zu bitten, daß Sie doch kräftige Maßregeln ergreifen mögen, um den conſtitutionellen Gewalten, vorzüglich der Ihrigen und der des Königs, Anſehen und Ehrfurcht zu verſchaffen, und der Armee die Verſicherung zu geben, daß die Conſtitution im Innern des Reiches nicht angegriffen werden wird, während das Blut der tapfern Franzoſen zur Vertheidigung der Gränzen fließt.“

Die rechte Seite und ſogar ein Theil der Gallerien ertheilten ihm lauten Beifall, die Andern aber ſchwiegen größtentheils. In dem Augenblicke, wo er ſo drohend ſprach, war er in der Gewalt ſeiner unverſöhnlichſten Feinde, die ſeine Kühnheit erſtaunen machte, und die nicht glauben konnten, daß der General ſo ganz ohne Unterſtützung ſey. Der Präſident erwiederte auf ſeine Rede, daß die National-Verſammlung ſeine Bitten prüfen, und ſich nie von dem, den Geſetzen geleiſteten Eide entfernen werde. Nun lud man ihn ein, an der Sitzung Theil zu nehmen. Als er ſich daher auf der rechten Seite niederlaſſen wollte, ſchrie der Abgeordnete Kerſaint: ſein Platz ſey nicht hier, ſondern auf der Bank

der Bittſteller. Beſcheiden ſtand der General wieder auf und ſetzte ſich auf jene Bank, wohin ihm von allen Seiten lauter Beifall folgte, nachdem man deßhalb mit Ja und Nein geſtritten hatte.

Guadet war der Erſte, der ſich gegen ihn erhob; aber er war fein genug, ihn nicht geradezu, ſondern mehr durch Umſchweife und geſuchte Wendungen anzugreifen. Er ſagte:

„Als ich zuerſt die Anweſenheit des Herrn Lafayette zu Paris erfuhr, hat ſich ein ſchmeichelhafter Gedanke meiner Seele dargeſtellt. So haben wir alſo, ſagte ich zu mir ſelbſt, wahrſcheinlich keine äußern Feinde mehr! So ſind alſo die Oeſterreicher überwunden! Allein, meine Herren, dieſe Täuſchung hat nicht lange gedauert. Unſere Feinde ſind immer dieſelben, unſere äußere Lage hat ſich nicht verändert, und dennoch befindet ſich der General einer unſerer Armeen gegenwärtig zu Paris! Was für ein mächtiger Beweggrund hat ihn hieher geführt? Unſere innern Unruhen. — Er befürchtet, die National-Verſammlung möchte allein nicht Macht genug haben, dieſelben zu ſtillen, und er erſcheint vor der Verſammlung, um von ihr zu begehren, daß ſie ihre Macht handhaben möge. Bemerken Sie aber, meine Herren, daß Herr Lafayette ſelbſt die Grundſätze der Conſtitution übertritt, da er in der Mitte eines geſetzgebenden Körpers der Wortführer einer

Armee iſt, der es nicht erlaubt werden darf, ſich zu berathſchlagen. Ich füge noch hinzu, daß die Subordination verletzt worden iſt, wenn der General ohne Urlaub des Kriegsminiſters die Armee verlaſſen hat. Ich verlange daher, daß man den Miniſter fragen ſolle, ob er dem Herrn Lafayette einen ſolchen Urlaub gegeben habe? Ich verlange, daß die außerordentliche Commiſſion über die Gefahr, welche damit verbunden ſeyn würde, wenn die Generale der Armee hier Bittſchriften vorlegen dürften, Bericht abſtatten ſollte.

Ramond aber nahm nun das Wort, indem er an die geleiſteten Dienſte dieſes Feldherrn, den er den älteſten Sohn der Freiheit nannte, erinnerte, und ausrief:

„Weit entfernt, einen Uſurpator in ihm zu ſehen, danken Sie ihm für die Sorge, die er getragen hat, ſeine Armee im Zaume zu halten. Er iſt es, der heute eine Bewegung zurückhält, deren Folgen hätten ſehr traurig ſeyn können. Hören Sie mit Ehrfurcht die Stimmen an, welche Frankreich gewohnt iſt, in den ſchwierigſten Augenblicken zu vernehmen. Möchte doch ein jeder unter uns dem Eid, die Verfaſſung nach Kräften zu erhalten, eben ſo treu ſeyn! Warum will man heute ſo gewiſſenhaft ſeyn und den Mann beſtrafen, der gekommen iſt, um die Nation vom Untergange zu retten? und war man über das Recht der Bittſchriften ſo ſcrupulös,

warum war man es denn nicht vor wenigen Tagen gegen die bewaffneten Haufen, die faſt mit Gewalt in den Saal der Verſammlung drangen, und die freie Berathung der Stellvertreter der Nation in Gefahr brachten?! — Die Erklärung der Geſetze iſt, wie es ſcheint, ſehr den Bedürfniſſen des Augenblicks unterworfen. Gibt es ein zweifaches Maas und Gewicht, eine zweifache Art, die Sache zu betrachten, ſo ſey es erlaubt, für den Helden zweier Welttheile, für den älteſten Sohn der Freiheit, eine Ausnahme zu machen.“ Ramond trug nun darauf an, daß man Lafayettes Bittſchrift an einen außerordentlichen Ausſchuß übergeben ſolle um darüber zu berichten. Er trug endlich über Guadet den Sieg davon, und ſein Vorſchlag ward nach vielen Debatten und einer doppelten Abſtimmung, und mit einer Majorität von 339 Stimmen gegen 234, angenommen. Dieß war der erſte Triumph, welchen die Conſtitutionellen gegen die Republikaner und Jakobiner in der Verſammlung davon getragen hatten, den ſie aber mehr dem auffallenden Schritte des Generals, den man Herr über ſein Heer glaubte, als der gerechten Sache verdankten. Aber dieſer Sieg blieb ohne Erfolg von Außen. Die Jakobiner waren verblüfft, aber ihre Feinde benützten den rechten Augenblick nicht, denn ſie fanden, ſo wenig wie Lafayette, Aufmunterung oder Unterſtützung bei dem ganz verblendeten Hofe. Lafayette verließ nun die Verſammlung, von vielen Abgeordneten, Nationalgardiſten, und

ſeinen alten Waffenbrüdern umgeben. Jetzt war der entſcheidende Augenblick für Hof- und Volkspartei gekommen; Lafayette begab ſich in den Pallaſt, und hier wurde er nicht nur mit der beleidigendſten Kälte von dem König und der Königin empfangen, die er, ſich aufopfernd, zu retten gekommen war, ſondern die ſie umgebenden Höflinge ſtießen die beleidigendſten Reden gegen ihn aus, denn ſie glaubten ihre Befreier, die Ausgewanderten und Verbündeten, ſchon vor den Thoren von Paris. Lafayette eilte bald wieder weg, betrübt über die Verblendung dieſer Menſchen, welche ſo mit aller Gewalt in ihr Verderben rannten. Als er aus den Thoren des Schloſſes trat, empfing ihn eine zahlreiche Menge mit dem Ausruf: „Hoch lebe Lafayette!“ und begleitete ihn bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie ihm einen Freiheitsbaum pflanzten.

Des muthigen Lafayette's Plan war, wie ſeine Freunde verſicherten, daß, wenn er den Hof für ſeine Anſichten geſtimmt gefunden hätte, er, nachdem er die Tuillerien verlaſſen, ſogleich den Generalmarſch würde haben ſchlagen laſſen, um die Nationalgarden zu verſammeln, und mit dieſen die Feinde des Geſetzes, der Verfaſſung und des Königs zu bekämpfen, die Freunde einer wilden Zügelloſigkeit zu vernichten und die Jakobinerclubbs für immer ſchließen zu laſſen; er würde als Rächer der Unthaten des 20. Juni erſchienen ſeyn, und durch einen kräftigen Schlag, an der

Spitze der Garde und der Schweizer, die Ruheſtörer zur Ordnung und zur Achtung gegen Geſetz und Regierung gebracht haben. — Ein ſolcher kühner Schritt war das einzige Mittel, endlich noch ein glückliches Reſultat hervorzubringen. Aber jetzt trug der in der Verſammlung errungene Sieg keine Früchte; Lafayette wurde von keiner Seite ermuntert, und erfuhr, daß der König und die Königin zu mehreren Anführern der Nationalgarde, welche ihnen ganz ergeben waren, auf ihre Anfrage, was ſie thun ſollten, geſagt hätten, ſie ſollten Lafayette durchaus nicht unterſtützen. Seine Freunde ſelbſt waren bei dieſen Umſtänden unter ſich uneinig, was zu thun ſey, obgleich die Nationalgarden und einige Volkshaufen unter den Fenſtern des Generals ſchrieen: „Es lebe Lafayette, nieder mit den Jakobinern.“ Dieſe letztern waren unterdeſſen wegen der Ungewißheit über den Ausgang dieſer Sache ſehr beſtürzt, und eine etwas unverſtändliche und dunkle Rede, die Robespierre Abends in ihrem Clubb hielt, war nicht dazu gemacht, den Muth ſeiner geängſteten Brüder zu erwecken; es ſchien, daß er ſelbſt auf Lafayette's Abreiſe wartete, um loszudonnern. Lafayette hatte auf den kommenden Tag eine Revue der Nationalgarde halten wollen, um vielleicht bei dieſer Gelegenhrit einen Hauptſchlag zu thun, und, wie Thiers behauptet, die Jakobiner aus ihren Clubbs zu jagen und die Thore derſelben vermauern zu laſſen. Lacretelle ſagt, daß dieſe Revue durch Pethions

Umtriebe vereitelt worden. Unterdeſſen waren die Jakobiner, welche von deren Vereitlung nichts wußten, in ihrer Angſt zu Dumouriez gelaufen, und hatten dieſen gebeten, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, um Lafayette zu bekämpfen, was er aber verweigerte. Noch einen Tag blieb Lafayette, und zwar nicht ohne Lebensgefahr und Mordverſuche der Jakobiner gegen ſeine Perſon, zu Paris, und als er ſah, daß er durch die Intriguen der kurzſichtigen Höflinge und die Umtriebe der wüthendſten Demagogen immer mehr verlaſſen wurde, reiste er wieder zu ſeinem Heere ab, nachdem er noch folgendes Schreiben dem Präſidenten der National-Verſammlung überſchickt hatte:

„Herr Präſident! Indem ich auf den Poſten zurückkehre, auf welchem tapfere Soldaten für die Conſtitution zu ſterben bereit ſind, habe ich den feſten Entſchluß gefaßt, nur für dieſelbe zu ſtreiten. Ich bedaure daher im Innerſten meiner Seele, der Armee nicht berichten zu können, daß die National-Verſammlung über meine Bitte bereits etwas beſchloſſen habe. Ich wiederhole, daß die Stimme aller guten Bürger des Königreichs, welche von einigen Volksaufwieglern vergeblich zu erſticken verſucht wird, den erwählten Stellvertretern des Volkes ſowohl, als ſeinem erblichen Stellvertreter, täglich zuruft, daß, ſo lange noch in ihrer Nähe eine gefährliche Sekte vorhanden ſeyn werde, welche die Thätigkeit aller Gewalten

hemmt und die Unabhängigkeit derſelben bedroht, welche ferner, nachdem ſie ſelbſt zum Kriege aufgefordert hat, ſich beſtrebt, durch Entſtellung der guten Sache derſelben ihre Vertheidiger zu entziehen; daß, ſo lange man noch über die Strafloſigkeit eines Verbrechens der beleidigten Nation zu erröthen haben werde, welches den gerechten Kummer und den allgemeinen Unwillen aller Franzoſen rege gemacht hat: ſo lange auch unſere Freiheit, unſere Geſetze und unſere Ehre in Gefahr ſeyn werde. Dieß ſind die Wahrheiten, welche freie und edelmüthige Seelen ſich nicht fürchten, zu wiederholen. Dieſe haben, aufgebracht gegen die Unruheſtifter aller Art, ſo wie gegen die Niederträchtigen, welche ſich ſo weit erniedrigen würden, daß ſie eine fremde Dazwiſchenkunft abwarten wollten, und durchdrungen von dem Grundſatze, den ich mir zur Ehre rechne zuerſt in Frankreich öffentlich bekannt gemacht zu haben, nämlich, daß jede geſetzwidrige Gewalt eine Unterdrückung iſt, und alsdann der Widerſtand Pflicht wird — dieſe haben, ſage ich, ihre Beſorgniß dem geſetzgebenden Körper mitgetheilt, und ſie hoffen, daß die Bemühungen der Stellvertreter des Volks ihnen dieſelbe benehmen werden. Ich aber werde niemals weder meine Grundſätze, noch meine Geſinnungen, noch meine Sprache ändern. Ich habe geglaubt, daß die Verſammlung auf die dringenden und gefährlichen Umſtände Rückſicht nehmen und mir geſtatten würde, zu der Verſicherung meiner tiefſten Ehr-

furcht auch noch den Ausdruck meiner Bekümmerniß und meiner ſehnlichen Wünſche hinzuzufügen.“
„Lafayette.“

Die Hofſchriftſteller behaupteten, ſein Plan habe nichts getaugt, er hätte, wenn er etwas für den König thun wollte, ſich an die Spitze der Ausländer und an die Spitze der Nationalgarden ſtellen, und mit Hülfe der Fremden die Jakobiner und Conſtitutionellen vernichten ſollen. — Dieß war die Meinung von beſoldeten Hofſchriftſtellern. Allerdings wäre es leichter geweſen, ſich 80,000 Mann Preußen zu bedienen, ſagt Thiers, aber wer hätte für das Leben der königlichen Familie geſtanden, die man zuverläſſig erwürgt hätte, ehe die Fremden die Hauptſtadt noch erblickt hätten. Kaum war Lafayette aus den Thoren von Paris, als die Jakobiner triumphirten und ſich für die Furcht, die er ihnen eingeflößt hatte, durch das Verbrennen ſeines Bildniſſes in dem Garten des Palais-Royal rächten. Lacretelle erzählt, daß Orleans dieſes Auto-da-fe veranſtaltet habe, der ſich frohlockend dabei einfand. Wahrſcheinlich erinnerte er ſich der ſchimpflichen Verweiſung, die ihm Lafayette nach dem 6. October auferlegt hatte.

Die Jakobiner nehmen Maßregeln, um den Thron baldmöglichſt umzuſtürzen.

Jetzt fuhren die Jakobiner wieder ungeſtört mit ihren feindlichen Angriffen gegen den Hof fort, und wurden, wo möglich, noch frecher und unbändiger als zuvor. Sie ſchrieben an alle ihre Brüder in ganz Frankreich, daß man das Lager von 20,000 Freiwilligen in der Nähe von Paris, ungeachtet des königlichen Vetos, dennoch errichten müſſe; und man machte in allen Departementen Anſtalten hiezu. Bald kamen Nachrichten ein, daß von allen Seiten, namentlich von Toulouſe, mit Bewilligung des dortigen Gemeinderaths, Freiwillige im Anmarſch ſeyen. Um die Sache zu bemänteln, befahl die National-Verſammlung, daß ſämmtliche Truppen, welche die Liebe zum Vaterland noch eher, als ſie das Geſetz dazu aufgefordert, in Bewegung geſetzt hätte, durch Paris marſchiren ſollten, um daſelbſt von der Munizipalität eingeſchrieben und von da nach Soiſſons geſandt zu werden; diejenigen aber, welche noch vor dem 14. Juli eintreffen würden, ſollten zum Theil die Feier dieſes Tages verherrlichen helfen, welche man im verwichenen Jahr, wegen der Flucht des Königs, nicht hatte begehen können, dieſes Jahr aber mit deſto größerer Pracht feiern wolle. Man dachte, daß, wenn die Truppen erſt in Paris ſeyen, man alsdann leicht Mittel finden würde, ſie daſelbſt zu behalten.

Der deßhalb abgefaßte Beſchluß ward dem Könige zur Beſtätigung zugeſchickt, welcher dieſelbe auch den folgenden Tag gab. Hiermit noch nicht zufrieden, wurde durch einen Beſchluß der ſämmtliche Generalſtab der Natianalgarde in ganz Frankreich neu erwählt, weil man dem zu Paris ſo wie den oberſten Departements-Behörden daſelbſt, da ſie in zu naher Verbindung mit dem Hofe ſtanden, nicht traute. Hierdurch kamen nun die eifrigſten Freiheitsmänner zu den Officiersſtellen. Alles dieſes hatte man dem König ſo zu ſagen mit Gewalt abgetrotzt. Jetzt wurden in allen Straßen Freiheitsbäume mit Freiheitsmützen gepflanzt, unter denen die aufrühreriſchſten Pasquille zu leſen waren. Flugſchriften, welche unverholen die Abdankung des Königs verlangten, und die Gründe hierzu angaben, wurden in Maſſe ausgetheilt; auf allen Plätzen, in allen Straßen, Gärten, und unter den Fenſtern der Tuillerien ſah man um die Freiheitsbäume tanzende, ça ira und die ausgelaſſenſten Freiheitslieder ſingende Menſchen, wobei des Königs und der Königin immer auf das Schimpflichſte erwähnt wurde. Condorcet ſagte in ſeinem Blatt, wo er von den Vorfällen des 20. Juni ſprach: „Man hat dem König eine rothe Mütze aufgeſetzt; dieß war eine Ehre, die man ihm erzeigte, denn dieſes Symbol der Freiheit iſt mehr werth als alle Kronen der Welt, und Mark Aurel würde es mit Freuden angenommen haben!“ — Ver-

gniaud aber ging ſo weit, den König den 3. Juli in folgender Rede an die Verſammlung öffentlich anzuklagen:

„Eure Sorgfalt für die äußere Sicherheit des Reiches und den glücklichen Erfolg des Krieges hat euch bewogen, den Vorſchlag anzunehmen, ein Lager oder eine Armee zwiſchen Paris und die Gränzen zu ſtellen. Ihr vereinigtet dieſen Plan mit dem Bürgerfeſte, welches am 14. Juli gefeiert werden ſollte, um dadurch den Muth der Krieger mit größerem Enthuſiasmus anzufeuern. Der giftige Hauch der Verläumdung hat dieſen patriotiſchen Plan vernichtet. Man hat mit einer barbariſchen Kälte die Umarmungen und Feſte zurückgeſtoßen. Der König hat eurem Beſchluſſe die Genehmigung verweigert. — Wir müſſen dem Könige ſelbſt die Binde von den Augen reißen, welche die Ränkeſucht und die Schmeichelei ihm aufgebunden haben; wir müſſen ihm den Abgrund zeigen, in welchen ſeine Feinde ihn zu ſtürzen ſuchen. Die franzöſiſchen Prinzen und Ausgewanderten handeln im Namen des Königs; der Vertrag von Pillnitz und das unnatürliche Bündniß zwiſchen den Höfen von Wien und Berlin ſind errichtet worden, um die Würde des Königs zu behaupten; kurz, zu all dem Elende, das man auf unſere Häupter zu bringen ſich bemüht, zu Allem, was wir noch zu befürchten haben, wird der Name des Königs als Vorwand oder Urſache gebraucht. Ich leſe in der Conſtitution: „Sollte

der König ſich an die Spitze einer Armee ſtellen und dieſelbe gegen die Nation kehren, oder ſollte er ſich nicht auf eine feierliche Weiſe einem ſolchen Unternehmen, falls daſſelbe in ſeinem Namen geſchähe, widerſetzen, ſo wird er angeſehen, als habe er der Königlichen Würde entſagt.« — Nun frage ich euch: was heißt das, ſich auf eine feierliche Weiſe widerſetzen? — Geſetzt, der König vereitelte in dem gegenwärtigen Kriege unſere neuen Vertheidigungsplane, — geſetzt, er ließe einem ränkevollen Generale, welcher der Nation durch die gröbſten Fehler, durch die offenbarſten Eingriffe in die Conſtitution verdächtig geworden iſt, das Commando einer Armee, — geſetzt, ein anderer, weit vom Hofe erzogener und des Siegs gewohnter General verlangte für den Ruhm unſerer Waffen eine Verſtärkung der Armee, die man ihm leicht bewilligen könnte, und der König ſagte durch ſeine Verweigerung dieſes Verlangens deutlich: Ich verbiete dir, zu ſiegen, — könnte man in dieſem Falle noch ſagen, daß der König ſich ſo widerſetzt hätte, wie die Conſtitution es ihm vorſchreibt? Wenn dann auf dieſe Weiſe die Gegenrevolution unvermeidlich bewirkt würde, und der König wollte behaupten, daß er Alles gethan habe, was die Conſtitution ihm vorſchreibe, und daß er keinen Schritt gethan habe, der durch die Conſtitution als ſträflich verurtheilt werde; — geſetzt, er wollte ſagen: man kann nicht an meiner Ergebenheit für die Conſtitution, nicht an meinem

Eifer, dieſelbe zu vertheidigen, zweifeln, — geſetzt, ſage ich, es wäre möglich, daß der König der Franzoſen mit einer ſo beleidigenden Ironie von ſeiner Liebe zur Conſtitution ſprechen könnte, — wäret ihr dann nicht befugt, ihm zu antworten: „O König! der du ohne Zweifel, wie der Tyrann Lyſander, geglaubt haſt, die Wahrheit ſey nicht mehr werth, als die Lügen, und man müſſe die Menſchen mit Eidſchwüren hintergehen, wie man die Kinder mit Würfeln beluſtigt, — der du nur deßhalb Liebe zu den Geſetzen geheuchelt haſt, um Macht genug zu erlangen, denſelben zu trotzen, — der du nur darum Liebe zur Conſtitution geheuchelt haſt, um nicht durch dieſelbe vom Throne geſtürzt zu werden, auf welchem du bleiben mußteſt, um ſie zerſtören zu können, — der du nur darum Liebe zur Nation heuchelteſt, um durch das derſelben eingeflößte Zutrauen des unglücklichen Erfolges deiner Treuloſigkeiten verſichert zu ſeyn, — meinſt du wohl, daß du uns noch länger durch heuchleriſche Betheuerungen hintergehen, uns in Anſehung der Urſache unſers Elends durch die Argliſt deiner Entſchuldigungen und die Verwegenheit deiner Trugſchlüſſe betrügen kannſt? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du den auswärtigen Armeen eine Macht entgegenſtellſt, deren kleine Anzahl uns eine gewiſſe Niederlage zuſichert? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du die Plane vereitelſt, welche dahin abzwecken, das Innere des Königreichs zu befeſtigen?

feſtigen? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du Generale wählſt, welche ſelbſt Eingriffe in die Conſtitution wagen, oder wenn du den Muth derjenigen Generale feſſelſt, welche ihr Dienſte leiſten? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du beſtändig durch die Desorganiſation des Miniſteriums die Regierung lähmſt? Hat dir die Conſtitution die Wahl der Miniſter zu unſerm Glücke oder zu unſerm Untergange überlaſſen? Hat ſie dich für unſern Ruhm oder für unſere Schande zum Oberhaupte der Armee gemacht? Hat ſie dir endlich das Recht der Genehmigung, eine Civilliſte und ſo viel große Vorrechte gegeben, um die Conſtitution und das Reich conſtitutionsmäßig zu Grunde zu richten? — Nein! Nein! — O Menſch! den die Großmuth der Franzoſen nicht zu rühren vermocht hat, — Menſch! den die Liebe zum Deſpotismus allein hat rühren können, — du haſt den Wunſch der Conſtitution nicht erfüllt! Vielleicht wird dieſelbe umgeſtürzt, aber du ſollſt die Frucht deines Meineids nicht einerndten! Du haſt dich nicht auf eine feierliche Weiſe den Siegen widerſetzt, die man in deinem Namen über die Freiheit erhalten hat; aber du ſollſt die Früchte dieſer ſchändlichen Siege nicht einerdten! Du biſt nichts mehr in den Augen dieſer Conſtitution, die du ſo niederträchtig übertreten haſt, — nichts mehr in den Augen des Volkes, welches du ſo ſchändlicher Weiſe verrathen haſt!“ — Ich ſchlage vor, daß ihr erklären möch-

tet: das Vaterland ſey in Gefahr. Bei dieſem Lärmgeſchrei werden die Staatsbürger ſich verſammeln, die Anwerbung der Truppen wird neue Thätigkeit erhalten, die Bataillone der Nationalgarde werden vollzählig werden, der Boden wird mit Soldaten bedeckt werden, und jene Wunder der Tapferkeit werden ſich wieder erneuern, die mehrere Völker des Alterthums mit einem unſterblichen Ruhme gekrönt haben. Sollte aber auch dieſes Alles fehlſchlagen, ſo bleibt euch immer noch ein letztes Mittel übrig, um den Haß gegen den Deſpotismus auf den höchſten Grad zu treiben. Es beſteht darin, daß ihr jene tapfern Spartaner nachahmet, die ſich bei Thermopylä aufgeopfert haben, — daß ihr es jenen ehrwürdigen Greiſen gleichthuet, die aus dem römiſchen Senate gingen, und an der Schwelle ihrer Hausthüren den Tod erwarteten, welchen wilde und rohe Sieger um ſich her verbreiteten. Ihr werdet nicht nöthig haben, zu wünſchen, daß aus eurer Aſche ſich Rächer erheben mögen. Ha! an dem Tage, an welchem euer Blut die Erde beflecken wird, wird die Tyrannei, mit ihrem Stolze, mit ihren Trabanten, mit ihren Palläſten und mit ihren Beſchützern vor der Allmacht der Nation auf immer verſchwinden! Und wenn der Kummer darüber, daß ihr euer Vaterland nicht habt glücklich machen können, euren letzten Augenblicke verbittert, ſo werdet ihr wenigſtens den Troſt mit euch nehmen, daß euer Tod den Sturz der Unterdrücker des Volkes beſchleunigt,

und eure Aufopferung die Freiheit gerettet haben wird.“

Der Abgeordnete Dumas übernahm es, den König gegen dieſe Beſchuldigungen zu vertheidigen, indem er ſagte: „Herr Vergniaud behauptet, der König ſey ſtrafbar, weil er den General Lafayette noch nicht zurückberufen hat, der die Conſtitution übertreten habe. Woher ſoll denn der König die Generale wählen, als unter den Männern, die ſich zuerſt dem Dienſte der Freiheit gewidmet haben? Dieſer General wäre nicht werth, der Held der Freiheit genannt zu werden, wenn er nicht, wie ſein Waffenbruder und Muſter, den Kelch der Volksundankbarkeit bis auf die Hefe austrinken müßte! Ja, ſo wie ihn, haben wir Washington die Sprache eines Staatsbürgers führen gehört, als ſeine Mitbürger entzweit waren; ſo wie ihn, haben wir auch jenen alle Arten von Ungerechtigkeiten erdulden, und nie größer geſehen, als da er denjenigen, die ihm den Untergang geſchworen hatten, einen unumſchränkten Gehorſam leiſtete. — Ich würde mich gerne mit Herrn Vergniaud vereinigen, um mit dem Könige in der Sprache zu ſprechen, die er vorgeſchlagen hat, wenn ich mich auf irgend eine Weiſe bereden könnte, daß der König den Umſturz der Conſtitution befördert, die Fortſchritte unſerer Waffen gehindert und irgend etwas gegen die Nation, die ihn auf den Thron geſetzt hat, unternommen hätte. Aber das Gegentheil iſt erwieſen. Nein,

meine Herren, nein! Niemals wird der König zu Euch ſagen: „Ich will Deſpot ſeyn!“ Nie wird er zu Euch ſagen, er habe die Conſtitution nur darum genehmigt, um nicht vom Throne geſtoßen zu werden. Er kennt ſeine falſchen Freunde zu gut; er hat dieſelben ſeit der Revolution kennen gelernt; und er weiß, wie ſie ihn bei jeder Gelegenheit hintergangen haben. Wir können alſo verſichert ſeyn, daß der König mit uns ein gemeinſchaftliches Intereſſe hat. Ich bin nicht der Meinung, daß man erklären ſoll, das Vaterland ſey in Gefahr. — Laſſet uns die Ehrfurcht des Volkes verdienen, ſo werden wir nicht nöthig haben, dieſelbe zu fördern. Laſſet uns ſelbſt der Conſtitution gehorchen, ſo wird auch das Volk unſern Geſetzen gehorchen.“

War Vergniauds Rede mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen worden, ſo wurde es die von Dumas mit dem größten Mißfallen.

Andere Abgeordnete ſprachen wieder ganz im Geiſte Vergniauds, und der Biſchoff Torne hielt eine Rede, welche noch heftiger war, und endigte mit dem Vorſchlag, daß man einen Dictator ernennen müſſe, um die Gefahr, welche dem Vaterland drohe, abzuwenden.

Alle Mauern waren nun mit Papieren beklebt, welche die Abdankung, Gefangennehmung

und ſogar die Verurtheilung des Königs verlangten, andere wollten die Civilliſte abgeſchafft wiſſen, u. ſ. w.

Was aber das Volk noch mehr als das alles erbitterte, war die Nachricht, daß die Preußen im Einverſtändniſſe mit Oeſterreich von Coblenz her mit 80,000 Mann wohlgeübter Truppen, meiſtens noch von der Armee Friedrichs des Großen herſtammend und vom Herzog von Braunſchweig befehligt, im Anmarſch ſeyen, von Seiten des Hofes und der ausübenden Gewalt aber nichts gethan wurde, um dem Feind Hinderniſſe in den Weg zu legen, und die zu ſchwachen Heere an den Gränzen zu verſtärken. Luckner hatte ſich bereits auf Lille und Valenciennes zurückziehen müſſen.

Dem König werden Projecte zu einer ſichern Flucht vorgeſchlagen, die er aber ausſchlägt. — Schritte der Königin.

Louis von Narbonne hatte ſich dem Hof wieder genähert, und der König ſchien ſeine Ergebenheit mit Vergnügen zu bemerken; er machte ihm einen Entweichungsvorſchlag, den er mit Madame Staël und Lafayette verabredet hatte, und zu welcher, wie behauptet wurde, auch Luckner eingewilligt hatte. Dieſem Projekt zufolge ſollte der König auf ſein Schloß nach Compiegne reiſen, — entweder öffentlich am Tage,

denn die Verfaſſung erlaubte ihm, ſich ſo weit von der Hauptſtadt zu entfernen, oder, — wenn dieß gefährlich ſchien, bei Nacht unter dem Schutze der Schweizer und der vertrauteſten Nationalgarden. Von Compiegne aus ſollte der König durch die Wälder fliehen und ſich zu Lafayette's Armee begeben. Daſelbſt angekommen, ſollte er ſogleich den feſten Willen, die Verfaſſung vollkommen aufrecht zu erhalten, durch eine Proclamation kundthun, die verfaſſende Verſammlung wieder zuſammenberufen, und ein Miniſterium bilden, von dem Narbonne und Necker Mitglieder geworden wären. Dieſen Plan billigte der König halb und halb, aber die Königin war durchaus dagegen, auch hatte ſie ihn Mehreren von ihrer Umgebung mitgetheilt, welche das Geheimniß entweder verriethen oder durch Schwatzhaftigkeit ausplauderten. Genug, das ganze Projekt erſchien mit allen Nebenumſtänden in einer fremden Zeitung, und ward ſogleich in allen Blättern der Jakobiner angekündigt. Ein anderer Vorſchlag der Art wurde dem Könige noch gemacht, von dem es unbegreiflich iſt, daß man ihn nicht angenommen hat, da ſeine Ausführung faſt unfehlbar war. Der Herzog von Liancourt befehligte eine Militärdiviſion in der Normandie. Die Stadt Rouen offenbarte ziemlich laut ihren Unwillen gegen die eingeriſſene Anarchie, welche ihren Handel und Gewerbfleiß zu Grunde richtete. Man ſprach den Namen des Königs daſelbſt noch mit einer gewiſſen Achtung, ja ſogar

mit Liebe aus. Rouen war unter dem Schutze einer ihrer erſten Magiſtratsperſonen, des Exmarquis Herbouville, ſogar ein Zufluchtsort für die Royaliſten und beſonders für die Verfaſſungsfreunde geworden. Die Nationalgarde daſelbſt äußerte ſämmtlich noch einen monarchiſchen Geiſt, den zu Paris kaum noch drei Compagnien beſaßen; eine noch ſicherere Unterſtützung durfte man von dem daſelbſt garniſonirenden Schweizerregimente Salis erwarten, ſo wie von dem Cavallerieregimente Meſtre-de-Camp. Mit vorher beſtellten Unterleg-Pferden konnte der König den Weg in 10 — 12 Stunden zurücklegen. Alle Städte auf dieſer Route waren noch königlich geſinnt. War in dieſer Stadt die Ankunft einer Pariſer Armee zu befürchten, ſo konnte man nach Havre flüchten, einer ebenfalls königlich geſinnten Stadt, und ſich von da nach England einſchiffen, wenn alle andere Hoffnung, ſich zu vertheidigen, verſchwunden wäre. Aus den Tuillerien zu kommen war weit weniger gefährlich, als man ſich einbildete, denn dem Könige ſtanden noch alle ſeine Schweizergarden zu Gebot. Auch dieſem Plane ſchien der König ganz beſonders ſeinen Beifall zu geben, und die Prinzeſſin Eliſabeth betrachtete ihn noch als das einzige Rettungsmittel ihres Bruders, allein die Königin verwarf ihn ebenfalls als viel zu gewagt.

Sie äußerte ſich darüber gegen einen ihrer

Vertrauten: „Man hat uns bereden wollen, nach der Normandie zu fliehen, weil uns von dorther beſtändig Adreſſen mit den Verſicherungen der größten Anhänglichkeit zukommen. Allein wenn, wie nur ſo ſehr zu befürchten ſteht, die Marſeiller und Vorſtädter kommen, uns zu holen, ſo würden die Bewohner der dortigen Häuſer und Hütten dieß nicht verhindern können. Wir müſſen in einem Schifferfahrzeug entfliehen und würden vielleicht das Schickſal des Königs Jakob haben. — Eben ſo gut können wir hier umkommen, wie groß auch die Gefahr ſeyn mag, welche uns umgibt; der König und ich werden zu Paris bleiben; dieß iſt die Meinung des Herzogs von Braunſchweig. Sein Plan, den er uns mitgetheilt hat, iſt, uns in dieſen Mauern ſelbſt zu befreien.“

Lacretelle der ſich damals zu Rouen bei Liancourt befand, berichtet auch: „Dem Könige leuchtete das Vortheilhafte dieſes Plans ſo ſehr ein, daß er zwei Monate lang mit dem größten Geheimniß die Vorbereitungen zu der Reiſe nach Rouen machen ließ: man hatte Kanonen nach Havre geſchafft, und noch kurz vor dem furchtbaren 10. Auguſt ließ er 300 Mann Schweizer auf der Straße nach der Normandie, unter dem Vorwand, die von daher kommenden Getraidetransporte zu escortiren, detaſchiren; dennoch wankte er wieder. Ludwig XVI. verſtand beſſer zu dulden als zu wollen.

Die Königin, von der man wußte, daß ſie mit Sehnſucht ihre Befreiung von dem Ausland erwartete, ſchrieb unaufhörlich an ihre Familie und an die Bruder des Königs; ihre Briefe wurden jetzt dringender, und ſie ſprach ihre Furcht über die Langſamkeit ihrer Maßregeln und Hülfe aus. Auf Vorwürfe der Art hatte ihr die Statthalterin der Niederlande, Chriſtina, geantwortet: „Außerhalb Frankreich ſey man wegen der Lage des Königs und der Ihrigen zum Mindeſten eben ſo beſorgt, wie ſie; allein die Art und Weiſe der Hülfe könnte ihr Heil oder ihr Verderben herbeiführen, und mit einer ſo wichtigen Verantwortung belaſtet, müßten die Verbündeten mit Klugheit und Vorſicht zu Werke gehen.“ Marie Antoinette zählte indeſſen auf die baldigſte Befreiung. Sie hatte die Marſchroute, welche die Ausgewanderten und die Preußen nehmen ſollten, erhalten, ſie wußte, wann ſie in Verdun, wann in Lille ſeyn konnten, ſo wie, daß man das letztere belagern würde, und hoffte in vier Wochen ſpäteſtens befreit zu ſeyn, obgleich ſie manchmal Vorgefühle vom Gegentheil, und die Furcht, daß dieſe Hülfe zu ſpät kommen möchte, ängſtigten. Wäre ſie dieſen Eingebungen doch gefolgt, und hätte ſie den Rath ihrer beſſern und klügern Freunde befolgt, welche es aufrichtig meinten, ihr den Nachtheil der fremden Hülfe vorſtellten und ihr ſagten, die Fremden könnten allenfalls noch zeitig genug zu ihrem

Verderben und vielleicht zu ihrer Leichenfeier kommen!

Einſtweilen kamen täglich Einige von den nach Paris beſchiedenen Freiwilligen, unter dem Vorwande, daſelbſt das Bundesfeſt des 14. Juli zu feiern, in der Hauptſtadt an, wo Alles zu ihrer Aufnahme bereit war, und man ſich viel Mühe gab, ihnen den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Sie wurden meiſtens in den von den ausgewanderten Adelichen verlaſſenen Palläſten, in prächtig möblirten Zimmern logirt, und vorzugsweiſe hob man ihnen die Plätze auf den Gallerien der Nationalverſammlung auf. — Robespierre hielt in dem Jakobiner-Clubb folgende Rede an ſie:

„Das Märzfeld iſt noch mit dem Blute der Patrioten befleckt, welches am 17. Juli des verfloſſenen Jahres vergoſſen wurde. Euch hat das Vaterland die Ehre aufbehalten, dieſes Blut zu rächen. Mit dem Blute der Schuldigen muß man den Schimpf abwaſchen, welcher damals der Freiheit angethan wurde. Das Vaterland iſt in Gefahr. Ein gegen die Freiheit verſchworner General ſteht an der Spitze unſerer Heere, und ein verdorbener Hof arbeitet unabläßig an unſerm Verderben. Wenn man dieſen General, den Urheber all unſers Elendes, das Racheſchwert hätte fühlen laſſen, ſo würde der Krieg beendigt ſeyn, Brabant wäre frei, und alle die kleinen Könige,

alle jene kleinen Churfürſten und alle jene Für=ſten würden ohne Thron und ohne Unterthanen ſeyn.“

Um möglichen Unruhen vorzubeugen und Vergniaud's Anklage zu widerlegen, erließ der König folgende Schreiben, — das eine an die Nationalverſammlung, und das andere an alle Mächte Europa's:

„Paris, am 4. Juli, im vierten Jahre der Freiheit.“

„Wir nahen uns, meine Herren, jenem be=rühmten Zeitpunkte, in welchem die Franzoſen in allen Theilen des Reichs das Andenken des be=rühmten, am 14. Juli 1790 auf dem Altare des Vaterlandes geſchloſſenen Vertrages erneuern wer=den. Das Geſetz verbietet eine jede beſondere Föderation. Es erlaubt weiter nichts, als eine jährliche Erneuerung des Bundeseides an dem Hauptorte eines jeden Diſtricts. Allein es giebt eine Maßregel, welche, ohne dem Texte des Ge=ſetzes im Mindeſten zn widerſprechen, der großen Begebenheiten würdig zu ſeyn ſcheint, die ſich von allen Seiten drängen. Eine große Nation ſieht vorzüglich dann ein, wie nöthig es iſt, den Frieden im Innern zu erhalten, wenn ſie genö=thigt iſt, Krieg zu führen, um ihre Freiheit zu vertheidigen. Wenn innere Zwietracht mit dem auswärtigen Kriege zuſammentrifft, wenn boshafte Menſchen Unruhen erregen wollen, dann müſſen

die friedlich geſinnten Bürger des Staats beruhigt werden. Man muß den Armeen beweiſen, daß ſie für den Frieden und die Freiheit ſtreiten. Ich habe geglaubt, daß man ihnen nicht ſicherer dafür bürgen könne, als durch die Vereinigung beider Gewalten, indem beide denſelben Wunſch, den Wunſch, frei zu leben oder zu ſterben, wiederholten. Eine große Anzahl Franzoſen kommt aus allen Abtheilungen hieher. Sie glauben jetzt, da ſie im Begriffe ſind, nach den Gränzen zu gehen, es werde ihre Kraft vermehren, wenn ſie mit ihren Brüdern, den Einwohnern der Stadt Paris, zu dem Bundesfeſte zugelaſſen werden. Ich wünſche, mitten unter der Verſammlung hinzugehen, um den Eid dieſer Bürger zu empfangen, und den boshaften Menſchen, welche den Untergang des Vaterlandes zu bewirken ſuchen, indem ſie Zwietracht unter uns ſtiften, zu beweiſen, daß wir von Einem Geiſte, dem Geiſte der Conſtitution, beſeelt ſind, und daß wir vorzüglich durch innere Ruhe unſere äußern Siege vorzubereiten und gewiß zu machen ſuchen.“

„Ludwig.“

Notification des Königs der Franzoſen an alle Mächte Europa's.

„Da der König der Franzoſen in Erfahrung gebracht hat, daß man fortfährt, ſich ſeines Na-

mens zu bedienen, um bei fremden Höfen Verhandlungen vorzuſchlagen, Anlehen zu machen, und ſich ſogar Anwerbungen von Truppen zu erlauben, ſo will er nochmals auf eine feierliche Weiſe ſeine Zuneigung zur Conſtitution, die er freiwillig angenommen und zu vertheidigen geſchworen hat, bekannt machen. Er widerruft zu dem Ende alle Declarationen, Proteſtationen, Unterhandlungen bei auswärtigen Höfen, Anlehen, Anwerbungen von Truppen, allen Ankauf von Waffen oder Kriegsmunition, und andere Privatverhandlungen, welche in ſeinem Namen von den franzöſiſchen Prinzen, Ludwig Stanislaus Xaver, Carl Philipp, Ludwig Joſeph, Ludwig Heinrich, Joſeph und Ludwig Anton Heinrich, ſo wie von den übrigen Ausgewanderten und Rebellen gegen die Geſetze ihres Landes, gemacht worden ſind. Er erklärt, daß ſein eigenes Intereſſe und das Intereſſe ſeines Volkes, deſſen erblicher Stellvertreter er iſt, unzertrennlich ſind, und daß die ihm anvertraute Regierung von ihm in ihrer ganzen Lauterkeit gehandhabt werden wird. Der König der Franzoſen, welcher bei dieſem Entſchluſſe feſt zu verharren geſonnen iſt, trägt ſeinem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte auf, allen Mächten bekannt zu machen, daß er ganz der Sache des franzöſiſchen Volkes ergeben iſt, und daß er alle Macht anwenden wird, die ihm die Conſtitution gegen Frankreichs Feinde in die Hand gegeben

hat, was ſie auch für einen Vorwand nehmen mögen, um bewaffnete Zuſammenrottungen der Ausgewanderten zu dulden, oder dieſelben in ihren feindſeligen Unternehmungen zu unterſtützen.“

„Ludwig.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

zum vierten Bande des Werkes „Unſere Zeit.“

Seite

Fortſetzung der Greuelſcenen zu St. Domingo 7

Mißhelligkeiten mit der Schweiz 47

Ceremonielle Mißhelligkeiten der Nationalverſammlung mit dem Könige 87

Schlimmer Zuſtand der franzöſiſchen Finanzen 99

Alle Parteien wollen Krieg, dem ſich Robespierre allein widerſetzt 107

Unruhen und revolutionäre Auftritte in verſchiedenen Theilen Frankreichs 113

Bertrand de Molleville entgeht dem Anklagedecrete 121

Die Nationalverſammlung fordert den König auf, entſcheidende Maßregeln gegen die fremden Mächte und Ausgewanderten zu nehmen 133

Man rüſtet ſich zum Kriege 150

Merkwürdige Debatten über den zu erklärenden Krieg 165

Circular-Depeſche des Herrn Hof- und Staatskanzlers, Fürſten von Kaunitz-Rittberg, an die Geſandten und Miniſter Sr. Kaiſ. Maj. an mehreren auswärtigen Höfen 177

Officielle Note des Herrn Grafen von Goltz, außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters Sr. Preußiſchen Majeſtät 185

Narbonne's Entlaſſung 187

Deleſſart wird in Anklagezuſtand verſetzt 189

Veränderung des Miniſteriums 205

Dumouriez 206

Roland 211

Tod Leopold's II, 213

Benehmen der Königin von Frankreich bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders, und ſonſtige Vorgänge beim Hofe; deſſen fernere Politik 217

Seite

Guſtav III., König von Schweden, wird auf einem Maskenballe ermordet 226

Frankreich erklärt dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg 241

Fortſetzung der Kriegserklärung ꝛc. 262

Auseinanderſetzung der Gründe, welche die Nationalverſammlung bewogen haben, dem Antrage des Königs auf eine Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen beizuſtimmen, von Condorcet 266

Den von den Galeeren befreiten Schweizern des Regiments Chateauvieux wird ein Feſt gegeben 299

Erſte Kriegsthaten der Franzoſen 306

Die conſtitutionelle Leibwache des Königs wird durch einen Beſchluß der Nationalverſammlung entlaſſen 328

Unglückliche Lage des Königs und ſeiner Familie

Die Jakobiner gewinnen immer mehr die Oberhand

Neuer Beſchluß gegen die widerſpenſtigen Prieſter

Beſchluß zur Bildung eines Lagers bei Paris von 20.000 Mann 358

Rolands Umtriebe und berüchtigter Brief an den König 370

Abermaliger Miniſterwechſel 389

Der 20. Juni 1792 411

Lafayette erſcheint unvermuthet zu Paris 479

Die Jakobiner nehmen Maßregeln, um den Thron baldmöglichſt umzuſtürzen 492

Dem Könige werden Projecte zu einer ſichern Flucht vorgeſchlagen, die er aber ausſchlägt. — Schritte der Königin 501.

Notification des Königs der Franzoſen an alle Mächte Europa's 508

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friederich, Johann Konrad, 1789-1858

Unsere Zeit, oder Geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789 - 1830

Bd.: 4 = Heft 13/16

Stuttgart 1827

Eur. 1006 x-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10409294-6